Bibliothek
Ihrer Hochfürſtl. Durchlaucht
der Frau Pfalzgräfin,
gebohrnen Landgräfin von
Heſſen = Darmſtadt.

~~5361.~~
~~M. 148.~~
P.O. angl. 448-2

Trakimor

<3664163568OO18

<3664163568OO18

Bayer. Staatsbibliothek

Trakimor,

oder

das goldene Land.

Aus dem Engliſchen überſetzt.

Zweyter Theil.

Auf Koſten des Ueberſetzers
1788.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Trakimor;

oder

das goldene Land.

Zweiter Theil.

Nach Trakimor kam nie einer der zwölf Apoſtel; auch fand nie ein Jünger Zinzendorfs oder Loiola's, oder ſonſt ein europäiſcher Mönch oder Miſſionar den Weg hieher. Von allen vier Evangeliſten weis man hier zu Lande kein Wort; nicht einmal der Name Jeſus iſt hier bekannt. Und dennoch hat keine Religion der Welt mehr Aenlichkeit mit dem Chriſtenthum oder iſt vielmehr ſo das Chriſtenthum ſelbſt, als die trakimorſche.

Dieſen Satz zu behaupten mus man freilich erſt zwei Bedingungen feſtſetzen. Einmal mus man vom Chriſtenthum alle die tauſendmaltauſend Zuſätze abrechnen, welche es ſeit der Zerſtörung Jeruſalems an bis iezt von Kirchenvätern, Koncilien, Päbſten, Prieſtern, Scholaſtikern und Mönchen erhalten hat, und es blos in iener urſprünglichen, einfältigen und natürlichen Geſtalt betrachten, in der es Jeſus ſelbſt ſeinen Zeitgenoſſen gab; denn in der gewöhnlichen Mönchs- und Pfaffenreligion Europens möchten wohl kluge,

der Sache kundige und offenherzige Chriſten ſelbſt das eigentliche und wahre Chriſtenthum nicht wiederfinden. Sodann mus man auch den eigenen Vortrag Jeſu und ſeine Lehre, wie ſie in den vier Evangeliſten ſteht, von morgenländiſcher Sprache, von damals üblichen Bildern und Tropen, und vom jüdiſchen Koſtume, das Jeſus nicht ganz verletzen durfte, entkleiden; man mus bedenken, daß er ſich nach der Vorſtellungsart ſeines Zeitalters und ſeiner Nation bequemen muſte, daß er ſogar wirkliche, aber heiliggewordene und herrſchende Vorurtheile nicht ſogleich mit Stumpf und Stiel ausrotten, ſondern nur allmählig untergraben und — ſein Volk nur gängeln durfte; man mus mithin ſeinen eigenen Vortrag auf einfache, in ſeinen Worten nur wirklich enthaltene, allgemeinverſtändliche Sätze zurückbringen und einzig und allein das kleine Ganze, welches dieſe hernach ausmachen, Chriſtenthum nennen. Dis beides vorausgeſetzt, kann keine Wahrheit wahrer ſein, als die, — daß der trakimorſche Glaube und der Jeſusglaube nur ein Glaube ſei.

Wie nun dieſes einzige und ächte Chriſtenthum ohne Evangeliſten, Apoſtel und

Miſſi-

Miſſionarien nach Trakimor gekommen ſei, läſſet ſich von unvoreingenommenen Denkern gar leicht begreifen. Da ſolches ein= für allemahl keine andern, und auch weder mehr, noch weniger Wahrheiten enthält, als die, welche der menſchliche Verſtand, ſobald er nur in der Maſſe kultivirt iſt, daß er aus den Prämiſſen der Natur richtig konkludiren lernt, allenthalben findet: ſo muſte es auch hier mit dem Zeitpunkt zugleich in Aufnahme kommen, in welchem die Menſchheit hier dieſen Grad von Verſtandeskultur erreichte. Man glaubt alſo iezt an die eigentlichen unentbehrlichen Wahrheiten des Menſchen auf das herzlichſte und hat ſehr deutliche Begriffe davon; und zwar ohne ſeine Begriffe und ſeinen Glauben aus irgend einer andern Offenbarung zu ſchöpfen, als aus der allgemeinen Offenbarung der Natur. Allerdings war dis aber auch hier nicht gleich von Anfang ſo, ſondern die Religion wandelte in Trakimor denſelben Weg, welchen ſie auf dem ganzen übrigen Erdboden von ieher gewandelt hat. Vor mehr, als tauſend Jahren nehmlich ſtand ein Weiſer auf, der ſich für einen auſſerordentlichen Geſandten des

oberſten Weſens an ſeine Nation erklärte und ſie die Wahrheiten der Natur- und Vernunftreligion unter dem Anſehen einer an ihn ergangenen höhern Offenbarung lehrte. Er bewies nichts von dem, was er vortrug, ſondern trug alles als göttliches Axiom vor und illuſtrirte es nur durch ſtetes Hinweiſen auf die Natur. Man widmete ihm Glauben. Dis hatte den guten Erfolg, daß man auch den Wahrheiten, welche er lehrte, Glauben widmete. Je kultivirter hernach die Nation ward, deſto mehr fand man das alles ſelbſt, was er nur ans Licht gebracht haben ſollte, und fand es an denſelben Stellen, wo er es nur gefunden haben konnte. Bis auf den heutigen Tag noch ſchätzt man ihn der guten Abſichten wegen, die er bei ſeinem ganzen Unternehmen, das er Sendung nannte, an den Tag legte, und die er auch zum Heil ſeines Volks wirklich erreichte. Das Ende ſeiner Laufbahn hatte viel Aehnlichkeit mit dem Ende des Henoch, des Moſes und des Elias und anderer, die aus Trieb zu Gott und für Volkswohl in der Religion durchgriffen; — er verſchwand. Man iſt aber iezt weit davon entfernt, dieſen

Worten einen andern Sinn zu geben, als den, — daß er ſeinen Tod zu verbergen gewuſt. Ueberhaupt verdiente ein gewiſſes Buch, das über dieſen und manchen andern damit verwandten Gegenſtand in Trakimor geſchrieben worden iſt, in der ganzen ſublunariſchen Welt geleſen zu werden. Es erſchien gleich nach der groſſen Staatsrevolution, und folgende Stellen daraus dürften hier wohl am rechten Orte ſtehen.

„Sambul war gewis einer der erhabenſten Menſchen, der Weiſeſte und Edelſte ſeiner Zeit. Was Tauſende damals noch nicht wuſten, wuſte er ſchon und wuſte es ſehr deutlich. Da er ſich nun im Beſitz ſeiner Kenntniſſe ſo glücklich fühlte, wünſchte er auch, daß ſein ganzes Volk eben ſo glücklich ſein möchte. Menſchenliebe, verbunden mit Eifer für die Wahrheit, trieb ihn an, ſich mitzutheilen. Er ward öffentlicher Lehrer ſeines Glaubens und ſtiftete dadurch unausſprechlichen Segen. Aus Zutrauen zu ihm, das er ſich auf alle Weiſe zu erwerben wuſte, entſtand Ergebenheit an ſeine Lehre; und ſo kamen nach und nach Hunderttauſende durch ihn in den Beſitz

iener allein weiſe, gut und froh machenden Wahrheiten, welche ſie durch ſich ſelbſt nie gefunden hätten. Was für Dank und Segen verdient noch iezt von uns Sambul dafür, daß er das Licht und der Leiter unſerer noch ſo finſtern, rohen und unausgebildeten Vorwelt ward! Wie müſte uns ſeine Aſche noch unweit heiliger ſein, als die Aſche des Beſten unter allen unſern Königen, wenn wir wüſten, wo er ſie gelaſſen hätte! Aber — daß er ſeine Lehre durch eine auſſerordentliche Offenbarung erhalten, daß er ſeine damals allerdings vorzüglichen und vieleicht gar einzigen Kentniſſe in einem wirklichen Umgang mit dem oberſten Weſen erlernt und daß Gott ſelbſt mit ihm geſprochen habe — — — wie iſt es möglich, daß wir dis noch glauben können?“

„Im Grunde empfängt der Menſch allen Glauben und alle Erkentnis Gottes, welche er ſich durch ſich ſelbſt und durch eigenes Nachdenken verſchaft, durch Offenbarung. Der groſſe Meiſter des Ganzen offenbart ſich ihm in ſeinen Werken, und er leitet aus der Beobachtung derſelben ſeine Kenntniſſe ab. In dieſem

dieſem Verſtande hat Sambul allerdings auch Offenbarungen genoſſen; denn er fand alle ſeine Wahrheiten durch Betrachtung der Welt ſelbſt. Ja, man kann von ihm noch behaupten, daß er viel und hohe Offenbarung genoſſen; denn er fand die Wahrheiten, welche uns unentbehrlich ſind, alle und ſehr rein. Allein dieſe Offenbarungen werden uns allen noch zu Theile, ſobald wir nur wollen und unſere Augen mit Verſtand auf die Werke Gottes richten. Ja, ſie müſſen uns jetzt in noch höherer Maſſe zu Theile werden können, als ihm, da wir ſeit ſeinem Zeitalter in den Kentniſſen der Natur ſo herrlich fortgeſchritten ſind. Wir brauchen nun nicht mehr aus ihm zu ſchöpfen, ſondern wir können mit ihm zugleich aus derſelben Quelle ſchöpfen, und wenn wir auch nicht mehr Wahrheit finden, als er ſchon fand, ſo finden wir doch mehr Beweiſe der Wahrheit, als er gefunden hat. Andere Arten von göttlicher Offenbarung, als die Offenbarung Gottes in der Natur, gibt es für uns nicht, hat es nie gegeben und kann es auch nicht geben. Ueber Gottes Werke nach-

denken das heißt — mit Gott Umgang haben. Mit angeſtrengter Seele darüber nachdenken heißt — in einem vertrauten Umgange mit Gott ſtehen. Sein ganzes Leben hindurch darüber nachdenken heißt — im immerwährenden Umgang mit Gott ſich befinden. . . Dieſe göttliche Offenbarung findet auf dem ganzen Erdboden Statt. Wo Menſchen wohnen, da ſehen ſie auch die erhabenen Schöpfungen des unſichtbaren oberſten Weſens. Ebendarum aber, weil dieſe Offenbarung die allgemeine iſt, mus ſie auch die einzigwahre ſein. Würde Gott nicht ſelbſt ſie für unzureichend erklären, wenn er ſich dieſem oder ienem Menſchen noch beſonders und auſſerordentlich offenbarete? Iſt ſie aber im Ernſt unzureichend, warum offenbarte ſich Gott ſo unvollkommen? Nein, aber er hat ſich in ſeiner Schöpfung zur Genüge geoffenbaret, und dieſe Art von Offenbarung war auch für uns als vernünftige Geſchöpfe gerade die anſtändigſte. Wenn ſie nehmlich uns nun Offenbarung werden ſoll, ſo müſſen wir ſie durch Anwendung unſerer höhern Kräfte,

durch Aufmerken, Beobachten und Nachdenken erſt dazu machen. Thun wir dis nicht, ſo iſt ſie ebenſo für uns verlohren, wie für den Trimma, für den Muran und für alle übrige Waldthiere. So behandelt uns das oberſte Weſen in unſrer wichtigſten Angelegenheit unſerer Vernunft und unſern höhern Vorzügen gemäs. Es macht auch keine Abänderung in der einmahl getroffenen Einrichtung, die Menſchen zur Wahrheit zu leiten. Nicht alle Völker gelangen zu gleicher Zeit und gleichſchnell zu ihr. Umſtände halten oft das eine um ein Jahrtauſend länger von ihr entfernt, als das andere. Endlich aber gelangt doch iedes hinzu; ſobald ſein Verſtand ſich ausbildet und die vorbereitenden Wiſſenſchaften, beſonders die Naturkunde und die Selbſtkentnis unter ihm aufblühen. Auch dis muſte ſo ſein; damit das menſchliche Geſchlecht auf dieſer Seite einen ebenſo mannigfaltigen Anblick gewährte, als auf allen andern Seiten.“

„Was für andere Offenbarungsarten ſollte es denn geben, wenn wir nicht dieſe, die Offenbarung der Wahrheit

durch

durch die Natur an den Verſtand für die einzige erkennen wollten, an die wir gewieſen wären? — Und wenn man auch auſſer ihr ſich noch einige denken könnte, ſtreiten ſie nicht alle, wie man ſie ſich auch nur denken möchte, mit den reinern Begriffen von Gott ſelbſt, mit der Beſtimmung und Würde des Menſchen? —

„Soll uns die Wahrheit etwa träumen? Der Einfall wäre nicht übel. Weniſtens wäre es die allerbequemſte Art zu ihr zu gelangen, daß man ſogar dazu ſchlafen könnte. Aber eben darum ſchon kann dis nie der Weg ſein, auf welchem Gott ſie uns offenbart. Wahrheit zu finden verdient nur der, der ſie ſucht. Ohne Mitwirkung unſeres Verſtandes iſt keine Mittheilung der Wahrheit an uns gedenkbar. Man nehme eins von beiden an — die Wahrheit, welche uns träumen ſoll, könnten wir entweder wachend finden, oder nicht. Iſt ienes, wozu ſoll ſie uns denn träumen? Iſt dieſes, wie kann man glauben, eine Wahrheit ſchlafend zu finden, die man nicht einmahl wachend finden kann? Iſt nicht Schlaf der Zuſtand unſerer höchſten Schwachheit und

Ent-

Entkräftung? Und der ſollte zur Erkentnis der Wahrheit für uns von Gott gewählt werden? Wie bedenklich wäre dis! Es iſt ia doch wohl an uns und an unſern Leben kaum etwas zu finden, das weniger unſere Achtung und unſer Zutrauen verdiente, als unſere Träume. Sagen wir nicht zu ieden, der ſich verwirrte Vorſtellungen macht, im Sprichwort — du träumſt wohl? Und in dieſem Zuſtande ſollten wir auſſerordentliche Offenbarungen erwarten? Woran ſollten wir denn auch einen Traum, den Gott uns machte, von denen unterſcheiden, die uns ein unruhiges Herz, ein überſpanntes Nachdenken, ein erhiztes Blut oder gar ein überladener Magen machte? Würde nicht ieder Narr ſeine Träume für Offenbarungen ausgeben? Würde am Ende ein vernünftiger Mann noch mit irgend etwas aufkommen, ſobald ein anderer bewieſe, daß er das Gegentheil davon geträumt habe? In der That, ſo wären wir von Gott auf das ſchlüpfrigſte geſtellt, wenn wir, die wir doch ſo ſehr von der Wahrheit unſere Ruhe und Zufriedenheit erwarten müſſen, ſie im Traum von ihm empfangen ſollten."

„Oder

„Oder ſoll ſie uns etwa in den Stunden halber oder ganzer Schwärmerei, wo unſere Seele nicht denkt, ſondern mahlt und ſpielt, unter ſeltſamen und wunderbaren Bildern geoffenbaret werden, die plötzlich vor uns erſcheinen, uns weiſe machen und dann wieder verſchwinden? Iſt ſie uns denn aber nicht in der Natur, ſchon tauſendfältig genung vorgebildet? Sind dieſe ihre Bilder nicht die deutlichſten, die verſtändlichſten? Wozu alſo noch auſſerordentliche Bilder, Erſcheinungen und Geſichter? Wer ſoll Bürge dafür ſein, daß dergleichen nicht blos Wirkungen eines gedrückten Gehirns, Täuſchungen unſerer eigenen ausſchweifenden Einbildung, Vorboten von einer nahen ſchweren Krankheit und Träume bei offenen Augen ſind? Dieſe ſind ia doch wenigſtens nichts ſeltenes. Woran ſoll man nun ſolche Bilder von denen unterſcheiden, die uns Gott wirklich vorhielte? Oder wenn es von der letztern Art gäbe, nach welchen Geſetzen ſollen ſie gedeutet werden? Zur Erkentnis der Wahrheit wird ein ruhiges Nachdenken

er=

erfordert. Wie kann die Seele hierzu in einem Zuſtande geſchickt ſein, wo die Einbildung ſie heftig bewegt, ſie fortreißt und gleichſam auſſer ſich ſelbſt verſetzt? Nein, nicht durch Spiele, Tändeleien, Vorſpiegelungen und Bilderchen, ſondern durch redlichen und männlichen Gebrauch unſerer Vernunft ſollen wir zur Einſicht der Wahrheit gelangen. Jenes wäre des oberſten Geiſtes, der uns zu ihr führen will, unſeres Geiſtes, deſſen Eigenthum ſie werden ſoll, und der Wahrheit ſelbſt unwürdig.“

„Oder ſoll Gott etwa durch unmittelbares Einwirken Gedanken, Erkentnis, Erleuchtung, Glauben und Ueberzeugung in uns hervorbringen, ſo, daß wir nicht wüſten, woher und von wannen ſie kämen, daß die Quelle der Wahrheit wie in uns ſelbſt hervorbräche und uns plötzlich über und über durchſtrömte? — Es ſei aber hier nicht einmahl die Frage, ob Gott dis thun könne; ſo viel wir von uns wiſſen, wirkt er alles nur mittelbar an uns, und ſo wäre dis wenigſtens ſeine einzige unmittelbare Wirkung auf uns; ſondern die Frage ſei blos, war-

um

um ſich Gott eines ſolchen unmittelbaren Einwirkens bedienen ſolle, da wir Mittel genung haben, die Wahrheit zu erlangen. Man wird doch dis wohl zugeben, daß er nicht eher ein Wunder thun werde, bis ein Wunder nothwendig ſei... Es iſt ein falſcher Glaube, wenn man meint, daß es zur Ehre Gottes gereiche, wenn man ihn recht oft Wunder verrichten läſſet. Jede unmittelbare Dazwiſchenkunft Gottes wäre vielmehr ein Beweis von der Unvollkommenheit ſeiner für uns getroffenen Anſtalten. Man brauche ſeine Vernunft und übe ſie recht an Betrachtung der Werke Gottes; ſo kommt man gewis zur Erkentnis ieder Wahrheit, welche zu unſerer Glückſeligkeit nothwendig iſt. Und woran ſollten wir abermahls einen von Gott ſelbſt unmittelbar in uns bewirkten Gedanken von eigenen Einfällen unterſchieden, die oft lange ſchon in unſerer Seele ſchlummerten und nur noch auf einen noch nicht erſchienenen Umſtand warteten, um plötzlich in uns zu erwachen? Der Faulheit im Forſchen, Nachdenken und Lernen würde warlich kein Maas ſein, wenn

man

man nur erſt durch ein Wunder klug zu werden auch nur Hofnung hätte, und Narren aller Art würden uns ihren tollſten Unſinn für göttliche Eingebung verkaufen wollen.“

„Oder ſoll Gott endlich etwa ſelbſt wirklich mit uns ſprechen, um uns die Wahrheit zu offenbaren? — Ich frage — — hat er denn nicht genung zu uns geredet? Redet er nicht noch genung zu uns durch ſeine Werke und durch unſern Verſtand? Dis, dis iſt die Sprache, durch welche der oberſte Geiſt zu Menſchen ſpricht. Frei=lich — Mund gegen Mund — hieran ſind wir bei Unſersgleichen ſo gewöhnt; aber ſo eine Sprache hat nun einmahl Gott nicht. Was iſt doch das für eine kleinliche, kindiſche Vorſtellung, daß das höchſte un=ſichtbare Weſen uns erſcheinen; daß der allgegenwärtige Schöpfer an einem einzigen gewiſſen Ort in einer dieſen Ort einnehmenden Geſtalt vor uns ſtehen, und daß der reineſte Geiſt ſo, wie wir, Laute und Worte von ſich geben ſolle! Iſt es möglich, auch nur im geringſten über Gott nachge=

dacht zu haben und dieſe Meinung nicht auf der Stelle für unſchicklich und albern zu erklären? Wenn unſere älteſten Vorfaren an ſo etwas geglaubt haben, ſo ſei es; es gehört dis vieleicht zur Kindheit und Einfalt der Vorwelt. Aber wenn von uns noch iemand dergleichen wirklich glauben könnte, ſo müſte man ihm fleißig Blutverdünnenden Sarrottaſaft trinken laſſen. Und nehmet einmal an, Gott hätte in der That ſo eine Stimme, wie wir, oder bediente ſich auch nur derſelben, woran ſollte denn derienige, welcher ſie hörte, erkennen, daß er Gottes Stimme höre? Etwa daran, wenn er keinen Menſchen um ſich ſähe, und daß er dann dächte — es mus doch iemand iezt mit dir ſprechen, du ſieheſt aber keinen, folglich ſpricht Gott mit dir? Nun ſo iſt ieder vertiefte und ieder wahnſinnige Menſch, der mit ſich ſelbſt ſpricht, ſich fragt und ſich antwortet, befugt, uns zu ſagen, daß Gott mit ihm ſpreche... Ich fürchte, ich fürchte, daß dieienigen, welche im Ernſt geglaubt haben, mit Gott zu ſprechen, mit keinem andern, als mit ſich ſelbſt, geredet haben, oder daß gar mancher unter ihnen

ihnen zu Zeiten völlig verrückt geweſen ſei; als in welchem Zuſtande man auch nicht nur Stimmen hören kann, die gar nicht erſchallen, ſondern ſogar Geſtalten ſehen, die gar nicht da ſtehen. Und worauf ſoll man es endlich einem Menſchen glauben, der es behauptet, daß Gott mit ihm geredet habe? Auf ſein bloſſes Wort etwa? Das wäre arg. Das könnt er auch wohl nicht verlangen. Wenigſtens fand man es vor einigen hundert Jahren ſchon an dem Schwärmer Daldal ſehr unbeſcheiden, daß er Glauben auf ſeine bloſſe Angabe begehrte, daß er täglich noch mit dem Geiſt Sambuls ſpreche und von ihm erleuchtet werde, und es iſt bekannt, daß er in völliger Narrheit ſtarb. Ein Menſch, dem man glauben ſollte, daß Gott zuweilen mit ihm ſpreche, müſte entweder Dinge ſagen können, die man ohne mit Gott geſprochen zu haben, nicht ſagen könnte, oder es müſte ſonſt ein untrügliches Wahrzeichen von ſeinen Geſprächen mit Gott irgendwo an ihm zurückgeblieben ſein. Keins von beiden iſt bis iezt geſchehen. Laſſet uns alſo auf ſolche Schwäzereien höchſtmistrauiſch ſein. Die Erwartung aller andern und höhern Offenbarungen der

Wahrheit, als dieienige iſt, welche durch die Natur an unſern Verſtand geſchehen iſt und ſtets geſchehen wird, führt die Menſchen von dem ihnen von Gott vorgezeichneten geraden Wege zur Wahrheit, auf dem ſie ſie einzig und allein nur finden können, ab, und öfnet dem Aberglauben, der Schwärmerei und dem Betrug aller Art die groſſe Thüre.“

„Deſſen ungeachtet kann doch ein Menſch um tauſend Jahre früher die Wahrheit finden, als ſein Volk ſie findet, ohne daß ihm deshalb beſondere göttliche Offenbarung widerfahren wäre. Entweder er entdeckt ſie ſelbſt durch ienes tiefe und anhaltende Forſchen, welches, ſo lange die Völker noch roh ſind, kaum Sache des tauſendmaltauſendſten Kopfs unter ihnen iſt; oder er hat das Glück, einem ältern Weiſen zu gefallen, der einſt auch die Wahrheit durch Ueberlieferung im Verborgenen empfing, ſie als anvertrautes Geheimnis für ſich behielt und ſie endlich auf der Abneige dieſes Lebens wieder in einem andern menſchlichen Buſen niederzulegen beſchlos. Wenn er dann Rechtſchaffenheit genung hat, die Glückſeligkeit, welche ihm die Wahrheit verſchaft, auch

auch allen andern zu gönnen, und Muths genung, die mit Ausbreitung der Wahrheit gemeiniglich verknüpften Gefaren nicht zu ſcheuen; wenn er die Wahrheit öffentlich mittheilt und ſie unter die Leute bringt: ſo kann man ihn gewiſſermaſſen einen Geſandten Gottes an ſein Volk nennen; ohne daß er deshalb aus einem andern Stern auf die Erde herabgeſchickt worden ſei oder auch nur einen andern Urſprung gehabt haben müſſe, als alle übrige Menſchen. Ohne den Willen der Fürſehung geſchieht überall nichts. Alles, was auf das Wohl der Völker Einflus hat, iſt Veranſtaltung des oberſten Weſen; wie vielmehr mus ein ſo wichtiger und gemeinnütziger Vorgang, als der öffentliche Hervortritt eines ſolchen Erleuchters vieler Tauſende iſt, göttliche Anſtalt ſein!“

„Sambul war ſo ein Mann für ſein Vaterland. Ob er aber die Wahrheiten, welche er lehrte, ſelbſt gefunden, oder ob ſie der Nachlas eines ältern ihn ſeiner Wisbegier wegen liebenden Weiſen für ihn geweſen, iſt nicht zu beſtimmen. Vieleicht ward er auch von einem andern denkenden

Kopf zwar unterrichtet, kam aber durch fort=geſetztes Nachdenken hernach noch weiter als dieſer. Wenigſtens hat die alte Sage noch uns gewiſſe Hölen auf den Bergen merkwürdig gemacht, in welchen einſt Einſiedler gewohnt haben ſollen, zu denen man Kranke aller Art hinbrachte, daß ſie von ihnen geheilt wurden. Vermuthlich waren dis damals die einzigen Menſchen hier, welche ſich auf die Heilkräuter verſtanden. So mögen ſie ſich auch wohl auf das Heilmittel der Seele — auf Wahrheit — verſtanden und die eine Wiſſenſchaft, wie die andern, für ſich behalten haben. Genung, alles, was Sambul wuſte und lehrte, war entweder durch ihn ſelbſt, oder durch ſeinen Vorgänger aus derſelben Quelle geſchöpft, aus der wir es nun täglich noch ſelbſt ſchöpfen können. Unſer Zeitalter iſt aufgeklärter, als das ſeinige war. So müſſen wir uns nun nicht mehr um Sambul her verſammlen, um zu hören, was wir glauben ſollen, ſondern wir müſſen mit Sambul zugleich zur heiligen Quelle aller Wahrheit und alles Glaubens, zur Natur ſelbſt zurückkehren. Er hatte keine andere Offenbarung, als wir

iezt noch haben können. Er hörte das oberſte Weſen auf keine andere Weiſe reden, als wir, nehmlich — in den Worten der Schöpfung. Es ſchadet nicht, daß er das Gegentheil hiervon behauptet hat. Allerdings hat er es geſagt, und man hat es ihm auch viel Jahrhunderte hindurch geglaubt, daß er höhere Offenbarung genoſſen, und von Gott ſelbſt unmittelbar die Wahrheit empfangen habe. Deswegen iſt es aber nicht wahr, und er iſt auch kein Betrüger darum zu nennen, weil er etwas vorgegeben, das nicht wahr iſt.“

„Sambul brannte für Begierde, die Wahrheit, welche ihm ſo heilige, erwieſene Wahrheit war und die ihn ſo glücklich machte, auch unter ſein Volk zu verbreiten. Was ſollte er aber thun, wenn er ſeinen herrlichen Endzweck erreichen wollte? Sollte er den Weg dazu wählen, daß er ſeine Mitbürger zum Nachdenken aufforderte und ihnen, wie ein Weiſer dem andern zu thun pflegt, ieden Satz, den er vortrug, umſtändlich bewieſe? So hätte er ſeines Zwecks verfehlt; denn dazu war ſein Zeitalter noch

zu roh und zu unausgebildet. Er muſte ſich alſo in die Lage ſeines Volks ſchicken. Durchgreifen muſte er unter dem Anſehen höherer Offenbarung; gängeln muſte er ſein kindiſches Zeitalter. Dis that er und es glückte ihm. Er gab vor, das Gott ſelbſt ihn belehrt und ihm hernach dem Auftrag gegeben habe, in ſeinem Nahmen alle andere ſo zu belehren. Ihm war nicht etwa blos daran gelegen, daß man nur Glauben an ihn haben, ſondern daß man ſeintwegen und durch ihn zum Glauben an die Wahrheit kommen ſollte. Nun bedurfte er nicht für ieden beſondern Satz, den er lehrte, auch beſondere Beweiſe, ſondern er bedurfte nur eines einzigen Beweiſes für ſie alle, nehmlich — des Beweiſes, daß er höhere Offenbarung genieſſe, daß er wirklichen Umgang mit Gott pflege und daß er alles, was er lehre, von Gott ſelbſt gehört habe. Dieſen Beweis hatte er ſich durch Erlangung anderer damals auſſerordentlicher Naturkentniſſe zu erwerben gewuſt. Er wendete dieſe zum Beſten der Menſchen an, und weil keiner nachthun konnte, was er that,

ſo

ſo nannte man ihn bald einen Wunderthä-
ter. Er lies ſein Zeitalter gern dabei und
lebte gewis des feſten Vertrauens, daß eine
ſpätere klügere Nachwelt, die die Sache
durchſähe, die Nothwendigkeit davon und
ſeine durchausmenſchenfreundliche Abſicht da-
bei nicht verkennen würde. Durch ſeine in
ihrer Art damals einzigen Thaten verſchafte
er ſeiner Lehre Glauben, und nun ward es
ihm leicht, die Wahrheit auszubreiten. Da-
bei gab er iedoch klügern Nachkommen deut-
liche Fingerzeige genung, woher er ſeine Lehre
geſchöpft habe; denn er wies bei ieder Gele-
genheit auf die Natur hin. Als er
ſeinen herannahenden Tod merkte, ſagte er,
er gehe nun zu Gott zurück, der
ihn geſendet habe, und -- ſtarb ver-
muthlich ienſeits der Berge, in einer Höle,
wohin nie ein menſchlicher Fustritt geſchah.
Was er ſich dabei gedacht, als er ſo ſagte,
können wir uns auch bei unſerm Tode
denken. Jeder Menſch geht im To-
de zu Gott zurück. Er wollte aber
allerdings, daß ſeine Zeitgenoſſen
bei dieſen ſeinen Worten ſich mehr denken
ſollten; weil dadurch die Wahrheit, welche er
ſie gelehrt, noch mehr beſtätigt würde. Es

darf uns übrigens nicht wundern, wenn er ſich auch gegen ſeine vertrauteſten Freunde, wie es ſcheinet, über die Natürlichkeit ſeiner Offenbarungen nicht deutlich ausgelaſſen hat; denn es iſt gewis, daß auch dieſe nur durch die geglaubte Auſſerordentlichkeit derſelben an ihn gehalten wurden. Wie wäre es möglich, daß wir in dieſem ſeinen ganzen Verfaren nicht noch die nothwendige und menſchenfreundliche Weisheit erblicken ſollten, mit der er dabei zu Werke ging! Er hat unausſprechlichen Segen geſtiftet; er muſte ihn aber gerade ſo ſtiften, wenn er ihn ie ſtiften wollte. Jetzt würde er anders dabei zu Werke gehen und auch gehen müſſen. Jetzt würde er keinen Glauben mehr an ſeinen wohlthätigen Handlungen als an Wunder fordern; und ich hoffe zu Gott, daß, wenn wir und unſere Nachkommen ſo fortfaren, die Natur nicht nur zu fragen — Mutter, womit ſättigſt du uns? — ſondern auch — Mutter, womit heileſt du uns? — einſt Zeiten kommen werden, wo ieder Hausvater Sambuln ſeine Wunder nachthun wird. Die Zeit des Gängelns ſei vorüber! Laſſet uns

ſelbſt

ſelbſt gehen! Laſſet uns die Wahrheit, an welche unſere Alten unter dem Anſehen einer göttlichen höhern Offenbarung glaubten und nur glauben lernen konnten, auch ohne ſolche glaubwürdig finden; denn ſie drängt ſich nun bei den herrlichen Fortſchritten der Ausbildung unſeres Volks allenthalben unſerm Verſtande und unſerm Herzen ſelbſt auf. Sambuls Lehre ſei und bleibe unſere Lehre; aber nicht, weil ſie Sambuls Lehre, ſondern weil ſie diejenige Lehre iſt, auf welche die menſchliche Vernunft, ſobald ſie ſich aus der urſprünglichen Wildheit und Rohheit aller Völker durch die Wiſſenſchaft der Natur hervorarbeitet, allenthalben endlich kommen mus und nach und nach auch wirklich kommt. u. ſ. w." "

Dieſe Schrift war eine der erſten und zugleich ſchönſten Früchte, welche die wiederhergeſtellte Freiheit von Trakimor trug. Sie erſchien gerade in dem rechten Zeitpunkt und machte allgemeine und tiefe Senſation. Die letztern Könige vor der groſſen Revolu-

tion

tion hatten ſich wenig um die Religion bekümmert. Sie bekannten ſich zwar zum Glauben Sambuls, hatten aber im Grunde gar keinen Glauben, ſondern machten blos einige Aeuſſerlichkeiten mit, welche Sambul ſeiner Lehre beigefügt hatte. Für das Volk ward nicht geſorgt. Deſſen ungeachtet war es nicht erlaubt, daß iemand über die Religion öffentlich mehr Licht verbreitete. Dieſer Zuſtand erzeigte auf der einen Seite Gleichgültigkeit gegen ſie; auf der andern erregte er auch häufig den Eifer der Weiſern, über ſie nachzudenken. Man benutzte die Zeit der Bedeutung zur Sammlung der Materialien und wartete der Stunde, in welcher zum Bau geſchritten werden könnte. Die groſſe Revolutionsepoche erſchien, und mit ihr kehrte der Geiſt der Volksfreiheit auf allen Seiten zurück. Der erſte Suma und die erſten zwölf Weiſen waren im Herzen ſchon derſelben Meinung über die Religion, welcher der Verfaſſer der angeführten Schrift öffentlich war. Er überreichte ihnen ſein Buch. Sie laſens und verſchlangens. Man hielt einige Zuſammenkünfte, zu welchen die aufgeklärteſten Männer der Nation eingeladen wurden. Der erſte Punkt, welcher

darinn

darinn abgemacht ward, war der — was für Lehren Volksglaube ſein müſten, wenn Volksglückſeligkeit beſtehen ſollte. Der zweite — wie dieſe unentbehrlichen Lehren dem Volke glaubwürdig gemacht werden könnten, ohne daß man ſich auf Sambuls Ausſpruch deshalb beriefe. Als man mit dem erſten Punkt fertig war, fand man, daß dis eben die Lehren wären, welche auch ieder einzelne Bürger zu ſeiner individuellen Glückſeligkeit glauben müſſe; daß häusliches Heil ebenſo darauf beruhe, wie Volksheil; daß der Suma, um zufrieden zu leben, ſich ſo gut an ſie zu halten habe, als der Gefangene, und daß Sambul, Sprache und Bilder ſeines Zeitalters abgerechnet, weder mehr noch weniger gelehrt habe, als ſie. Dis beſtärkte die Meinung, daß Sambul bei Stiftung ſeines Religionsſiſtems gewis aus eben dieſem Geſichtspunkt ausgegangen ſei; daß er erſt lange darüber nachgedacht, welche Sätze ſchlechterdings allgemein herzlich angenommen werden müſten, wenn allgemeine Glückſeligkeit in ſeinem Vaterlande ſein ſollte, und daß er alsdann dieſe Sätze

auf

auf dieienige Art, welche ſich für ſein ro- hes, kindiſches Zeitalter einzig und allein paßte, nehmlich — unter dem Anſehen einer unmittelbar an ihn ergangenen Offenbarung — ausgebreitet habe. Als man hernach hinlängliche Beweiſe für dieſe unentbehrlichen Wahrheiten in der auf Betrachtung der Natur überhaupt und auf Betrachtung des Menſchen ins beſondere angewendeten Vernunft antraf, überzeugte man ſich auch davon, daß Sambul ſie aus keiner andern Quelle geſchöpft habe, als aus dieſer. Man lies ihm Gerechtigkeit über ſeine vorgegebene höhere Offenbarung wiederfahren, betrachtete ihn als den einzigen Mann, der zu ſeiner Zeit unter lauter Kindern geſtanden, die er wohl ſo habe gängeln müſſen, hielt es aber für anſtändiger, nun, da Aufklärung um ſich greiſe, nicht mehr zu den Kindern zu gehören, welche er gängelte, ſondern — Mann mit ihm zugleich zu ſein. Dieſe kleine Reihe von ſchlechterdings nothwendigen, unentbehrlichen Wahrheiten, mit ihren faslichſten Beweiſen begleitet, ward hernach Volksunterricht in allen

Schu-

Schulen. Die ſchon erwachſene Generation blieb zwar noch zum Theil beim Alten; aber mit ihr ſtarb auch der Glaube an Sambul aus. Eltern und Kinder vertrugen ſich doch dabei ſehr gut, denn ſie glaubten im Grunde einerlei; nur mit dem Unterſchied, daß iene es Sambuls wegen, dieſe aber der erwieſenen Wahrheit wegen glaubten. Noch auf den heutigen Tag würde es iedem frei ſtehen, ob er z. E. die Wahrheit, daß ein Gott ſei, darum für Wahrheit erkennen wollte, weil Sambul es geſagt, oder darum, weil die unausſprechlichſte Ordnung in der ganzen Natur es ſagt. Die wahre Aufklärung iſt aber in den vier neuen Jahrhunderten ſchon zu weit gediehen, als daß zum erſtern noch iemand Luſt haben ſollte.

Auf ienem allgemeinen Landtage der geſunden Vernunft, wo die groſſe Religionsſache in Trakimor ein- für allemahl abgemacht ward, befand ſich ein einzelner Weiſer, der bei Gelegenheit der Unterſuchung über Sambul den Glauben an höhere und unmittelbare Offenbarung

ſehr

ſehr vertheidigte. Er nannte einen ſolchen Glauben den kürzeſten, leichteſten, ſicherſten und daher königlichen Weg, das Menſchengeſchlecht zur Wahrheit, Tugend und Glückſeligkeit zu leiten. Sein Hauptargument dabei war ungefähr folgendes: „Das Kind wird ganz und gar durch Glauben und Zutrauen auf das Vater- und Mutterwort unterrichtet. Dis iſt nicht abzuleugnen; ieder vernünftige Menſch würde es auch verkehrt finden, wenn man dem Kinde nichts beibringen wollte, als wovon es den ſtrengſten Beweis in gehörigem nicht einſehen könnte. Auf dieſem allerweiteſten Umwege würde das Kind eher verwildern, als es einen Beweis zu faſſen im Stande wäre. Ein Volk verhält ſich im Ganzen, man mag es in Anſehung der Erkentnis des Endzwecks ſeines Daſeins, oder in Anſehung der Erkentnis der Mittel, dieſen Endzweck zu erreichen, betrachten, wie ein Kind in Betref der erſten Lebenskentniſſe, die es braucht. Wenn alſo das Kind durch Glauben an die unmittelbaren Sagen ſeiner Eltern zu einem Menſchen gebildet werden mus, der reden und denken ſoll: ſo mus auch ein ganzes Volk, ia das ganze Menſchengeſchlecht zu

den

den höhern Endzwecken ſeines Daſeins durch unmittelbare Gottesſagen geleitet werden.“

Man antwortete dieſem Weiſen ſofort, auf der Stelle, daß von dem Unterricht, welchen ein Menſch dem andern gibt, nicht auf den Unterricht geſchloſſen werden könne, welchen Gott den Menſchen gebe; daß der oberſte Geiſt ſeinen Willen und ſeine Abſichten uns Menſchen nur durch ſeine Werke untrüglich offenbaren könne; daß man wenigſtens erſt eine ſogenannte höhere und unmittelbare Offenbarung als wirklich geſchehen nicht nur erzählen, ſondern auch unwiderleglich beweiſen müſſe, ehe man vom Glauben und von Nothwendigkeit des Glaubens an dergleichen ſo viel Redens machen könne. Doch dis alles genügte dem Vertheidiger der geoffenbarten Religion nicht; man hatte ihm vielmehr nur noch ein weiteres Feld geöfnet, indem er nun die Gewisheit der an Sambul geſchehenen höhern Offenbarungen beſonders und weitläuftig darzuthun ſich bemühete. Endlich trat der Verfaſſer der vorhin angeführten Schrift

auf und brachte ihn durch folgendes Raiſonnement zum Schweigen.

„Daß Nalſal mit dem, was er ſagt, es gut meine, wer zweifelt daran? Aber — daß er Recht habe, wer mag ihm dis zugeſtehen? Er ſpricht — Vater und Mutter erziehen das Kind in menſchlichen Dingen durch Glauben an ihre Sagen; ebenſo mus das Menſchengeſchlecht in göttlichen Dingen von Gott durch Glauben an ſeine Sagen erzogen werden. Zugegeben einſtweilig, daß der Schlus vom einzelnen Menſchen auf ein ganzes Volk oder gar auf die ganze Menſchenwelt ſo richtig ſei, als Nalſal denkt, ſieht er denn nicht, daß ſelbiger gerade wider ſeine Behauptungen ſei? Iſt ein einzelner Menſch ein Bild ſeines ganzen Geſchlechts, vergleicht man ihn mit Recht damit: ſo folgt doch weiter nichts daraus, als dis, daß — ſo, wie der einzelne Menſch anfangs, oder das Kind durch Glauben an Elternſagen geführt wird, auch das Menſchengeſchlecht anfangs, oder iedes Volk in ſeinen erſten Zeiträumen durch Glauben an unmittelbare Gottesſagen geleitet würde. Was hat er denn alſo damit erwieſen?

Doch

Doch wohl nicht die Nothwendigkeit eines ſolchen Glaubens an Offenbarung für uns iezt noch? Das Kind wird Knabe, Jüngling. Sezt man alsdann ſeine Erziehung auch wohl noch durch Glauben an Elternſagen fort, oder tritt nicht ſein eigenes Nachdenken und Urtheilen nun an die Stelle derſelben? Eben ſo hat auch iedes Volk nicht nur ſeine Kindheit, ſondern auch ſein Knaben- und ſein Jünglingsalter. Jenes, das Knabenalter, hebt für ſelbiges an, ſobald die Wiſſenſchaften, beſonders die Kentniſſe der Natur unter ihm aufkeimen. Dieſes, das Jünglingsalter, iſt da, wenn ſolche ſchon zu einiger Blüte bei ihm gedeihen. Und alsdann wenigſtens mus es auch für ſelbiges mit dem Glauben an unmittelbare Gottesſagen ein Ende haben. Dis hat Nalſal nicht überlegt; ſonſt hätte er den Vergleich wohl nicht gemacht. Da er ihn aber einmahl gemacht hat, ſo mus er ihn auch fortſetzen laſſen, und der Schade iſt ſein. Dem oberſten Weſen ſei Dank, unſer Volk iſt aus ſeiner Kindheit heraus. In dieſer war es zu Sambuls Zeiten, als es noch in Rohheit und Wildheit, ohne alle

 edlere

edlere Wiſſenſchaft und Naturkentnis lebte. Die Vernunft bildet ſich unter unter uns immer mehr aus und wird nun in iedem der künftigen freien Jahrhunderte ſchnellere Fortſchritte thun, als in iedem der vorigen knechtiſchen Jahrtauſende. Mithin mus iezt kein wahrer Weiſer unter uns mehr auftreten und von uns Glauben an unmittelbare Gottesſagen und Offenbarungen fordern. Er iſt ſonſt der Mann, der uns zu unſerer Kindheit zurückbringen will, aus der wir uns ſo mühſam hervorgearbeitet haben. Die Würde des Jünglings iſt Vernunft. Man mus ſie in ihm nicht lähmen, daß er wieder Kind werde, ſondern man mus ſie ſtärken und ausbilden, daß er Mann werde. Sobald die Wahrheit erwieſen werden kann, braucht ſie nicht mehr geoffenbart zu werden. Das oberſte Weſen iſt zu weiſe, als daß es etwas unnützes thun ſollte. — — Dis beweiſet dem Nachdenkenden unwiderleglich, daß wenigſtens nun unter uns, wenn Aufklärung und Glückſeligkeit nicht mehr blos ein Vorzug einiger der Unſrigen ſein, ſon-

dern

dern Eigenthum des Volks werden ſoll, aller Glaube an unmittelbare Offenbarung aufhören müſſe. Aber wie? wenn ich ſogar zeigte, daß Nalſals ganzer Vergleich zwiſchen dem einzelnen Menſchen und der ganzen Menſchheit falſch und Menſchenzucht mit Gotteszucht gar nicht zu vergleichen ſei? Wir mögen das Menſchengeſchlecht betrachten, von welcher Seite wir wollen, ſo leuchtet es uns als ſonnenklare Wahrheit ein, daß es Gottes Wille ſei, daß die Vollkommenheit deſſelben ſich nur allmählich entwickeln und zwar aus ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt entwickeln ſolle. Jeder Fortſchritt, der geſchieht, iſt wieder die Grundlage zu dem nächſten neuen Fortſchritt. Ja, ſo iſts mit allen Werken Gottes. Durch die ganze Natur überall herrſcht ein und daſſelbe Geſetz der allmähligen Entwickelung und des Wachsthums nach und nach. Nirgends finden wir, daß Gott unmittelbar dazwiſchen trete. Kräfte — Kräfte in gehöriger Maſſe — mannigfaltige Kräfte ſpendet er allenthalben aus und hin, und durch das Hin- und Herwirken derſelben für und wider ein-

einander wird die von ihm beſtimmte Entwickelung aller Dinge veranſtaltet. Erblicken wir nicht in dieſem allgemeinen Geſetz der allmählichen Entwickelung durch ſich ſelbſt das allervortreflichſte, was ſich unſer Verſtand nur denken mag? Iſt ein Werk, das ſo nach und nach, und ohne alles Geräuſch, und dergeſtalt, daß die vorige Veränderung davon immer die Urſache der künftigen beſſern wird, ſich bis zur Vollkommenheit und von dieſer zu noch immer höherer Vollkommenheit erhebt, in unſern Augen nicht ein Denkmal weit höherer Weisheit, als ein anderes, das plötzlich, mit einer Art von Ungeſtüme, und gleich ganz und gar, wie es nur immer werden kann, da ſteht? Nun, ſoll denn Gott auf der wichtigſten Seite der Menſchheit, in Führung derſelben zur Erkentnis der Wahrheit einzig und allein von ſeinem allgemeinen Geſetz der allmählichen Entwickelung abgegangen ſein? Das wäre er aber, wenn iemals eine unmittelbare Offenbarung Statt gefunden hätte. Gott hätte dadurch einen Sprung mit der Menſchheit gemacht. Der Knoten wäre nicht gelöſet, ſondern

durch=

durchgehauen worden. So thun aber nur Menſchen; nicht Gott. Nein, auf eben die Weiſe, wie Gott alles hervorbringt, hat er auch die Wahrheit hervorgebracht, nehmlich — allmählich. Nur nach und nach, ſo wie zu allen ihren übrigen Kentniſſen, haben ſich die Menſchen ſelbſt auch allenthalben zur Erkentnis der Wahrheit heraufarbeiten müſſen. Vor uralten Zeiten z. B. lebten unſere Vorfaren blos von Früchten, welche ihnen ihr Land freiwillig gab. Später hin lernten ſie den Ackerbau treiben. Jetzt treiben wir ihn ſchon in groſſer Vollkommenheit. Iſt etwa über den Ackerbau auch eine unmittelbare Offenbarung Gottes geſchehen? Ferner: unſere älteſten Vorfaren waren ohne alle Naturkentniſſe. Ihre entferntern Nachkommen beſaſſen ſchon einige derſelben. Wir haben weit mehr, als ſie. Unſere Nachwelt wird uns wieder darinn übertreffen. Hat man etwa hier zu Lande auch eine unmittelbare Offenbarung Gottes über die Naturkunde gehabt? Wie kann die Erkentnis der Wahrheit unter uns einen andern Gang genommen haben, als dieſen geraden und natürlichen Gang,

welchen alle unſere übrigen Kentniſſe nahmen? Sambul ſah eher, als ſeine Zeitgenoſſen. Dis war ſein Verdienſt. Dann hatte er auch noch das gröſſere Verdienſt, daß er das, was er ſah, mittheilte. An dieſem Verdienſt fehlte es vieleicht ſeinen Vorgängern, die bald aus Furcht, bald aus Stolz das, was ſie ſahen, für ſich behielten. Deswegen ſah Sambul aber nicht mehr, als wir ſehen. Wir können vielmehr dreuſt behaupten, das wir mehr ſehen, als er. Wenn iezt noch einer von unſern Erfarenſten in der Natur- und Heilkunde zu ienem Volke ienſeits der Berge käme, ſo würde es ihm nicht ſchwer fallen, in den Augen deſſelben als Wunderthäter zu erſcheinen. Und vieleicht, daß auch wir, wenn wir iezt einen unſerer noch erfarnern Nachkommen des künftigen Jahrtauſends wirken ſehen könnten, ihn für einen ſolchen hielten. An eine unmittelbare Offenbarung Gottes über diſe Wahrheit glauben heißt alſo nichts anders, als — etwas glauben, das allen übrigen Anſtalten Gottes widerſpricht ... Will Nalſal aber einwenden — wenn die Vernunft nun die

Quelle

Quelle der Wahrheit werden ſoll, weſſen Vernunft meinſt du? Die Vernunft des Suma, oder die Vernunft der Milchmagd? ſo antworte ich ihm — beider. Die Vernunft des Suma und die Vernunft der Milchmagd iſt eine Vernunft; iede ſpricht nur ihre beſondere Sprache. Sprich über die Natur mit dem Suma in der Sprache des Sumas und mit der Milchmagd in der Sprache der Milchmagd. Auch trift dieſe Einwendung nur das iezige erwachſene Geſchlecht; für das künftige wird ſie, wenn dieſes einerlei natürliche Verſtandeserziehung, einerlei einfachen Wahrheitsunterricht in den Volksſchulen empfängt, ganz wegfallen."

Solchergeſtalt beſteht die allgemeine Religion in Trakimor nun ſeit vier Jahrhunderten ſchon blos aus folgenden Säzen. Erſtlich — daß es eine erſte unſichtbare Urſache aller ſichtbaren Dinge gebe, oder, daß ein Gott ſei. Zweitens — daß dieſer Gott als ein allweiſer und allgütiger Vater unaufhörlich dafür ſorge,

daß alles, was da iſt, ſo glücklich werde, als es werden kann. Drittens — daß der Menſch nur dadurch glücklich werde, wenn er viel gute Kentniſſe ſammlet, viel gute Geſinnungen ſich erwirbt und viel gute Handlungen ausübt. Viertens — daß ſein Geiſt unſterblich ſei und daß er auch in ſeinem künftigen Zuſtande alsdann nur froh und ſelig ſein werde, wenn er iezt ein Weiſer, ein Tugendhafter und ein Menſchenfreund wird.

Dieſe kleine Reihe von Glaubensſätzen hält man hier für zulänglich zur Ruhe und Glückſeligkeit des einzelnen Bürgers ſowohl, als des ganzen Staats. An ihnen hängt der Suma feſt und das Volk feſt. An keinem derſelben darf öffentlich gezweifelt werden, weil man ſie als die Grundlage aller menſchlichen Wohlfart betrachtet. Ueber alles andere aber, was man ſonſt noch zur Religion zu rechnen pflegt, herrſcht allgemeine Toleranz. Es gibt ein ausdrückliches Geſetz, welches dieſe beiden Punkte auf immer

feſt=

feſtgeſetzt hat, und folgende Beilage dazu gereicht dem Geiſt der trakimorſchen Nation zur Ehre:

„An dieſen vier Sätzen kann kein wahrer Weiſer zweifeln. Sie erweiſen ſich uns zu deutlich. Folglich verdienen ſie ſchon als erwieſene Wahrheiten öffentliche Achtung. Ihre Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit aber müſſen ſie iedem vernünftigen Menſchen noch ehrwürdiger und unverletzlicher machen. Es iſt kaum zu denken, daß irgend ein einzelner Menſch ohne Glauben an dieſe vier Sätze zu einer dauerhaften Ruhe gelangen könne. Eine ganze Geſellſchaft von Menſchen aber, ein Volk kann ſchlechterdings ohne ſie nicht glücklich ſein. Wenn das geſellſchaftliche Leben unſere Freuden und Genüſſe und unſern geſamten Wohlſtand befördern ſoll, ſo müſſen wir, die wir beiſammen leben, an der Ausbildung unſeres Verſtandes und Herzens arbeiten. Wir müſſen rechtſchaffen und treu gegen einander ſein. Wir müſſen für einander leben, wirken und auch leiden können; denn ſonſt wäre es beſſer für uns, daß wir noch in den Wäldern zer-

ſtreut und einſam lebten, und wir wären nur beiſammen, um einander zu betrügen und zu verfolgen, und einer dem andern das Leben zu erſchweren und zu verbittern. Würden wir ienes aber wohl thun, wenn wir nicht Gott und Fürſehung verehrten, unſere wahre Würde kennten und an Tugend und Unſterblichkeit glaubten? Denket euch einen Menſchen unter uns, der alle iene vier Sätze verwürfe und auch nicht einmahl an den glaubte, daß er weiſe, gut und Menſchenfreund ſein müſſe; würde er nicht für uns übrige ein reiſſendes Thier ſein, das wir auf der Stelle erlegen müſten? Wenn aber iemand ſpräche — ich kann weiſe, gut und Menſchenfreund ſein, ohne an Gott, Fürſehung und Unſterblichkeit zu glauben: ſo müſte man ihm antworten — — „Wenn du es kannſt, können es darum auch andere? Können es viele? Können es alle? Liegt dir aber, wenn du wirklich ein Menſchenfreund biſt, nicht daran, daß die übrigen auch weiſe, gut und theilnehmend ſein mögen? Ja, muſt du es nicht ſchon deines eigenen Nutzens wegen wünſchen, daß ſie es ſind? Nimm nun an — du der du ohne an Gott, Fürſehung und Unſterblichkeit

lichkeit zu glauben, tugendhaft und gemeinnützig ſein könnteſt, verwürfeſt dieſe drei Lehren öffentlich oder ſpotteteſt ihrer gar, und deinem Beiſpiel folgten tauſend andere, deren Tugend, Treue und Menſchenliebe ganz und gar auf ihnen ruhet und die ohne den Glauben an ſie auch ſchlechterdings nicht mehr rechtſchaffen ſein würden — welch entſetzliches Unheil hätteſt du angerichtet!" Es iſt ein gefährliches Unternehmen, irgend eine von den Stützen der Tugend eines andern wankend zu machen, und unmenſchliche Grauſamkeit, ia höchſtes Staatsverbrechen iſts, die Hauptſtützen der allgemeinen Tugend im Lande niederzureiſſen, ohne andere dafür wieder hinzuſtellen, die wenigſtens eben ſo feſt ſtehen und eben ſo gut tragen, wie ſie. Nur ein tugendhaftes und menſchliches Volk iſt ein glückliches Volk; aber — es mus doch irgend ein Beweggrund da ſein, aus welchem die Leute tugendhaft und menſchlich ſein ſollen. Angeboren iſt ihnen Tugend und Liebe ebenſowenig, als Laſter und Menſchenhas. Sollen ſie etwa aus Gewohnheit gut und wohlwollend ſein? Ehe ſie dieſe erlangten, müſten ſie doch wenigſtens ſchon viele gute und edelmü-

thige

thige Handlungen ausgeübt haben; was hätte ſie denn aber wieder zu dieſen bewegt? Doch wohl nicht auch ſchon die Gewohnheit, ehe ſie ſie einmahl hatten? — Sollen ſie aus Eigennutz wacker und wohlwollend ſein? Dieſer würde ſie vielmehr in den mehreſten Fällen vom Wohlwollen abhalten, und Gewinn für die Sinne, den das Laſter ſo häufig reicht, würde ſie nothwendig allemahl der Tugend ungetreu machen, ſo oft dieſe nur ihren unſterblichen Geiſt beglücken wollte, an den ſie nicht glaubten. Aus Ehrbegierde etwa? Aus wahrer doch wohl nicht — denn ſie kennten ia ihre eigentliche Würde nicht. Alſo aus falſcher; — eine ſchöne Tugend, die aus dieſer ſich hervorbauen würde! Und wie in ſolchen Fällen dann, wenn eine andere wohl noch heftigere Leidenſchaft, als Geiz, Wolluſt oder Rache dem Stolz den Kampf antrügen? Aus der Vorſtellung ſelbſt etwa, daß nur ein tugendhaftes und menſchliches Volk ein glückliches Volk ſei? Wie aber, wenn hier oder da das Volksglück mit dem Glück des einzelnen Bürgers ſich nicht vereinigen lieſſe? Was ſoll den einzelnen Bürger

ger bewegen, ſein eigenes Wohl dem Wohl des Ganzen aufzuopfern, wenn er an keine höhere Fürſehung glaubt, die er dadurch verherrlicht, und an kein künftiges Leben, das ihn, den Märtirer, dafür ſchadlos hält? Aus Liebe zum Guten etwa, aus Gefühl der innern Schönheit rechtſchaffener und grosmüthiger Handlungen? Wenn dis doch eben ſo leicht erwieſen wäre, als es bald geſagt iſt! Erſtlich — ſo, wie die Menſchen hier zu Lande ſind uud auch gewis allenthalben auf dem Erdboden ſein mögen, dürfte allemahl unter hundert kaum einer dieſes Gefühls in der Maſſe, als dazu erfordert würde, wenn es alle ſeine übrigen Neigungen beherrſchen ſollte, fähig ſein und ſo himmelreine und himmliſche Tugend ausüben können. Wer im Ernſt auf dieſem Wege den groſſen Haufen tugendhaft machen will, der ſchaft damit nichts weiter, als — daß er ein unverwerfliches Zeugnis ſeiner Armuth an Menſchenkentnis ablegt. Und ſodann fragt ſichs noch, ob ein ſolches Gefühl der innern Schönheit guter und menſchlicher Handlungen ohne Glauben an Gott, Fürſehung und Unſterblichkeit

denkbar

denkbar ſei, und ob dieſer nicht vielmehr ienes erſt bewirken müſſe. Was heißt denn das — die innere Schönheit der Tugend und Menſchenliebe füh= len? Heißt es etwas anderes, als — die Uebereinſtimmung der Tugend und Menſchenliebe mit unſerer wahren Beſtimmung einſehen, beide als unſere eigentliche wahre Gröſſe, als Geiſtesgröſſe aner= kennen, die Seligkeit des Bei= falls des oberſten Weſens, den ſie uns verſchaffen, empfinden, und das Heil, welches ſie uns noch nach dem Tode bewirken werden, herzlich' ahnden? — — So unmöglich es alſo iſt, daß unſer Volk glücklich ſein könne, wenn es nicht tugend= haft und menſchlich iſt: ſo unmöglich iſt es auch, daß es tugendhaft und menſchlich ſein könne, wenn es nicht an alle iene vier Säze glaubt und wenn ihm nicht die= ſer Glaube an ſelbige ſtets heilig und ehr= würdig erhalten wird. Darum darf niemand unter uns geduldet wer= den, der einen von ihnen anta= ſtet, oder ihn uns gar aus den

Händen

Händen zu winden ſucht. Wir wollen ein glückliches Volk ſein. Jeder von uns nehme Theil an der allgemeinen Ruhe und Glückſeligkeit; aber keiner werde Störer derſelben ungeſtraft. Das iſt nicht Härte; es iſt Pflicht gegen das Vaterland. Wenn iemand ſagen wollte — durch dieſes Geſetz wird meine Freiheit eingeſchränkt — ſo müſte man ihm antworten — Allerdings; aber mit gleichem Recht, als dir die Freiheit, dich des Eigenthums eines andern ohne ſeinen Willen zu bemächtigen, eingeſchränkt wird. Sobald allgemeines Wohl und Weh der Menſchheit ins Spiel kommt, darf der einzelne Bürger nicht thun, wie er will. Und wenn er dann auch über Grauſamkeit klagte; genung, das Wohl der Geſellſchaft machte ſie nothwendig. Die Freiheitseinſchränkung iſt aber auch gar nicht ſo gros, wenn man uns verbietet, andern den Glauben an Gott, Fürſehung, Tugend und Unſterblichkeit zu rauben. Jeder wahrhaftigkluge Menſch macht ſie ſich vielmehr ſelbſt. Statt Grundſätze zu untergraben, mit welchen alle geſellſchaftliche Glückſeligkeit fallen müſte, wendet

er vielmehr alles an, ſie noch mehr zu befeſtigen. Menſchenliebe und Selbſtliebe fordern ihn dazu auf. Und wenn ihm für ſeine Perſon auch Zweifel an einem derſelben aufſtiegen, ſo unterdrückt er ſie doch aus Achtung für ihre Unentbehrlichkeit. Es gibt eine gewiſſe Kunſt, auch die erwieſenſte Wahrheit unwahrſcheinlich zu machen; der Weiſe gibt ſich aber nie dazu her, ſie zu treiben, ſondern ſucht das am ſtärkſten zu beweiſen, was am glücklichſten macht. Und wenn wir iene vier Sätze auch gar nicht zu beweiſen im Stande wären, ſo müſte uns die offenbare Nothwendigkeit des Glaubens an ſie und der Gedanke, daß menſchliche, häusliche und bürgerliche Glückſeligkeit zu genau an ſie gebunden ſei, Beweis aller Beweiſe für ihre Wahrheit ſein. Grübelei über dergleichen Sätze führt an Abgründe und nimmt uns unterwegs ſchon auch die Lebensgenüſſe, welche wir noch hatten. Es mus öffentliche Volksſitte werden, an ihnen nicht mehr zu zweifeln; damit man nicht einen groſſen Theil ſeines Lebens auf Unterſuchungen wende, die uns am Ende doch um nichts weiter bringen, ſondern viel=

vielmehr alle ſeine Kräfte gebrauche, für die Geſellſchaft, in der man lebt, thätig zu ſein. Dieſer Gedanke iſt äuſſerſt wichtig und ward von allen, die an den erſten unentbehrlichen Wahrheiten iemals laut zweifelten, nicht gehörig beherzigt. Was ſoll denn daraus werden, wenn den Leuten alles verdächtig gemacht wird? Nun ſoll ſich wohl etwa ieder ſein eigenes Glaubensgebäude, gros oder klein, wie er es haben will, ſelbſt erbauen? Hat dazu auch wohl ieder Verſtand genung? Oder, wenn er auch den hätte, hat ieder dazu Zeit genung? So ſoll wohl der Kaufmann aus ſeinem Laden gehen, der Tagelöhner von der Arbeit wegbleiben, der Fiſcher ſein Netz auf die Seite werfen, der Fruchtbauer aufhören zu graben und der Weber ſeinen Stuhl Stuhl ſein laſſen — — und alle ſollen ſie ſich wohl hinſetzen, den Elnbogen unterſtützen und ſich die Köpfe darüber zerbrechen, ob es auch wahr ſei, daß ſie wirklich da ſind, daß ſie eine Seele haben, daß dieſe Seele unſterblich ſei u. ſ. w.? Das ſollte im kurzen eine feine bürgerliche Geſellſchaft geben und die Anfänger des Grübelweſens könnten dann hingehen und graben, und fiſchen, und weben und Sand ankarren.

Es iſt nicht nur nicht möglich, daß eine und dieſelbe Seele zugleich grübeln und arbeiten könne, ſondern die Grübelei benimmt auch alle Arbeitsluſt und ſpannt den ganzen Menſchen herab. Steigt ſie ſehr hoch, ſo macht ſie uns völlig unnütz für die menſchliche Geſellſchaft; ſie verurſacht, daß wir in ſteter Zerſtreuung ſind, unſere Geſchäfte vernachläſſigen und die Gelegenheiten, Gutes zu thun, nicht einmahl bemerken. So ein Grübler denkt dann wohl, was für ein wahrer Menſch er ſei; der Werth eines Menſchen wird aber keineswegs darnach von dem oberſten Weſen beſtimmt, ob er viel gegrübelt, ſondern darnach, ob er viel geleiſtet habe. Hält man nun ſolchergeſtalt das Leben eines Grübelers gegen das Leben des geringſten Taglöhners: ſo dürfte ſichs wohl finden, daß gegen eine gute Handlung im erſtern allemahl zehen im letztern zu ſtehen kommen möchten. — — — Die Unduldſamkeit, welche wir auf dieſer Seite auszuüben ſcheinen, wird durch die Duldſamkeit auf der andern reichlich wieder erſetzt. Ueber alle übrigen Sätze auſſer ienen heiligen und unverletzlichen vier, ſie mögen be-

treffen

treffen, was ſie wollen, möge ieder nicht nur denken, ſondern auch reden und ſchreiben, was er will; und zwar aus demſelben Grunde. An ienen heiligen vier ſoll darum niemand laut zweifeln, weil der Volksglaube an ſie zur Volksglückſeligkeit unentbehrlich iſt. Ueber alle andere rede und ſchreibe ieder, was er will, weil Volksglückſeligkeit damit beſteht, man mache ſich davon eine Vorſtellung, welche man wolle. Nie werde über iemand deshalb eine öffentliche Unterſuchung angeſtellt; nie haſſe oder verfolge einer den andern über Verſchiedenheit der Meinungen in ſolchen Dingen. Jeder bleibt nicht nur im Beſitz der Gerechtſame ſeiner Vernunft und kann denken darüber, was er will; ſondern fühlt er auch Drang, das, was er darüber denkt, andern mitzutheilen, ſo theile er es mit. Je mehr aber wahre Aufklärung ſich unter uns ausbreiten wird, deſto weniger wird man ſich auch mit Dingen befaſſen, die auf Wohl und Weh der Geſellſchaft keinen Einfluß haben. Man wird ſeine Zeit lieber auf nützlichere Gegenſtände verwenden, ſich mit der ſichtbaren Welt beſchäftigen, die unſichtbare eben darum, weil ſie dis iſt,

nicht ſehen wollen und überall nur darauf bedacht ſein, die Zahl der menſchlichen Leiden noch mehr zu verringern. — — — Auf ſolche Weiſe haben wir die rechte Mittelſtraſſe getroffen. Auf der einen Seite findet kein unvernünftiger Glaubenszwang über gleichgültige Dinge Statt, und auf der andern wird dem menſchenfeindlichen oder doch wenigſtens unbedachtſamen Beſtreiter der unentbehrlichen Wahrheiten die Volksglückſeligkeit nicht Preis gegeben.“

Dieſes Geſetz wider die Ausbreitung des ſchädlichen Unglaubens und für die Glaubensfreiheit in unſchädlichen Meinungen hatte für Trakimor den wohlthätigſten Erfolg. Es ward Volksſitte, iene vier heiligen Wahrheiten zu glauben, und die Weiſern misbrauchten ihre ſtärkere Vernunft nicht, ſie verdächtig zu machen, ſondern ſuchten ſie von Jahrhundert zu Jahrhundert aus Volksliebe und aus Patriotiſmus noch einleuchtender zu beweiſen. So wurden dieſe Wahrheiten das Band, welches die ganze Nation noch inniger verknüpfte, und ſo erreichte

die Religion hier wahrhaftig den eigentlichen Zweck ihres Daſeins unter den Menſchen. Es vergingen aber auch nicht hundert Jahre nach Gebung dieſes Geſetzes, als man von keinen Religionsſtreitigkeiten und Verketzerungen mehr hörte. Alle Rotten und Sekten, an denen es ſchon im erſten Jahrhundert nach Sambul nicht gefehlt hatte und die hernach bald nicht mehr zu zählen geweſen waren, hatten ein Ende. Die Geſchichte dieſer alten Glaubensfehden in Trakimor iſt eine wahre Geſchichte der Verirrungen des menſchlichen Verſtandes und hat viel Aehnlichkeit mit der Kirchengeſchichte aller derienigen Völker, welche zwar aus dem Stande ihrer urſprünglichen Wildheit ſchon heraus getreten, aber noch nicht bis zur kultivirten Vernunft emporgeſtiegen ſind, ſondern noch auf der Mitte der Menſchheit oder noch unter dem Glauben an eine ſogenante höhere Offenbarung ſtehen. So hatte Sambul z. E., wenn er vom Daſein und von der Einwirkung Gottes geredet, ſich verſchiedener Bilder bedient und Gott bald mit der Sonne, bald mit einer Quelle, bald mit einem König verglichen. Später hin

 nahm

nahm man aber die Bilder für die Sache ſelbſt, welche er darunter vorgeſtellt; und ſo entſtand eine Parthei, welche ſich Gott wirklich als eine allgemeine Weltſonne dachte, und eine andere, die ihn als eine unſichtbare Quelle verehrte, aus der alles herflieſſe, und noch eine andere, die ihn ganz oben über allen Sternen auf einen wirklichen Thron ſetzte, ihn da mit wirklichen Augen alles, was auf der Erde vorgehe, ſehen lies und ihm viele Millionen Luft- Feuer- und Waſſergeiſter unterordnete, die ſeine Befehle herunterbrächten und vollzögen. So hatte Sambul ferner ſeinen Zeitgenoſſen die Lehre von der Fortdauer des Menſchen nach dem Tode dadurch faslich zu machen geſucht, daß er eine Auferſtehung der Todten verkündigte. Dieſe nahm man im buchſtäblichſten Verſtande an und nun ſtritte man ſich darüber, ob die abgeſchiedene Seele bis dahin ſchlafe, oder ob ſie zwiſchen dieſer und iener Welt unterdeſſen umherſchweife, oder ob ſie gleich an den Ort ihrer Beſtimmung gelange, und was ſie da mache, und ob ſie hernach denſelben Leib wieder bekomme, den ſie gehabt. Einige behaupteten dis, andere entluden den Körper von ſeinen gröbern Theilen und machten

ten ihn leichter; noch andere machten ihm ein paar Flügel, und noch andere gaben ihm am Hinterkopf noch ein paar Augen, u. ſ. w. Ueber Sambul ſelbſt waren Streitigkeiten und Rotten; weil er ſich über ſeine Perſon zuweilen abſichtlich dunkel ausgedrückt hatte. Einige glaubten, er ſei der Erſte unter allen Menſchen geweſen, den Gott noch einmahl auf die Erde zurückgeſchickt habe; andere hielten ihn für einen höhern Geiſt, der eine Zeitlang unter den Sterblichen wandeln müſſen, um ſie zu erleuchten; noch andere erkannten ihn für einen wirklichen Sohn des oberſten Weſens; noch andere ſtanden ſogar in der Meinung, daß er Gott ſelbſt geweſen ſei. Jede Parthei glaubte die Wahrheit allein auf ihrer Seite zu haben und verketzerte, verfolgte und verdammte die andre. Ein alter Bürger in Trakimor war im Stande, den andern in der gröſten Noth ohne Beiſtand zu laſſen, ſobald dieſer nicht, wie er, glaubte, daß Sambul wirklich der menſchgewordene Gott geweſen ſei.

All dieſes Unweſen verſchwand allmählig nach der groſſen Staats- und Religionsreform. Die neue Generation ward vernünf-

tiger und gleichförmig unterrichtet, und erfuhr von allen ienen verſchiedenen Glaubensmeinungen weiter nichts, als daß ſie zu den Spielwerken der Vorwelt gehörten. Die hellern Köpfe der alten ſchloſſen ſich gern an ſie an und die rüſtigen Klopffechter derſelben ſtarben nach und nach aus. Man kam in den eigentlichen Grundwahrheiten mit einander überein und niemand bekümmerte ſich weiter darum, was ſich der andere über Dinge, die nicht hierzu gehörten, für Vorſtellungen mache. So trat allgemeine Bruderliebe wieder an die Stelle des Sektenhaſſes, und Wohlwollen, Theilnehmung, Dienſtfertigkeit und Rettungseifer gegen ieden Unglücklichen ohne Unterſchied wurden der herrſchende Geiſt der Nation. Mit Recht kann man daher Trakimor dasienige Land nennen, welches den Segen der Toleranz ſonnenklar beweiſet; man kann es aber auch zum Muſter hinſtellen, wenn die Rede davon iſt, welche Toleranz ausgeübt werden müſſe, wenn ihr Segen ſich nicht in offenbaren Fluch für ein Land verwandeln ſolle. Mit Schaudern blickt von hieraus der Menſchenfreund nach ienen Ländern hin, wo geſunde Vernunft noch das Leben verwirkt und

wo der rechtſchaffenſte Mann zum Auto da Fe reif iſt, ſobald er ſich nur verlauten läſſet, daß Gott keine Mütter haben könne. Mit ähnlichem Schauer blickt aber auch der Weiſe von hieraus in iene Staaten, wo die Prediger des Materialiſmus und Atheiſmus öffentlich ihre Stimme erheben dürfen, und ahndet Verderben für ſie, wenn einſt ein Zeitpunkt kommen ſollte, in welchem dieſe Lehren Volksglaube daſelbſt würden; weil es unmöglich iſt, daß eine ganze bürgerliche Geſellſchaft von Gottes= und Seelenleugnen, oder ein Staat worinn die ſtärkſten und einzig allgemeinen Antriebe zur Tugend fehlen, glücklich ſein oder auch nur lange beſtehen könne. Das Schweigen der Groſſen ſolcher Länder dazu iſt wider ihre erſte Regentenpflicht. Sind ſie aber gar im Stande, dieſen alle Wohlfart des Vaterlandes zerſtörenden Unglauben ſelbſt öffentlich in Schutz zu nehmen — und ſollte es auch blos durch Beiſpielgeben ſein — ſo möchten ſie wenigſtens das Erbrecht ihrer Kronen und Hüte nicht mehr mit ſo vieler Wärme behaupten: denn ihre Völker werden bald keines Souverains mehr bedürfen, weil ſie bald auf=

aufhören werden, Völker zu ſein. Der Schade iſt krebsartig, den ſie ſtiften. Er frißt erſt lange um ſich her, ehe der Tod erfolgt, wird aber bald unheilbar. Während ihres Lebens dürfte ſich die Sache noch ſo hinhalten, weil Glaube und Unglaube an die erſten unentbehrlichen Wahrheiten noch mit einander im Kampfe ſind; die Nachwelt aber wird, wenn der Sieg des letztern über den erſtern vollbracht iſt, unter den ſchrecklichen Folgen deſſelben erliegen.

Ein Weiſer in Trakimor, der unlängſt mit Tindal auf dieſen Gegenſtand kam, ſchlos die lange Unterredung, welche ſie darüber hielten, folgendermaſſen: „Deine Landsleute werden mir immer ſonderbarere Leute, ie mehr du mir von ihnen erzählſt. Sie haben doch alle, wie du ſagſt, nur einen Lehrer gehabt, der ſich einen Sohn Gottes genannt und deiner Beſchreibung nach ein ſehr weiſer und edler Mann geweſen ſein mus. Und dennoch handeln ſie gleich in Anſehung der erſten unter allen Wahrheiten einander ſo unähnlich. Ein Theil davon läſſet frei und öffentlich drucken, daß gar kein Gott ſei, und ein anderer wirft

die-

dieienigen in Ketten und Bande, welche nicht glauben wollen, daß Gott ſogar noch eine Mutter habe. Bei dem allen nennen ſie ſich einer, wie der andere, Chriſten. Wie können ſich denn der abſcheulichſte Unglaube und der abſcheulichſte Aberglaube ſo mit einerlei Hauptnahmen benennen? Und wie rechtfertigt denn ieder dieſer Theile, welche ſich beide unter einem Nahmen nennen, ſein ſo äuſſerſt verſchiedenes Betragen über die allererſte Glaubenswahrheit? — Hat denn Jeſus etwa ſo zweideutig geſprochen, daß der eine Theil aus ſeinen Reden beweiſen könne, daß gar kein Gott ſei, und der andere, daß ein Gott ſei und auch ſogar noch eine Mutter habe? Oder glaubt der erſtere Theil wirklich nicht mehr an ihn und nennet ſich doch aber noch nach ihm? Dis mus ſchlechterdings der Fall ſein. Aber ſieh das kommt davon, wenn der Glaube der Völker auf höhere Offenbarung gegründet wird. Eine Zeitlang hält dieſer Glaube vor, ſo lange die Völker noch in ihrer Kindheit ſind. Entwickelt ſich aber erſt ihre Vernunft, ſo wird ihnen die höhere Offenbarung verdächtig. Alsdann iſt es

hohe Zeit, ſie auf den einzigwahrén Glaubensweg, zur Erkentnis der Wahrheit aus der Natur, zurückzuführen. Geſchieht dis nicht, ſo werfen ſie mit dem Glauben an die Wahrheit, als geoffenbarte Wahrheit, allen Glauben an die Wahrheit weg. Gewis iſt dis bei euch in Europa der Fall. Jene Völker daſelbſt, von denen du ſagſt, daß ſie Leute in unterirrdiſche Gefängniſſe werfen, die daran zweifeln, daß Gott eine Mutter habe, ſind noch in ihrem kindiſchen Zeitalter und leben noch unter dem Nothzwang des Glaubens an höhere Offenbarung. Dieſe aber, unter welchen verſtattet wird, daß man öffentlich hintreten und ſogar das Daſein Gottes beſtreiten könne, haben ſchon ihre Vernunft entwickelt und den Glauben an höhere Offenbarung unter derſelben gefunden. Da wärs nun hohe Zeit, daß ihnen ihre Suma's zu Hülfe kämen. Es iſt kein anderer Rath, als daß bei ihnen geſchehe, was bei uns geſchehen iſt. Man würde einen falſchen Weg einſchlagen, wenn man unter ihnen ferner auf Glauben an Offenbarung dringen wollte; denn man erzeugte dadurch nur Heuchler und ſetzte die Wahrheit, welche ohne Offenbarung

doch

doch wohl beſteht, ſelbſt aufs Spiel. Man handelt aber auch auf der andern Seite noch weit unverantwortlicher, wenn man ſie in dieſer Lage ſich ſelbſt überläſſet, oder gar Witzlingen unter ihnen verſtattet, ihren Witz an den heiligſten und unentbehrlichſten Wahrheiten zu üben, und Wollüſtlingen es erlaubt, Rache an dem Glauben an Gott und Unſterblichkeit durch öffentliche Ableugnung deſſelben dafür zu nehmen, daß er ihrer Thierheit das Urtheil ſpricht. Man mus ſie nun ſchlechterdings, nachdem ſie den Weg der höhern und unmittelbaren Offenbarung nicht mehr gehen können und wollen, nicht in der Irre laufen laſſen, ſondern ſie auf den richtigern Weg der Erkentnis der Wahrheit durch die Vernunft, welche ſich in Betrachtung der Natur übet, hinweiſen; man mus dis zu einem Hauptzweck der Volksſchulen machen, und es mus keinem Bürger ohne Unterſchied erlaubt ſein, irgend einen der Sätze, auf welchen alle bürgerliche Ruhe und Wohlfart ſich gründet, laut zu bezweifeln. Geſchieht dis nicht, ſo kann kein Jahrhundert mehr hingehen, ohne daß allgemeine Verwüſtung dieſe Völker treffe. Die Gleichgültigkeit, die Ruhe und Unthätigkeit ihrer

Suma's

Suma's dabei, von der du mir erzählſt, iſt mir — ich bekenne dir es — unbegreiflich... Sie laſſen ſich, wenn ſie Suma's werden, wie du ſagſt, den Huldigungseid ſchwören; ſie brauchen den Eid ſo unendlich oft in ihren Gerichten zur Erforſchung der Wahrheit, und — laſſen die Verleugnung Gottes einreiſſen, bei dem alle Eide geſchworen werden! Sie unterhalten in ihren Landen mit ſo ungeheuren Koſten einen ganzen Stand, der den Glauben an Gott von tauſend Kanzeln predigen mus, und — verſtatten den Druck ſolcher Schriften, in welchem Unglaube an Gott dem Volke öffentlich angeprieſen wird!! Sie ſtrafen den Betrüger, den Verführer der Unſchuld, den Aufrührer, und — dulden Menſchen, die Lehren ausbreiten, welche am Ende das ganze Volk zu Betrügern, Verführern und Aufrührern machen müſſen!!! Sie verdammen den Räuber, welcher in die Kirche einbricht, und einen bloſſen Steinhaufen, der Gotte zu Ehren erbaut iſt, den Altar, beſtiehlt, zu Galgen und Rad, und — ſchützen den Böſewicht, der Gott ſelbſt ſeinen Mitbürgern ſtiehlt!!!! Welche unerhörte Widerſprüche! Findet ſich denn keiner

eurer

eurer wahren Weiſen, der ihnen dieſe aufdeckt? Doch vieleicht iſt die Sache ſchon ſeit deiner Zeit in das gehörige Gleis gebracht. Oft läſſet Gott Unordnung, Verwirrung und Frevel darum erſt recht gros werden, damit ſie ſichtbarer werden und man alsdann mit Eifer darauf denke, ihnen abzuhelfen. Gewis durchlaufen die Völker insgeſamt in Anſehung der Erkentnis der Wahrheit eine und dieſelbe Bahn. Ganz anfangs und ſo lange ſie im Stande der Wildheit leben, bekümmern ſie ſich gar nicht um ſie. Gar lange kann dis freilich nicht werden, und es mus wenigſtens, ſobald ſie eine wirkliche bürgerliche Geſellſchaft unter ſich aufrichten, ein Ende haben. Sobald ſie erſt der Geſetze bedürfen, bedürfen ſie auch der Wahrheit. Hernach treten einzelne Weiſe unter ihnen auf, ſuchen im Nahmen des ganzen Volks die Wahrheit, finden ſie bald reiner, bald unreiner und theilen ſie ihrem Volke unter dem Anſehen einer höhern Offenbarung mit. Die höhern Naturkentniſſe, welche ſie ſich erwarben, waren es eben, die ihnen auch die Erkentnis der Wahrheit verſchaften; und ſo werden

dieſe ihnen nun auch das Mittel, ſich bei Ausbreitung der Wahrheit Glauben an die Offenbarung, deren ſie ſich rühmen, zu erwecken. Dieſer Glaube hält oft lange an, und zwar in der Maſſe, in welcher ein Volk langſamer oder ſchneller in den Kentniſſen der Natur fortſchreitet und ſeine Denkkräfte übt. Endlich findet es die Wahrheit, welche es lange blos auf Offenbarung glaubte, durch ſeine Vernunft ſelbſt und bedarf der höhern Offenbarung nicht weiter. Allerdings fängt es dann auch an darüber nachzudenken, ob iemals ſo eine höhere Offenbarung wahr geweſen, und überzeugt ſich davon, daß darunter nichts mehr und nichts weniger zu denken ſei, als — daß einzelne Weiſe, die ihr ganzes Leben der Erforſchung der Wahrheit widmeten, ſie allerdings um Jahrtauſende früher finden konnten, als ſie hernach ihr ganzes Volk fand. Dis iſt die eigentliche Höhe der Völker und der Menſchheit, zu der am Ende iedes Volk ſich erheben mus. Freilich gibt es auch auf ihr noch unzählich viel Stufen; denn man kann die erkannte Wahrheit noch immer deutlicher und reiner erkennen, und die erwieſene Wahrheit noch immer ſtärker erweiſen. Inzwiſchen

iſt es ſchon Seligkeit, unter einem Volke zu leben, das dieſe Höhe auch nur erſt erklommen hat, und ein Suma, der während ſeiner Hutſchaft dis in ſeinem Lande bewirkt, wird den erhabenen Lohn dafür empfangen, daß — ihm ſein Volk in iener Welt noch eine Art von Sumaſein über ſich einräumt.“

Dem Unterricht in den hieſigen Volksſchulen über iene vier heiligen, unentbehrlichen und daher unverletzlichen Wahrheiten beizuwohnen, iſt ein wahrhaftigmenſchliches Vergnügen. Man gibt ſich in den Seminarien der Lehrer auſſerordentlichviel Mühe, dieſe beſonders zu guten Unterweiſern in denſelben zu machen. Auch fehlt es nicht an zweckmäſſigen Schriften, welche ſie noch immer mehr hierzu ausbilden können. Dem zufolge docirt z. E. ein Schulmeiſter von Trakimor, wenn er den erſten Glaubensſatz, daß ein Gott ſei, vorträgt, folgendermaſſen:

„Kinder, ie mehr ihr über alles das, was um euch her wächſt, grünet, blühet und lebt, nachdenket: deſtomehr dringt ſich

euch ein gewiſſer Gedanke auf, der gleichſam der Gedanke aller Gedanken iſt; nehmlich — der Gedanke an ein unſichtbares oberſtes Weſen, das der Urheber der ganzen ſichtbaren Welt iſt. Dieſer Gedanke iſt der gröſte, ſchönſte und Herzerhebenſte unter allen, und mus, ſo lange ihr lebet, auch euer Lieblingsgedanke ſein, — es iſt ein Gott!“

„Alles, was ihr von Pflanzen und Thieren ſehet, kommt wieder von andern Pflanzen und Thieren her. Ihr ſehet lauter Verbindung zwiſchen Vater und Kind, oder zwiſchen Urſache und Wirkung. Die Blume kommt aus dem Samenkorn einer vorigen Blume, der Baum aus dem Fruchtkern eines andern Baums, das Huhn aus dem Ei, das Lamm vom Schaf. Ihr kommet von euren Eltern her. Wenn ihr nun auch annähmet, daß dis ſeit hunderttauſend Jahren ſo gegangen ſei, oder wenn ihr noch ſo viel tauſend und aber tauſend ſolcher Geſchlechtsfolgen rückwärts hinauf zählen wolltet: ſo müſtet ihr doch bei irgend einem Geſchlecht ſtehen bleiben, das das erſte von allen dieſen geweſen ſei; denn auch die gröſſeſte Zahl fängt von eins an und kann bis auf eins zurückgerechnet werden. Wenn nun das

tau=

tauſendſte Geſchlecht vom neunhundertneun=undneunzigſten, das hundertſte vom neun=undneunzigſten herkommt, oder das Kind, oder die Wirkung davon iſt, und das zehnte vom neunten, und das zweite vom erſten, — woher nun das erſte? Wovon iſt dis die Wirkung? Was iſt die Urſache davon? Geben mus es doch eine Urſache davon; denn warum gibt es iezt keine ſolche Wirkung mehr ohne Urſache? Warum geht iezt kein Mulſambaum auf ohne Mulſamkern? Warum kommt iezt kein Huhn an, ohne daß erſt ein Ei dazu gelegt werde? Warum erſcheint iezt kein Menſch ohne Eltern? Da wir nun zu den Erſten unter allen ſolchen Dingen keine ſichtbare Urſache anzugeben wiſſen und doch alles ſeine Urſache haben mus: ſo müſſen wir unſere Zuflucht zu einer unſichtbaren Urſache nehmen, von welcher iene Erſten unter allen Dingen, die zwar Nachkommen die Menge, aber keinen Vorfar hatten, z. B. der erſte Mulſambaum, die erſte Nadasblume, der erſte Siriwurm und der erſte Menſch die Wirkungen ſind. Dieſe allererſte unſichtbare Urſache aller erſten ſichtbaren Dinge nennet Gott! —“

„Ferner: ihr ſehet ein Haus. Sogleich fällt euch ein — das hat iemand gebauet. Oder ihr ſehet eine Hütte von Bret; ſogleich denket ihr — die hat iemand zuſammengeſchlagen. Oder ihr ſehet auch nur eine geflochtene Laube; ſogleich ſprechet ihr bei euch ſelbſt — die hat iemand geflochten. Und wenn ihr dis auch nicht allemahl dabei deutlich denket, ſo würdet ihr es doch nicht ableugnen, wenn es ein anderer behauptete, ſondern ihm vielmehr vollkommen Recht darinn geben. Wer hat denn nun aber die Erde gebauet und angelegt, auf der alle Häuſer, Hütten und Lauben ſtehen? Menſchen doch wohl nicht? Die Armen, die nicht einmahl ein Sandkorn bereiten mögen! Noch mehr; wer hat denn alle die tauſendmahltauſend Sonnen da oben gemacht, gegen die die Erde wieder eine Hütte iſt? Wir doch wohl nicht? Wir Kriecher, die wir nur auf der Erde herumwühlen! Sind denn dieſe etwa von ſich ſelbſt? Jede Hütte mus ia gebauet werden; wie kann denn das allgemeine groſſe Haus der Menſchen, die Erde, oder gar das allgemeine unendlichgroſſe Welthaus, der Sternhimmel, da ſein, ohne gebauet zu ſein? Dis zu denken wäre ia

höchſt-

höchſtalbern. Was würdet ihr ſagen, wenn euch iemand glaubend machen wollte, ein Krümchen von einem Nagaskuchen müſſe gebacken werden, aber der ganze Nagaskuchen nicht, oder, Etwas müſſe gemacht werden, aber Alles ſei von ſich ſelbſt? Da wir nun alſo von der Erde ſelbſt, von unſerer Sonne und von allen andern Sonnen keinen ſichtbaren Baumeiſter anzugeben wiſſen: ſo müſſen wir wieder unſere Zuflucht zu einem unſichtbaren Baumeiſter nehmen. Dis iſt Gott, der Weltenſchöpfer!"

„Es iſt zwar wahr, daß auch ohne Zuthun der Menſchen der Zufall manches hervorbringe. Das heißt — wenn mancherlei Umſtände zuſammentreffen, ſo erfolgt dis oder das daraus, ohne daß irgend ein Menſch ſeine Hand dabei habe. Z. B. wenn irgendwo ein leerer Platz iſt, wo niemand gräbt oder ackert, und es trift ſich, daß nicht weit davon ein Sandosbaum ſteht, und es trift ſich, daß gerade um die Zeit, wenn dieſer Baum ſeinen Saamen fallen laſſen will, ein heftiger Wind entſteht, und es trift ſich, daß der Wind nach dem leeren Platz hinwehet, und es trift ſich, daß in der Nähe eine An-

höhe iſt, die locker Erdreich hat, und es trift ſich, daß es lange nicht geregnet hat, und es trift ſich, daß der Wind ganze Wolken von Staub auf den hinweheten Saamen treibt, ſo, daß dieſer gedeckt wird, und es trift ſich, daß es nun darauf regnet, — — ſo wächſt auf dem leeren Platz ein ganzer kleiner Wald von Sandosbäumen auf, und wir müſſen alle bekennen, daß dieſer Wald ein Werk des bloſſen Zufalls ſei. Wie? wenn euch nun einfiele zu denken, ebenſo ſei auch die ganze Welt ein Werk des Zufalls? Da merket euch, Kinder, daß es ein untrügliches Merkmal gebe, woran man das, was der Zufall auch hervorbringen kann, von dem, was er ſchlechterdings nicht hervorbringen kann, vollkommen zu unterſcheiden weis. Denket hier wieder an den kleinen Wald von Sandosbäumen, wovon ich euch vorhin erzählte. Da iſt dis Wäldgen, — ſehet hin. Dort ſteht der alte Sandosbaum und ragt weit über ihm hervor. Da iſt die Anhöhe, von der der Wind die lockere Erde herabtrieb. Dieſes Wäldgen hat der Zufall bewirkt; aber wie ſtehen die Bäume? Stehen ſie nicht alle durch einander? Nun ſehet aber nach

der

der Landſtraſſe dort hin. Da führen zwei lange Reihen von ſchönen Fruchtbäumen über eine Stunde hin ins Land. Die Bäume ſind von verſchiedenen Arten, ſtehen in ſchnurgeraden Reihen und alle in gleicher Weite aus einander. Würdet ihr es euch wohl einreden laſſen, daß auch dieſe Bäumeanlage ein Werk des Zufalls ſei? Nun, warum denn nicht? Darum, — weil ihr offenbare Ordnung daſelbſt ſehet. Alſo, dis iſt das Merkmal, woran man etwas gleich als kein Werk des Zufalls erkennet, ſobald Ordnung dabei iſt. Ordnung iſt nehmlich, wenn von vielen Dingen, welche zuſammen ein Ganzes ausmachen oder zuſammengehören, iedes an ſeinem rechten Ort ſteht. Dieſer rechte Ort für ein iedes derſelben mus aber erſt ausgemeſſen, ausgeſchritten, ausgeſucht, überlegt und überdacht werden. Dis kann nur der Verſtand thun. Folglich iſt Ordnung, ihr möget ſie ſehen, wo ihr wollet, ein Werk des Verſtandes. Ich will euch noch ein Beiſpiel davon geben. Nehmet an, ihr hättet ein Buch, das aus zehen Bänden beſtünde, und dieſe zehen Bände ſollten alle in Ordnung ſtehen. Ihr

thätet ſie in ein Faß, kehrtet hernach das Faß um und ſchüttetet ſie wieder heraus, oder — überlieſſet ſie dem Zufall. Fallen ſie da auch wohl in einer Reihe nieder, oder fallen ſie über und unter einander? Fallen ſie alle gerade, oder das eine gerade und das andere verkehrt? Fällt der erſte Band oben dahin, wo er ſtehen ſoll, der zweite auch, der dritte auch, und ſo fort bis auf den zehnten? Nein, ſondern wenn ſie in Ordnung ſtehen ſollen, ſo müſſet ihr ſie erſt auseinander ſuchen, ſie alle gerade wenden, nach der Zahl ſehen und von eins an bis auf zehen ieden Band dahin ſtellen, wo er ſtehen ſoll. Die allerkleinſte Ordnung alſo fordert ſchon Verſtand. Groſſe Ordnung mithin ſetzt groſſen Verſtand voraus, und — ſo gehört zur allergröſſeſten Ordnung der allergröſſeſte Verſtand. In dem Weltgebäude aber herrſcht die allergröſſeſte Ordnung. Dieſe ſehet ihr ia ſchon an den ewigen Umwälzungen iener unzählichen Geſtirne am Himmel, die immer auf einerlei Art erfolgen. Noch hat der Verſtand aller Menſchen nicht zugereicht, dieſe Ordnung auch nur einzuſehen; wie

unaus=

unausſprechlichgros mus der Verſtand ſein, der ſie ſogar machen konnte! Hieraus ſchlieſſet alſo, daß nicht der Zufall die Welt hervorgebracht habe, ſondern der allergröſſeſte Verſtand, das heißt — Gott. Die unausſprechliche Ordnung, welche in dem unendlichen Weltgebäude Statt findet, ſei und bleibt euch, ſo lange ihr denken könnet, der unumſtößlichſte Beweis für das Daſein Gottes, und ſo oft ihr nun wieder an einem heitern Abend zum geſtirnten Himmel aufblicket, ſprechet in euch ſelbſt: „O Urheber und Baumeiſter der Welt, du biſt da! Wenn auch nur zehen Bände, die ein Buch ausmachen, in Ordnung da ſtehen ſollen, ſo mus der Verſtand ſie hinſtellen. Dortoben ſind ſo viel tauſendmahltauſend Bände oder Sonnen, die das groſſe Buch der Welt ausmachen, in der bewundernswürdigſten Ordnung hingeſtellt; wer kann ſie anders ſo hingeſtellt haben, als der unausſprechlichſte Verſtand — Du!“

„Noch weiter. Wir Menſchen bilden uns oft viel darauf ein, was wir auf der Erde machen und hervorbringen. Wir legen

Blumen=

Blumenfelder, Obſtfelder, Nagasfelder an. Da denken wir dann, daß dis Alles, ſo wie es hernach da iſt, unſerer Hände Werk ſei. Wir thun aber warlich nur die gröſſeſte Kleinigkeit dazu. Unſer ganzes Verdienſt dabei iſt dis, daß wir alles dahin werfen, ſäen, ſtellen und pflanzen, wo es ſtehen und wachſen ſoll. Iſt denn dis aber die Hauptſache? Mit nichten! Die Hauptſache dabei iſt dis, daß das, was wir pflanzen und ſäen, anwachſe, fortwachſe, groswachſe, auswachſe. Betreiben wir denn etwa nun dieſen täglichen Wachsthum an ieder unſerer Pflanzen, Blumen, Nagashälmer u. ſ. w? Ach wenn wir dis könnten, ſo würde es nie einen Miswachs geben. Könnten eure Väter z. B. machen, daß ihre Malfalbäume Früchte trügen, ſo würden ſie heuer gewis nicht ſo ohne Malfals ſein, als ſie ſind; aber eure Väter müſſen das ſchön bleiben laſſen. Der Nagasbauer, wenn er ſein Feld beſtellt hat, geht nach Hauſe. Nach einem halben Jahre kommt er wieder und mähet die reifen Nagasſaaten ab. Er ſäet und erndtet — das iſt alles, was er thut. Beſorgt er denn etwa das halbe Jahr hindurch auch den Wachsthum iedes ſeiner ausgeworfenen Nagaskörner?

ner? Nein, er kommt oft vor der Erndte hier und da mit keinem Fus wieder hin. — Ja, noch mehr. Wenn wir ein ſteinern Haus bauen, was haben wir nun dabei gethan? Wir legten die Steine gerade auf einander und verbanden ſie; das iſt alles. Alsdann wohnen wir ruhig im Hauſe. Halten wir denn etwa hernach während der ganzen Zeit, daß wir darinn wohnen, alle die Steine auch an einander? Hum, da hätten wir viel zu thun! Nun, wenn wir es nicht ſind, die das ſteinerne Haus zuſammenhalten — wenn wir es nicht ſind, die unſern Pflanzen, Blumen und Bäumen Wachsthum und Gedeihen bewirken — — wer iſt es denn? Man antwortet — die wirkenden Kräfte in der Welt; einige derſelben halten das ſteinerne Haus zuſammen, daß es nicht einfalle, andere nähren, treiben und entwickeln die Pflanzen. Die Antwort mag richtig ſein; aber müſſen wir nicht weiter fragen — woher dieſe wirkenden Kräfte in der Welt? Hierauf kann keine andere Antwort gegeben werden, als — aus der Kraftquelle, aus der **Urkraft**, das iſt — aus oder von Gott.

„Denket

„Denket euch einen Kreis, Kinder. Jeder Kreis hat einen Mittelpunkt, oder ein Allerinnerſtes, wovon alle äuſſerſte Enden des Kreiſes gleichweit entfernt ſind. Nun, ſo denket euch auch die Welt als einen unendlich groſſen Kreis. Auch dieſer Kreis mus ſeinen Mittelpunkt haben, der alles trägt, und auf dem alles ruhet. Sehet da den Gedanken an Gott — den Weltmittelpunkt!“

„Ebenſo — — die Wandelſterne, zu welchen unſere Erde gehört, erhalten von dem nächſten Sonnenſtern ihr Licht und wälzen ſich um ihn her. Da denket euch nun auch ſo eine Sonne, um die ſich alle iene tauſendmahltauſend Sonnen wieder wie Wandelſterne herumwälzen, und von der ſie wieder ihr Licht empfangen. Schauet — abermahl der Gedanke an Gott — die Sonne aller Sonnen, die Quelle des Lichts, den Vater des Lichts!“

„Dis war vom Daſein Gottes, oder davon, daß Gott ſei. Wenn nun aber gefragt wird, was iſt Gott — worinne beſteht

beſteht ſein Weſen, ſeine eigentliche Beſchaffenheit — — ſo leget alle mit mir zugleich in ſtiller Anbetung Gottes die Hand auf den Mund. Wir ſind ſeine Geſchöpfe. Er kennet wohl unſer Innerſtes; aber wir können ihn, den Schöpfer, nicht durch und durch erkennen. Es mus dis auch nicht einmahl unſer Verlangen ſein; denn ſobald wir Gott ganz kenneten, wäre nichts mehr für uns zu lernen übrig, und — ſo hätte unſer ferneres Daſein weiter keine Abſicht; folglich müſte es ſich endigen. Ihr könnet euch auch hierüber ganz beruhigen; denn ich werde euch in Zukunft ſagen, daß wir nicht einmahl unſer eigenes Weſen zu erforſchen vermögen; wie weit weniger alſo das Weſen Gottes ſelbſt.“

„Euer Beſtreben ſoll alſo immer dahin gehen, daß ihr nicht ſowohl das, was Gott iſt, ſondern das, was er hat, nicht ſein Weſen, ſondern ſeine Eigenſchaften erkennet. Zu dieſer Erkentnis Gottes ſeid ihr geſchaffen, oder ſie iſt der Endzweck eures Daſeins. Je mehr ihr dieſe Erkentnis in euch ausbildet, deſto gröſſer wird dadurch auch eure Glückſeligkeit; denn ihr

erfaret

erfaret alsdann noch immer mehr Groſſes und Gutes von Gott, und das beruhigt und tröſtet euch noch immer mehr und ſtärkt euch noch immer mehr in eurer Hofnung auf Gott. Wenn ihr einen Freund hättet, auf den nun einmahl euer Glück ankäme, würdet ihr euch nicht freuen, ie mehr ihr von ihm erfüret, daß er noch weit mächtiger, weiſer und beſſer wäre, als ihr gedacht hättet? Nun, auf Gott kommet euer Alles an; ſo müſſet ihr ihn auch immer mehr zu erkennen ſuchen: damit ihr in ihm, das heißt, in den Gedanken an ihn eure Freude und eure Ruhe ganz finden möget.“

„Es gibt aber nur einen einzigen Weg für euch, auf dem ihr zur Erkentnis Gottes gelangen könnet, nehmlich — die Werke Gottes. Die ganze Welt, oder alle Sonnen= und Wandelſterne mit allem, was in ihnen lebt und iſt, iſt Gottes Werk. Dis mus aber nicht blos vor euch da ſtehen, ſondern — ihr müſſet es auch recht betrachten. Sobald ihr nun etwas davon betrachtet und ſchön findet, müſſet ihr mit euern Gedanken nicht dabei ſtehen bleiben, ſondern euch zu Gott erheben, der der Werkmeiſter davon

iſt

iſt und es ſo ſchön machte. Aus der Vortreflichkeit des Werks müſſet ihr dann fortſchlieſſen auf die Vortreflichkeit des Meiſters. Ihr ſehet z. B. die Pracht der aufgehenden Sonne; ſogleich leget eure Hände aufs Herz und denket — O wie prächtig erhaben mus der ſein, der iezt dieſen ſo entzückend ſchönen Sonnenaufgang bereitet!“

„Da uns nun Gott, wenn wir ſeine Eigenſchaften kennen lernen wollen, einzig und allein an ſeine Werke gewieſen hat: ſo muſte er auch dafür ſorgen, daß wir ihn hinlänglich aus ſelbigen erkennen könnten. Und ſo iſt es auch in der That beſchaffen. Gottes Werke lehren uns alles, was wir vor der Hand von Gott zu wiſſen nöthig haben, um kluge, gute und glückſelige Erdbürger zu werden.“

„Allenthalben, wohin euer Blick ſich wendet, ſehet ihr Werke Gottes, Geſchöpfe. Und wäre es auch nur ein Würmchen; Würmchen aber kriechen allerwärts. Wo nun ein Werk Gottes iſt, da mus auch Gott ſelbſt ſein; denn alles entſtand durch ihn und alles beſteht durch ihn. Entſtehen

 heißt

heißt werden; beſtehen heißt fortdauern. So lernet ihr aus dem bloſſen Anblick der Welt ſchon eine ganz auſſerordentliche Eigenſchaft Gottes kennen — ſeine Allgegenwart. Dieſe mus iezt ſchon auf euer Herz und Leben den wichtigſten Einflus haben. Gewöhnet euch nur recht daran, allenthalben, wo ihr ſeid, zu denken, daß Gott bei euch ſei. Schämet ihr euch nicht eine Unart zu begehen, ſobald ihr ſie unter den Augen eurer Eltern beginget? Gebet auf eure Mitbürger Acht, wie ſie ſo ganz beſonders ſich vorſehen, weder ſchlecht zu handeln, noch ſchlecht zu reden, ſobald der Suma bei ihnen iſt. Iſt Gott aber nicht der Vater aller Väter, der Suma aller Suma's? O wie werdet ihr ſo tugendhaft und rechtſchaffen werden, wenn ihr euch nur recht fleiſſig an Gottes Gegenwart erinnert! Euer Leben wird Freude und Leid, Gutes und Böſes durch einander haben. Wie ſüs wird euch iedes Glück werden, wenn ihr, ihr genieſſet es, wo ihr wollet, es in euern Gedanken immer aus der Hand Gottes nehmet! Wie weit ruhiger werdet ihr iedes Unglück ertragen, wenn ihr allenthalben, es treffe euch, wo es wolle, gleichſam immer

die Hand Gottes um euch ſehet und aus ihr Rettung, Linderung, Stärkung und Troſt erwartet! Und wenn euch iemals alle Menſchen verlieſſen oder wenn kein Menſch euch erreichen könnte, denket einmahl, wie es noch eure einzige und lezte Beruhigung ſein würde, daß Gott doch bei euch wäre!“

„Da nun Gott allenthalben iſt, ſo könnet ihr ihn auch nicht ſehen. Wenn ihr nehmlich etwas ſehen ſollet, ſo mus es einen gewiſſen Raum oder Platz einnehmen, und an einem beſondern gewiſſen Orte ſein, wo es euch ins Auge fällt. Gott aber iſt an keinen beſondern Ort und iſt in keinem gewiſſen Raum eingeſchloſſen. Wenn ihr an dieſe Unſichtbarkeit Gottes recht glaubet, ſo werdet ihr dadurch vor vielen groben Irthümern bewahret. Es gibt nehmlich Völker, welche bald dieſes, bald ienes Geſchöpf, Gottes weil es entweder ſo wunderſchön oder doch ihnen ſo wohlthätig iſt, für Gott halten. Ja unſere Weiſen, welche von Zeit zu Zeit groſſe Reiſen thun, haben uns erzählt, daß ſie Völker angetroffen haben, welche ſogar Bilder, die ſie ſelbſt aus Holz oder Stein ge-

macht haben, göttlich verehren. Die letztern ſind freilich die dummſten. Auf alle ſolche Thorheiten könnet ihr nun nicht verfallen, da ihr wiſſet, daß Gott nicht nur nicht gemacht, ſondern auch nicht einmahl geſehen werden könne. Sobald euch alſo in Zukunft iemand ſeinen Gott zeigen oder weiſen wollte, müſſet ihr ihm dreuſt antworten — das iſt nicht der wahre Gott. Und ſo wenig ihr Gott ietzt ſehen könnet, müſſet ihr euch auch weis machen laſſen, daß ihr ihn iemals zu ſehen bekommen werdet. Gott iſt allenthalben; darum iſt er unſichtbar. Gott bleibt allenthalben; darum bleibt er unſichtbar."

„Wohin ihr ſehet, Kinder, da erblicket ihr immer Vater und Kind, oder Verbindung zwiſchen Urſache und Wirkung. Der Kinder ſind oft ſehr viel, aber Vater iſt allemahl nur einer. Wenn wir auch durch noch ſo viel Geſchlechter zurückzählen, ſo müſſen wir endlich, wie ihr ſchon wiſſet, bei einer unſichtbaren Urſache der erſten Dinge aller Art ſtehen bleiben, — bei Gott. Seiner Kinder ſind unzähligviel, aber Vater iſt

ebenſo auch nur einer. Es iſt alſo nur ein Gott. Sobald ihr dieſes wiſſet, werdet ihr abermals vor vielen Thorheiten geſichert. Manche Völker ſollen an zehen, zwölf Götter glauben, und an mehrere. Das mus ein elendes Weſen ſein, wenn man ſolchergeſtalt nicht recht weis, an welchen von ſo vielen Göttern man ſich eigentlich halten ſolle. Das mus ebenſo ſchlimm ſein, als wenn man im Grunde gar keinen Gott hat; denn alle könnten wir doch nicht gleichlieb haben; und wenn wir dann einen vorzüglich lieb hätten, ſo verdröſſe es wohl den andern, daß wir ihn nicht ſo lieb hätten. Und wenn wir zu dem einen beteten, würden die übrigen wohl darüber unwillig, daß wir nicht zu ihnen beteten. Und wenn uns der Eine eine Wohlthat erzeigte, ſo nähme ſie uns der andere wohl wieder. O wohl euch! Ihr glaubet nun nur an einen einzigen unſichtbaren Gott, und ſo wird dieſer Gott euer Alles in Allem. Hierdurch gelanget ihr erſt recht zur Ruhe."

„Die ganze Welt, wie ſie vor euern Augen da iſt, iſt das Werk dieſes einzigen Gottes. Ach welch ein über alle eure Vorſtellun-

ſtellungen unausſprechlich groſſer Bau iſt das, den Gott aufgeführt hat! Was für eine unendliche Kleinigkeit iſt dagegen unſer Sumahaus! Wenn dieſes ein einziger Menſch hätte aufführen ſollen! Und wenn dieſer einzige Menſch nichts dazu gehabt hätte, nicht einmahl Steine und Holz! Solcher Sumahäuſer gibts nun auf der Erde ſo viel tauſend. Wenn dieſe alle ein einziger Menſch hätte aufführen ſollen und nichts dazu gehabt hätte, nicht einmahl Steine und Holz! Und nun — alle dieſe Sumahäuſer, welche auf der ganzen Erde ſtehen, ſamt der Erde ſelbſt, welch ein Kleines wieder gegen das ganze Weltgebäude oder gegen das groſſe Weltſumahaus! Und dieſes aus ſo viel unzählichen Theilen beſtehende Ganze, das unüberſehbar iſt, hat ein einziges Weſen hervorgebracht, und hat nichts dazu gehabt, als — ſich ſelbſt und ſeine Kraft... Ach welch eine Allkraft mus das ſein! Sehet da die Lehre, daß Gott allmächtig ſei. — Betrachtet die Menge von Geſchöpfen Gottes auf der Erde blos. Welch eine unausſprechliche Mannigfaltigkeit derſelben vom Stein an bis zum Menſchen! Und doch dieſe alle aus einerlei gebildet! Alles Erde,

weil

weil die Erde ſein Wohnplatz iſt. Wer mag die Kraft begreifen, welche dis Einerlei unter ſo viel tauſend und aber tauſend verſchiedenen Geſtalten hervortreten lies und der todten Erde ſo mannigfaltiges unbegreifliches Leben gab! — Ja, ihr erblicket dieſe Allmacht Gottes allenthalben, auch in den alltäglichſten Erſcheinungen der irrdiſchen Welt. Welche Allmacht, wenn das Waſſer aus dem Meere dort in den feinſten Dünſten in die Höhe ſteigt, Wolke wird, vom Winde weither geführt wird und dann als Regen auf unſere Felder wieder herabfällt! Welche Allmacht, wenn das Nagaskorn, das in die Erde gelegt ward, nach einiger Zeit ein langer Halm mit einer reichen Aehre wird! Welche Allmacht, wenn der Sandosbaum, der alle ſeine Blätter fallen lies, überall wieder grünet und blühet, ſo, daß der Saft aus der unterſten Wurzel bis in den oberſten Gipfel ſteigt! Welche Allmacht, wenn ſich der Menſch, dieſes ſchönſte unter allen Geſchöpfen Gottes auf Erden, im Mutterleibe aus einem kleinen Ei, wovon man noch nicht das geringſte von menſchlicher Geſtalt entdeckt, zu ſo bewundernswürdiger Vollkommenheit entwickelt! So unausſprechlich iſt

uns Gottes Allmacht ſchon im Kleinen; wie mag ſie es vollends im Groſſen ſein! Verſtummen müſſen wir, wenn wir hieran denken. Der Donner rollt und die Häuſer beben; der Sturm erhebt ſich und ſtreckt ganze Wälder auf den Bergen zu Boden; die Erde zittert und alles fällt daſelbſt über einander. Ach fallet mit mir nieder, Kinder, windet euch im Staube und ſeufzet — „Allmächtiger, Allmächtiger, ich bin nur ein Wurm; nur Staub bin ich vor dir. Ich bin nichts, du aber biſt Alles. Was ich bin und was ich kann, das bin ich und kann ich nur durch dich. Alle Kräfte, welche ich habe, gabſt du mir, kannſt du mir wieder nehmen. Alles iſt dein und alles iſt in deiner Gewalt. Du kannſt glücklich machen und kannſt ins Verderben ſtürzen; kannſt lebendig machen und kannſt tödten. Wer mag deiner Macht widerſtehen? Du Blitzer, du Donnerer, du Erderſchütterer — mein Herz zittert vor dir!“

„O Kinder, was für unglückliche Menſchen wäret ihr, wenn ihr nun weiter nichts von Gott wüſtet, als daß er allmächtig ſei! Bedenket dis einmahl recht, ſo werdet

ihr gleichſam die Welt mit mir alſo anreden: „Ach du groſſe, groſſe Gotteswelt, du haſt uns den Glauben an die Allmacht deines Schöpfers gelehrt und dadurch unſer Herz in Angſt und Schrecken verſetzt. Beruhige uns nun auch wieder! Kannſt du uns nicht beruhigen, ſo möchten wir lieber aufhören, in dir zu ſein. „Seid zufrieden, gute Kinder! Ihr ſehet ia nicht nur in der groſſen, weiten Schöpfung die unermesliche Kraft Gottes; ſondern ihr ſehet auch, daß Gott dieſe ſeine unermesliche Kraft zum Beſten aller ſeiner Geſchöpfe verwendet habe. Alles, was da iſt, iſt nicht nur da, ſondern wird auch von Gott ſo glücklich gemacht, als es ſeiner innern Einrichtung nach werden kann. Das geht von dem Menſchen an und ſofort bis zur kleinſten Ims. Auch die Ims iſt in ihrer Art glücklich. Im Sonnenſchein wird ſie erzeugt und fliegt aus dem Moraſt empor, und ihr ganzes Leben, wenn es auch gleich nur bis zum Abend währet, iſt Sonnenſchein. Sie ſönnet ſich lebenslang und iſt dadurch glücklich. Daß ſie dis ſein müſſe, ſehet ihr daraus, weil ſie mit ſo viel tauſend Schweſtern in groſſen Schwär-

men ſo herzlich in der Luft tanzt und hüpft. Wo nur irgend ein Geſchöpf lebt, da iſt auch für die Erhaltung deſſelben geſorgt. Es findet ſeinen Tiſch für ſich gedeckt, wenn es hungrig wird, und ſeine Heilmittel um ſich her geſtreut, wenn es krank wird. Beſonders, Kinder, hat die Allmacht Gottes für das Glück des Menſchen auf das zärtlichſte geſorgt. Welch ein ſchönes, vollkommenes Gebäude iſt unſer Leib, der weit länger, als ein Jahrhundert durch, beſtehen kann! Was für unausſprechliche Freuden gewähren uns unſere Sinne! Welch ein göttliches Geſchenk iſt unſere Vernunft! Die ſchöne Welt iſt nur ſchön für uns Menſchen. Nur unſer Auge ergötzt ſich an den herrlichen Ausſichten der Erde und der Welt, ſo, wie ſich auch nur unſer Ohr durch übereinſtimmenden Wohlklang entzückt. Menſch und Dimſa, der ſchnelle Felſenkletterer, ſtehen auf einem Berg; der Dimſa kehrt ſich an nichts, ſondern graſet. Der Menſch vergißt Eſſen und Trinken, breitet ſeine Arme nach der niedern Welt um ſich her hin, ſegnet ſie und ſpricht — ach, wie ſchön biſt du! Menſch und Wackal, der gehörnte Brummer, ſtehen neben einander in einem

Thale an einem ſternvollen Abend. Der Wackal neigt ſein Haupt zur Erde und brummt. Der Menſch ſchaut zum geſtirnten Himmel und ruft aus — o welche Pracht haſt du! Ja noch mehr, Kinder. Wir Menſchen ſind auf der Erde die einzigen Geſchöpfe, welche von Gott etwas wiſſen. Den übrigen allen bleibt er ganz unbekannt. Das macht, ſie ſehen und hören höchſtens nur; wir aber können über das, was wir ſehen und hören, nachdenken. Da erheben wir uns dann von der Schöpfung, die wir ſehen, zum Schöpfer, den wir nicht ſehen, und finden Gott in ſeinen Werken. Welch ein Vorzug iſt dis für uns! Wie werden wir durch ihn erſt ſo wahrhaftigglücklich! Kinder, ſchon der bloſſe Gedanke an Gott iſt uns ſo unendlichviel werth. Denn die ganze Welt thut uns nicht genung. Nur der Gedanke an Gott füllet unſer Herz und ſättigt es ganz. Wenn wir ihn dann nun bei einem tugendhaften Leben uns als unſern Freund denken können, o wie wohl wird uns dann erſt zu Muthe! Das iſt dann die Verehrung, welche wir ihm leiſten; und was für ein ſüſſes Geſchäft wird uns alsbald dieſe! Wenn wir dann ferner bei iedem

Segen,

Segen, den wir genieſſen, zu ihm, dem Geber, blicken und unſern Wohlthäter wiſſen — wenn wir in iedem Unglück an ihm unſern höchſten Beiſtand und Retter finden — — wenn wir recht zuverſichtlich zu ihm beten und uns im feſten Vertrauen ihm ſo ganz überlaſſen — — — ach Kinder, Kinder, wie wird uns dann Gott ſo Alles und wie gibt uns der Glaube an ihn erſt das höchſte Glück des Lebens! — Wie viel andere ganz unſchätzbare Güter und Freuden genieſſen wir Menſchen auſſerdem noch! Hier iſt das Glück einer herzlichen und vertrauten Freundſchaft mit unſersgleichen ſo ganz unſer Eigenthum; dort gewährt uns der tägliche Wachsthum in unſern nützlichen Kentniſſen das reineſte Vergnügen; da werden uns die Seligkeiten der wohlthätigen Menſchenliebe in höchſter Maſſe zu Theile. Jedes Alter unſeres Lebens hat ſeine beſondern Freuden für uns. Jeder Tag unſeres Lebens, iede Stunde, ieder Augenblick iſt voll von Wohlthaten Gottes für uns. Kurz — wir ſchwimmen, daß ich ſo ſage, in einem Meere der göttlichen Liebe. Gott will uns recht glücklich machen; das ſehen wir. Ach, wohl uns nun, daß er allmächtig iſt! Er iſt

ja unſer Freund, unſer Vater; welcher Menſch ſiehts nicht gern, wenn ſein Freund, und welches Kind nicht, wenn ſein Vater recht ſehr viel Macht hat!“

„Aber denket euch einmahl eine recht groſſe Macht in der Hand eines Thoren... Und wenn er dabei der gutmüthigſte Menſch, wenn er unſer herzlichſter Freund wäre, gingen wir wohl ſicher bei ihm? Könnten wir uns auf ihn verlaſſen? Er dächte dann wohl, daß er uns hierdurch oder dadurch glücklich machen wollte, wodurch er uns gerade unglücklich machte, und weil er Macht genung hätte, ſo ſetzte er es durch und ſtürzte uns ins Verderben. Oder er beſönne ſich endlich und ſähe ein, daß er uns auf einen falſchen Weg geleitet hätte, führte uns auf einen andern eben ſo falſchen, verlieſſe dieſen wieder, änderte unaufhörlich unſern Gang und führte uns am Ende doch nur in der Irre herum. Warlich ein ſtarker Thor iſt ſo gefährlich, als ein ſtarker Böſewicht, und beide unterſcheiden ſich nur dadurch, daß iener bei dem beſten Herzen, dieſer aber vorſätzlich uns ſchadet. Und nun denket euch Gott ohne

Ver-

Verſtand, was für ein fürchterliches Weſen wäre er! Er könnte, er wollte uns glücklich machen; alle Mittel dazu lägen vor ihm, und er wüſte nicht, welche er darunter wählen ſollte. Seine höchſte Macht und ſeine höchſte Güte bringen uns dann erſt zur vollkommenen Ruhe, wenn ſie von der höchſten Weisheit geleitet werden. Ach und nun, Kinder, laſſet euch von der Welt es recht ſagen, wie unausſprechlichweiſe auch das allmächtige Weſen ſei, das wir unſern Vater nennen. Nichts von allem, was ihr ſehet, iſt umſonſt da; alles iſt zu einer gewiſſen Abſicht da, die nützlich iſt, und erfüllt auch dieſe nützliche Abſicht, wozu es da iſt. So unendlich vielerlei da iſt, ſo ſteht doch alles in dem bewundernswürdigſten Zuſammenhang; und ſo unendlich gros die Welt iſt, ſo macht ſie doch nur ein über alle unſere Erkentnis herrliches Ganzes aus. Ordnung — allervollkommenſte Ordnung herrſcht allenthalben, und alles ſteht und liegt, lebt und ſchwebt an ſeinem rechten Platz. Laſſet uns nur einmahl bei unſerer Erde ſtehen bleiben. Woraus Gott ſie bereitet und wie ſie ſich daraus gebildet habe, iſt uns unbekannt. Die erſten, ge-

heimſten

heimſten Weltkräfte, welche hierzu gewirkt haben, wiſſen wir nicht. Aber — was für ein unendlicher Verſtand gehörte dazu, um nun alle die Anſtalten zu treffen, daß die Erde auch bewohnbar und fruchtbar wäre; daß ſie dis wäre, für alle die tauſendmahltauſend verſchiedene Geſchöpfe, mit welchen ſie über und über angefüllt iſt! Kinder, da fallet mit mir in tiefſter Ehrfurcht nieder und betet an den Allweiſen, der dis auf das allervollkommenſte ins Werk geſetzt hat. Die Sonne, der Mond, die Luft, die Winde, die Gewitter, der Regen, der Thau — — welche groſſe Anſtalten ſind dis, und wie ſind ſie alle ſo unentbehrlich zum Wachsthum und Leben der Pflanzen und Thiere! Der Wechſel zwiſchen Tag und Nacht, der Wechſel der Jahrszeiten und die immerwährendgleiche Ordnung, in der beide erfolgen, wie zeugen ſie nach der erhabenſten Ueberlegung, mit welcher der Weltſchöpfer bei ihrer Einrichtung zu Werke ging! Jeder Himmelsſtrich muſte von ihm ſeine beſondern Pflanzen und ſeine beſondern Thierarten erhalten, die nur unter ihm am beſten fortkommen und gedeihen könnten. Dieſe ſo verſchiedene Bepflanzung und Bevölkerung

der

der Erde geht bis ins Unausſprechliche, und dennoch iſt kein Verſehen dabei vorgegangen. Alles wächſt und lebt wirklich da, wohin es ſich am beſten ſchickt. So weiſe nun alles umhergeſtellt iſt, ſo weiſe iſt auch alles der Abſicht gemäs eingerichtet, derentwegen es da iſt. Vom kleinſten Graſe an bis zum höchſten Baum iſt iedes ſo gebildet, daß es den Nutzen hervorbringt, den es hervorbringen ſoll. Vom kleinſten Wurm bis zum gröſten Laſtthier ward iedes ſo gebauet, als es ſeine Lebensweiſe, ſeine Bedürfniſſe und ſeine Geſchäfte, die es verrichten ſoll, erforderten. Es empfing ſeine gehörige Geſtalt, ſein gehöriges Kleid, ſeine gehörigen Kräfte, ſeine gehörigen Werkzeuge, die ihm angewieſene Aſung in Empfang zu nehmen. Es empfing ſeine nöthigen Sinne, ſeine nöthigen Gliedmaſſen, ſeine nöthigen Triebe, und, da iedes ſeinen Feind hat, auch ſeine nöthigen Waffen. Kinder, wie viel tauſendmahltauſend Betrachtungen müſten wir anſtellen, wenn wir dieſe ſo äuſſerſt weitläuftige und doch ſo vollkommene Haushaltung Gottes auf Erden auch nur zum Theil überſehen und uns deutlich vorſtellen wollten! Alle dieſe unzählichen Betrachtungen

gen muſten alſo in dem Verſtande Gottes zugleich da ſein, als er dis groſſe Haushaltungsweſen einrichtete. Wie anbetungswürdig wird uns dieſer Verſtand! — Durch die ganze irrdiſche Schöpfung iſt die Verfügung getroffen, daß immer eins vom andern lebt und das andere verzehrt. Die Pflanzen leben von Licht, Luft, Wärme und Feuchtigkeit. Die Thiere leben von den Pflanzen; ein Thier lebt vom andern; von ihm lebt wieder ein ſtärkeres; von dieſem wieder ein ſtärkeres; der Menſch, der Allerſtärkſte, lebt von allen. Hierdurch erreichte der allweiſe Gott ſeine liebevolle Abſicht, die Erde über und über mit Geſchöpfen anzufüllen und die Menge des Lebens ins Unendliche auf ihr zu vermehren. Solche Thiere, die vielen andern zur Speiſe angewieſen ſind, ſind auch die zahlreichſten; ſolche hingegen, die erſtaunendviel täglich verzehren, ſind die wenigſten. — Alles empfing die Kraft, ſich fortzupflanzen und ſeinesgleichen zu erzeugen. Auf ſolche Weiſe wird die ganze Schöpfung nie zu alt und garſtig, und die Erde mit allem, was auf ihr wächſt und lebt, iſt iezt noch ein ebenſo wunderſchöner Garten, wie ſie es vor vielen

tauſend Jahren war. O erwäget doch dis alles, lieben Kinder, und lernet von der Schöpfung die ewigwahre Wahrheit, daß Gott, ihr Urheber, die höchſte Weisheit ſelbſt ſein müſſe! — — Ich habe euch ſchon ſo viel über euren eigenen Leib geſagt und ihr ſollet noch immer mehr davon hören. Er iſt ein rechtes Meiſterſtück der Weisheit Gottes und in der groſſen weiten Welt gleichſam eine ganze Welt im Kleinen. Aus was für einer unausſprechlichen Menge von Theilen beſteht er, und wie ſtehen alle dieſe Theile in der bewundernswürdigſten Verbindung und machen zuſammen das vollkommenſte Ganze aus! Sein bloſſes Gerippe welch ein vortrefliches Knochengebäude! Seine Fleiſchdecke wie künſtlich! Das Aderngewebe darunter wie fein und wunderbar! Das Gehirn was für ein unerklärbares Mark, und die zahlloſen Seile und Seilchen, welche ſich aus ihm allenthalben bis an die äuſſerſten Enden und Spitzen des ganzen Leibes ziehen und durch die wir empfinden, was für eine Erſcheinung! Welche Gelenkigkeit überall an uns! Sehet eure Hand an, welch ein Bau! Betrachtet euer Auge, welch ein Denkmal der Weisheit Gottes, das ihr auf ieder Seite

unter der Stirn traget! Wie gros und verwickelt ſind die Geſchäfte des Lebens, welche ohne unſer Zuthun unaufhörlich in uns durch innere Kräfte betrieben werden! Unſer Blutumlauf, unſer Athemholen, unſer Verdauungsgeſchäft, unſere tägliche Abzehrung und der tägliche Erſatz davon — — ach Kinder, Kinder, welch ein Wunderwerk des Verſtandes Gottes ſind wir! Warlich, man kann ſich nirgends auf der Erde umſehen, man kann keinen Blick auf ſich ſelbſt werfen, ohne Urſache zu haben, auszurufen — Ach du unbegreifliches Weſen, Gott, wie unendlichweiſe muſt du ſein! — — Doch liebe, gute Kinder, was iſt alles das, was wir hier auf der Erde von der Weisheit Gottes ſehen, gegen dasienige zu rechnen, welches wir hoch über uns in den unendlichen Räumen des Himmels von ihr entdecken! Unſere Erde, wie ihr wiſſet, iſt nur ein kleiner Theil vom unermeslichen Weltgebäude. Alle iene unzähligen Sterne, die wir bei Nacht erblicken, und die viel gröſſer ſind, als iene, gehören auch dazu. Unſere Erde iſt nicht einmahl ein Sonnenſtern, wie iene ſind, ſondern empfängt von dem ihr nächſten Sonnenſtern, den wir in vorzüglichern Verſtande Sonne

 nennen,

nennen, ihr Licht. Um dieſen wandelt ſie her, und ſo oft ſie ihren Lauf um ihn vollendet, zählen wir ein Jahr, Mit ihr wandeln noch mehrere dunkle Geſtirne um denſelben Sonnenſtern her und bekommen auch von ihm ihr Licht. Jedes dieſer wandelnden Geſtirne durchläuft ſeine eigene Bahn in dem groſſen Raum und durchläuft ſie ſeit undenklichen Zeiten immer wieder von neuem. Ach welche Ordnung, welche ewige, feſte Ordnung! Dieſe Sonne, welche uns der nächſte Sonnenſtern iſt, nebſt allen den dunkeln Geſtirnen, welche um ihn her wandeln und ihr Licht von ihm erhalten, kann man zwar zuſammen ein Ganzes nennen. Aber, lieben Kinder, auch dis Ganze iſt nicht das eigentliche Ganze ſelbſt, ſondern wieder nur ein Theil davon. Machet einmahl den Verſuch in einer recht heitern Nacht alle iene höhern Sonnen, die uns wie kleine Sterne laſſen, zu zählen. Je ſchärfer ihr ſehet, ie mehr ihr entdecket; und wenn ihr in dem höchſten euch ſichtbaren Stern wäret, hättet ihr wieder ſo einen Sternhimmel über euch, und dann wieder, und ſofort ins Unendliche. Was ſaget ihr hierzu? Um ieden dieſer Sonnenſterne wandern gewis

wis auch wieder ſolche dunkle Geſtirne, wie um unſere Sonne, her und machen zuſammen mit ihm ebenſo ihr beſonderes kleines Ganzes aus. So, wie nun aber alle Glieder unſeres Leibes, die aus vielen Theilen zuſammengeſetzt ſind, nur ein Ganzes, oder zuſammen unſern Leib ausmachen und unter ſich in der genaueſten Verbindung ſtehen: ſo ſtehen auch alle iene tauſendmahltauſend Sonnen, um welche her wieder dunkle Geſtirne laufen, unter ſich in der genaueſten Verbindung und machen alle zuſammen nur ein Ganzes aus. Und dieſes ungeheure, über alle unſere Vorſtellungen groſſe Ganze hat der unſichtbare Gott eingerichtet. Er mas, daß ich ſo rede, den ganzen Himmelsraum, zählte die Sonnen ab, wog ſie gegen einander, ſtellte iede an ihren einzigen rechten Platz, gab ieder von ihnen ſo viel Wandelſterne, als möglich, wog auch dieſe ab, zeichnete ihnen ihre Laufbahn um ſie vor, und traf dis alles ſo auf das allervollkommenſte, daß es ſo in ewiger Ordnung fortbeſteht. Kinder, bei dieſer Vorſtellung ſchwindelt unſere Vernunft und es iſt uns nicht möglich, uns einen Begrif von der Weisheit Gottes zu machen, der ihrer würdig genung wäre.

Betet mit euren Vorfaren und Nachkommen dis allererhabenſte Weſen in tiefſter Demuth an; freuet euch aber auch, daß euch die Schöpfung die preiswürdigſte ſeiner Eigenſchaften in einem ſo glänzenden Lichte zeigt. Wie könnet ihr euch nun ſo ganz ſeiner Allmacht getröſten, da Liebe ſie für euch in Bewegung ſetzt und Weisheit ſie leitet! Wie könnet ihr bei Redlichkeit des Herzens eure Glückſeligkeit, dis kleine Werk, den Händen eines ſolchen Weſens auf das zuverſichtlichſte anvertrauen, das ein ſo unausſprechlichgroſſes Werk, das Heil ſeiner ganzen Welt ſo herrlich ausgeführet hat! Benutzet vorzüglich den Glauben an die Weisheit Gottes dazu, daß ihr euch durch dieſe und iene Vorgänge eures Lebens ſowohl, als auch in der Welt um euch her, in dem Glauben an die Güte Gottes nicht irre machen laſſet. Es wird euch nehmlich in Zukunft manch Unglück begegnen. Da könntet ihr dann leicht auf den Gedanken gerathen, an der Vaterliebe Gottes zu zweifeln, weil er euch leiden laſſe. Aber da haltet euch ſogleich recht herzlich feſt an die Vorſtellung, daß Gott, euer Vater, ein weiſer Vater ſei. Er mus euch zuweilen

leiden

leiden laſſen, weil ihr ſonſt das Glück nie erlangen könntet, wozu ihr beſtimmt ſeid. Jeder Verluſt bereitet euch einen Gewinn, auf den ihr ohne ihn keine Hofnung hättet. Aus ieder Traurigkeit entſpringt Freude für euch, deren Genus euch hernach der ſüſſeſte unter allen Freudengenüſſen darum wird, weil er aus der Traurigkeit entſtand. Ziehet euch nur nicht ſelbſt Unglück zu, daß ihr ſeine väterliche Abſicht, euch zu beſeligen, nicht vereitelt. Trift euch aber Unglück ohne eure Schuld, ſo ſeid unbeſorgt, und erwartet den Ausgang, die Folgen davon. Dieſe werden gewis allemahl wohlthätig und ſegenvoll für euch ſein. Alles Böſe iſt nur auf eine Zeitlang Böſes und ſchaft oder befördert doch zuletzt irgend ein gröſſeres Gutes; und noch nie hat ein rechtſchaffener Mann wahren, noch weniger immerwährenddauernden Schaden von ſeinem Unglück gehabt. Ebenſo wird ſich auch vor euren Augen mancher ſchreckliche Vorgang in der Schöpfung ereignen, der wohl euern Gedanken nach groſſen Schaden anrichtet. Ihr werdet Blitze ſehen, die Häuſer einäſchern und unſchuldige Mitbürger arm machen. Ihr werdet Stürme erleben, die

ganze Fahrzeuge voll arbeitſamer Menſchen verſenken. Ihr werdet hören, daß der furchtbare Berg jenes benachbarte Eiland mit Feuerſtrömen beſchüttet und die Hälfte der Einwohner im Erdbeben tödtet. Wie wird da der Gedanke euer erſter Gedanke werden — kann auch der liebevolle Gott, der beſte Vater alſo thun? Ach da erinnert euch ja gleich an die groſſe Weisheit dieſes höchſten, beſten Vaters. Jene Blitze fahren nicht darum herab, daß ſie Häuſer einäſchern ſollen, ſondern die Häuſer werden eingeäſchert, weil die herabfahrenden Blitze ſie treffen. Jene Stürme erheben ſich nicht darum, daß Fahrzeuge verunglücken ſollen, ſondern die Fahrzeuge verunglücken, weil ſie während des Sturms auf dem Meere ſind. Jenes Erdbeben geſchieht nicht darum, daß das Eiland halb entvölkert werde, ſondern das Eiland wird halb entvölkert, weil das Erdbeben geſchieht. Wolltet ihr ſagen — wozu denn aber Blitze, Stürme und Erdbeben? Wenn es dergleichen nicht gäbe, ſo blieben doch die Häuſer ſtehen, die Fahrzeuge verunglückten nicht, die armen Eilandsbewohner würden nicht verſchüttet — — ſo antworte ich euch:

Blitze, Stürme und Erdbeben ſind nothwendig. Wir würden in der ſchwülen Jahreszeit alle erſticken müſſen, wenn nicht häufige Blitze alsdann die Luft von dem entlüden, was ſie uns ſo dämpfend macht. Wir würden keine Erndte haben, wenn nicht Stürme uns die Regenwolken vom Meere herführten. Die ganze Erde würde in einen allgemeinen Brand gerathen, wenn das Feuer, das in ihr iſt, in ihr verſchloſſen bliebe und nicht hie und da herausbräche; welches nicht ohne Krachen, ſo wie Krachen wieder nicht ohne Beben geſchehen kan. Wenn nun gerade da, wo ein Blitz niederfährt, ein Haus ſteht, ſo wird es ein Raub des Feuers; und wenn gerade im heftigſten Sturm ein Schif auf dem Meere iſt, ſo wird es ein Raub des Waſſers; und wenn gerade da, wo die Erde ſich aufthut, Menſchen wohnen, ſo werden ſie ein Raub der Erde. Warum ſteht da ein Haus, wo der Blitz niederfährt? Warum ſind Fahrzeuge auf dem Meere während des Sturms? Warum wohnen Menſchen in der Nachbarſchaft ſo eines fürchterlichen Bergs? Wenn ihr wieder hierauf ſagen wolltet — Blitze können auf die Art allenthalben niederfallen, und

ſo dürfte man nirgends ein Haus bauen; Sturm kann immer entſtehen und ſo dürfte man nie in See gehen; und die Erde kann allerwärts beben und ſo dürfte man nirgends auf ihr ſich niederlaſſen — — ſo antworte ich euch — ihr habet Recht; es folgt aber nichts weiter daraus, als dis, daß, wenn Blitz, Sturm und Erdbeben einmahl nothwendig ſind, dieienigen, welche dadurch leiden, als die Opfer betrachtet werden müſſen, die die Erhaltung der Uebrigen und des Ganzen koſtet. Würden ſie nun nicht aufgeopfert, ſo gingen Alle, ſo ginge das Ganze verlohren. Gingen ſie dann aber nicht doch auch mit verlohren? Wäre das weiſe, wenn man, um etwas zu retten, alles, worunter dis Etwas auch begriffen iſt, verderben lieſſe? Wolltet ihr endlich noch ſagen — Gott ſei doch allmächtig, und ſo könne er ia doch das Haus im Blitz, das Fahrzeug im Meeresſturm und die Eilandsbewohner im unterirrdiſchen Krachen bewahren — — ſo erwiedere ich euch, daß Gott, der die Kräfte in die Schöpfung gelegt hat, ſie in ihrer Wirkſamkeit nicht hindere, ſondern daß ſie ſelbſt, weil ſie verſchieden ſind, gegen einander wirken und dadurch ſich behindern

hindern und einſchränken müſſen. Wenn Gott ſo thun ſollte, wie ihr meintet, ſo müſte er dem Feuer ſeine verzehrende Kraft, dem Sturm ſeine reiſſende Kraft, dem unterirrdiſchen Krachen ſeine erſchütternde Kraft nehmen. Wie unweiſe wäre dis! Ja, es wäre ſogar unmöglich; denn es iſt ebenſoviel, als wenn man ſagte, er ſolle machen, daß das Feuer auch zugleich kein Feuer, der Sturm auch zugleich kein Sturm und das Krachen auch zugleich kein Krachen wäre. Daß dis Unſinn ſei, höret ihr gleich. Wenn Gott aber die Einrichtung zu treffen gewuſt hätte, daß denen, welche durch die Weltkräfte leiden, Schadloshaltung und Erſatz geleiſtet würde, ſo wäre dis die allervollendeteſte Weisheit und Güte. Das iſt geſchehen, und der nähere Unterricht hierüber wird euch in der Folge zu Theile werden und euch vollkommen beruhigen.“

„Ein ſolches Weſen, Kinder, das ſo viel Ordnungsliebe und Weisheit in ſeinen Werken gezeigt hat, kann unmöglich eines böſen Gedankens fähig ſein. Wer wahrhaftigweiſe iſt, der iſt auch wahrhaftiggut. Eine vollkommene und lebendige Erkentnis des

Guten

Guten ſchaft nichts, als Trieb zum Guten. Gott mus alſo auch das reineſte, heiligſte und unbeflekteſte Weſen ſein. Ihr könnet dis auch an der ganzen Schöpfung auf das deutlichſte ſehen. Jedes Geſchöpf iſt in ſeiner Art ein vollendetes Geſchöpf, d. h. es hat alles das erhalten, was es erhalten konnte, und es iſt ihm keine Kraft, keine Eigenſchaft, keine Vollkommenheit verſagt worden, deren es fähig war. Gut iſt eigentlich das, was ganz iſt. Alles, was Gott hervorbrachte, iſt ganz, und alſo auch gut. Wie kann der nun anders, als gut, ſein, der lauter Gutes hervorbrachte? Eben darum aber, weil Gott ſo rein und heilig iſt, kann er auch nur Wohlgefallen an uns haben, wenn wir gut und rechtſchaffen ſind. Die Kräfte, dis zu werden, gab er uns; ſo mus es unſere gröſte Sorge ſein, ſie auch dazu anzuwenden. Von Anfang gleich ſind wir es freilich nicht; denn es war ſein Wille, daß wir uns allmählich entwickeln und ausbilden ſollten. Dafür haben wir aber auch den Vortheil, daß uns auch kein Ziel geſetzt iſt, wo wir mit unſerer Vollkommenheit im Guten ſtehen bleiben müſten, ſondern daß wir noch immer

beſſer

beſſer werden können. Haben wir nur recht innigen Trieb hierzu; beſtreben und beeifern wir uns nur recht, immer mehr gut zu ſein, ſo hat er uns lieb. Darum laſſet euern Muth nicht ſinken, wenn ihr einen Fehler begehet; eure Beſchaffenheit bringt das ſo mit ſich. Man ſtottert erſt, ehe man ſprechen lernt; man fällt erſt, ehe man gehen lernt; man handelt erſt falſch, ehe man recht handeln lernt. Nur ſuchet eure Fehler gleich zu verbeſſern; auch dis bringt eure Beſchaffenheit mit ſich. Laſſet ſie euch zur Warnung dienen; wiederholet ſie nicht; werdet vorſichtiger. Um alles in der Welt laſſet euch dis oder ienes Böſe nicht zur Gewohnheit werden. Böſe Gewohnheiten ſind hernach ſchwer wieder abzulegen, und eine einzige derſelben macht oft den ganzen Menſchen ſchlecht. Ein ſchlechter Menſch aber iſt ein unglücklicher Menſch; er ſtraft ſich ſelbſt. Will er dann wieder glücklich werden, ſo mus er erſt wieder gut werden. Jede unſerer Handlungen hat ihre Folgen; oder wenn wir etwas thun, ſo geſchieht uns etwas darauf. Das, was uns darauf geſchieht, kann nicht anders ſein, als das, was wir thaten. Gute Handlun-

gen

gen haben alſo gute Folgen für uns; dieſe heiſſen — Lohn. Böſe Handlungen böſe Folgen; dieſe heiſſen — Strafen. Das iſt natürlich ſo. Gott lohnt und ſtraft nicht, ſondern ieder Menſch lohnt und ſtraft ſich ſelbſt. Darum ſeid tugendhaft und rechtſchaffen; ſo werdet ihr euch glücklich machen und dabei Gottes Beifall genieſſen.“

„Ihr habet gelernt, daß der allmächtige Gott der Urheber aller Dinge ſei und alles geſchaffen habe. Was iemand macht und gemacht hat, das weis er auch. Er weis, wie er es gemacht habe und alle Beſchaffenheiten deſſelben; hat Gott alles gemacht, ſo weis er auch alles. Die Kräfte aller Weſen und ihre Folgen, die Wirkungen liegen vor ſeinem unendlichen Verſtande aufgedeckt da. Auch habet ihr gehört, daß er allgegenwärtig ſei. O, ſo glaubet von Herzen an einen allwiſſenden Gott! Denket einmahl, was für Troſt euch dieſer Glaube in Zukunft ſein werde. Wenn ihr alſo Gutes thun wollet und daran behindert werdet, ſo weis doch Gott, daß es euer redlicher Vorſatz geweſen ſei, ſolches zu thun.

Wenn

Wenn ihr verkannt oder gar verleumdet werdet, ſo weis doch Gott eure Unſchuld. Wenn ihr hůlflos im Verborgenen leidet, ſo weis Gott alle eure Seufzer und alle eure Thrånen. Wenn ihr nicht laut betet, ſondern nur in eurem Herzen an Gott denket, ſo weis Gott auch euere Gedanken an ihn. Erwåget aber auch, was fůr ein Antrieb zu wahrer und ungeheuchelter Tugend dieſer Glaube an ſeine Allwiſſenheit euch werde. Wenn ihr nun in Zukunft Bőſes thun wolltet und es euch etwa nur an Kraft, Muth und Gelegenheit dazu fehlte, oder die Furcht vor der Strafe euch blos davon abhielte, ſo wůſte doch Gott, daß ihr es wůrdet gethan haben, wenn ihr gekonnt oder gedurft håttet. Wenn ihr eine åuſſerlichgute Handlung thun werdet, ſo weis Gott, aus welcher Urſache ihr ſie gethan habet. Gott weis, ob ihr ſie gern oder ungern, halb oder ganz thatet. Wolltet ihr durch Schein und Blendwerk tåuſchen, ſo wůſte dis Gott. Språchet ihr anders, als ihr dåchtet, ſo wůſte er es. Alle eure geheimſten Gedanken weis er und euer ganzes Herz iſt vor ihm aufgedeckt. Alſo ſeid ia ohne Verſtellung, ehrlich, aufrichtig, treu

und gut. Menſchen könnet ihr hintergehen, aber Gott nicht; und daß er euch für gut halte, daran mus euch alles gelegen ſein.“

„Die Welt iſt alt. Wir haben Denkmähler in unſerm Lande, die uns glaubend machen, daß ſchon vor zweitauſend Jahren Menſchen hier gewohnt haben. Vieleicht vor zehentauſend ſchon. Vieleicht iſt unſer Land eins von denen, welche am ſpätſten ſind bewohnt worden und die ſich am ſpätſten aus dem Meere erhoben haben. Vieleicht iſt die Erde ſogar einer von den Wandelſternen unſerer Sonne, die am letzten zu einer Wohnung für lebendige Weſen geſchickt wurden. Die Sonne ſelbſt mus wenigſtens viel älter ſein, als ſie. Vieleicht iſt unſere Sonne eine von den Sonnen, welche ſich am ſpäteſten ausbildeten. Denkt einmahl, was für eine lange, lange Reihe von Jahrtauſenden aus dieſer Berechnung des Alters der Welt herauskomme! Iſt nun Gott ihr Urheber, ſo urtheilt der gemeinſte Menſchenverſtand, daß er noch eher da geweſen ſein müſſe, als ſie. So lehret uns mithin die Welt ſchon ein erſtaunendlanges Daſein Gottes. Denken wir nun aber noch mehr über die

Sache

Sache nach, ſo ſagt uns unſere Vernunft, daß Gott ſogar immer da geweſen ſein müſſe. Die erſte Urſache aller Dinge kann nie entſtanden ſein; weil ſie ſonſt wieder eine Urſache gehabt haben müſte, aus der ſie entſtand. Alsdann wäre ſie aber die erſte Urſache nicht. Und wäre einſt Gott auch nicht da geweſen, ſo wäre Nichts da geweſen. Nichts aber kann nicht da ſein. Gott hat alſo nie einen Urſprung gehabt; und ebenſo kann er auch nie einen Untergang haben. Alsdann wäre wieder Nichts da, das doch nicht da ſein kann; und welche Kraft ſollte die Kraft aller Kräfte zerſtören können? Gott iſt alſo ewig in allem Betracht. Was dieſer Glaube uns Menſchen für Ausſichten öfne, ſollt ihr bald erfaren.“

„Nun, ſo glaubet von Herzen an alle dieſe Eigenſchaften Gottes und gehet in der Erkentnis derſelben Lebenslang fort. Es iſt unmöglich, daß man bei dem Glauben an einen allgegenwärtigen, unſichtbaren, einzigen, allmächtigen, allgütigen, allweiſen, allheiligen, allwiſſenden und ewigen Gott nicht der vernünſtigſte, beſte und glücklichſte Menſch werden ſollte.““

So unterrichtet ein Schulmeiſter in Trakimor ſeine Schůler ůber den Glauben an Gott. Es verſteht ſich, daß er ſie nicht auf einmahl mit der ganzen Rede ůberſchůttet, ſondern dabei oft abbricht; daß er den Unterricht oft in Frage und Antwort einkleidet; daß er ihnen ieden Ausdruck, den ſie noch nicht verſtehen, deſſen er ſich aber bedienen mus, deutlich macht, und daß er dabei ůberhaupt von allen Seiten auf ihre verſchiedenen Faſſungskråfte Rückſicht nimmt. Auch mus man dabei nicht vergeſſen, daß er keine Kinder von ſechs Jahren vor ſich habe. Denn wo dieſes Statt findet, da důrfte allerdings wohl ein Unterricht aus Offenbarung gereicht werden můſſen. Und ebenſo verfåhrt er mit den ůbrigen drei unentbehrlichen und daher heiligen Wahrheiten. Hierdurch wird der Glaube der Trakimorianer nicht nur ein ganz einfőrmiger, ſondern auch ein ſehr deutlicher, lebendiger und thåtiger Glaube. Die Kinder lernen glauben, was die Våter glauben; dieſe glauben, was die Grosvåter glauben; und ſo leben meiſtentheils drei Generationen bei einander, die alle auf einem Grunde feſtſtehen und ſich unter einander noch immer mehr darauf zu befeſtigen

ſuchen.

ſuchen. Jeder weis ſich aber auch auf ſolche Art in höhern Jahren, wenn er die Schule längſt verlaſſen hat, ſelbſt fortzuunterrichten, ſelbſt zu erbauen, zu ermuntern und zu tröſten, und bedarf dazu keines fremden Beiſtandes. Hieraus entſteht zum Theil die ganz ſonderbare Eigenſchaft des Staats von Trakimor, welcher ihn vieleicht vor hundert andern Staaten unterſcheidet, — daß hier zu Lande kein geiſtlicher Stand angetroffen wird.

Europäer, die dis hörten, würden vieleicht dieſe Idee von Nichtexiſtenz des benannten Standes in einem Staat, deſſen Exiſtenz fortdauern ſoll, für eine Grille und für unausführbar erklären; hierauf braucht aber weiter nichts geantwortet zu werden, als daß ſie hier wirklich ausgeführt ſei und eben darum wohl keine Grille ſein müſſe. Wollten ſie ſich dann zur Behauptung ihrer Meinung auf das Beiſpiel aller Nationen berufen und über das Kapitel von Predigern und Pfaffen, von Prieſtern und Leviten, von Bonzen und Braminen an die Chronik des ganzen Planeten, Erde, appelliren: ſo könnte man abermals hierauf weiter nichts erwiedern, als daß

es deſſen ungeachtet in Trakimor weder Geiſtliche, noch Pfaffen, weder Prieſter, noch Leviten, weder Bonzen, noch Braminen gebe; und zwar aus der ganz natürlichen Urſache, weil ſie hier gar überflüſſige Leute wären und ihr Brod mit Sünden verdienten. Es fallen nehmlich hier zu Lande alle die Gründe weg, derentwegen man anderwärts den geiſtlichen Stand, und zwar zur gröſten Beſchwerung des Staats, noch beibehalten mus.

Erſtlich weis man hier gar nichts von beſondern Unterhandlungen und Traktaten, welche die Menſchheit mit der Gottheit zu pflegen und abzumachen hätte. Noch weniger würde man den Gedanken auch nur erträglich finden, daß nur gewiſſe Menſchen den Zutritt zur Gottheit hätten, um dieſe Traktaten im Nahmen der übrigen mit ihr abzumachen. Dieſe Quelle, aus welcher vorzüglich der geiſtliche Stand entſprang, iſt hier ganz verſtopft. Jeder Bürger von Trakimor hat Zutritt zum Suma; — wie ſollte es ihm einfallen, zu zweifeln, ob er auch freien Zutritt zu Gott habe? Man glaubt an einen allgegenwärtigen

gen Gott; ſo braucht man nicht einmahl erſt Zutritt bei ihm zu ſuchen, ſondern man iſt ſchon allenthalben bei ihm. Ueberhaupt iſt man hier der richtigen Meinung, daß es weiter keine Unterhandlung mit Gott, als blos die durch ein rechtſchaffenes Leben, gebe, worinn man ſich durchs Gebet nur zu ſtärken ſuche, und daß man mit dem oberſten Weſen weiter nichts abzumachen habe, als — daß man ſeine Beſtimmung erfülle und ſich dabei kindlich auf ſelbiges verlaſſe. Dis kann aber kein Menſch für den andern, noch weniger einer für viele thun, ſondern ieder mus es für ſich ſelbſt thun. Wo man das Gegentheil glauben kann, da mus ein Volk von aller Aufklärung noch weit entfernt ſein und noch tief im Aberglauben ſtecken. Am allerwenigſten würde die Nothwendigkeit der Opfer eine Idee für trakimorſche Köpfe ſein können; oder wenn auch ſelbige hier iemals aufkäme, ſo würde doch ieder Sünder ſein Opfer ſelbſt opfern, weil er natürlicher Weiſe einen andern Sünder für nichts beſſer halten würden, als ſich. Aber auf ſolche kindiſche Vorſtellungen von Gott läſſet man ſich hier gar nicht ein. Man

würde einen Menſchen eher für ſtolz, als für demüthig erklären, der im Ernſt glauben wollte, daß er Gott beleidigen könnte. Jeder Menſch, wenn er Unrecht thut, beleidigt oder thut nur ſich ſelbſt oder andern Menſchen zu leide, und hat es alſo auch nur mit ſich ſelbſt oder mit andern Menſchen nach hieſigen Begriffen abzumachen. Wenn man aber auch wirklich dächte, daß ein Menſch durch Unrechtthun Gott wenigſtens auf ſich böſe machen könnte, ſo würde man auch denken, daß ein ſolcher Menſch nicht durch Opfer, ſondern durch Beſſerung Gott wieder auf ſich gut machen müſſe. Der Gott von Trakimor pflegt weder Speiſe noch Trank zu ſich zu nehmen; und bedürfte er ia dieſer zuweilen, ſo brauchte er ſie ſich nicht erſt von Menſchen geben zu laſſen, ſondern er könnte in der ganzen Schöpfung ſelbſt zugreifen. Auch iſt er kein Gott, der erſt Blut ſehen mus, ehe er ſeinen Zorn gegen den Sünder fahren läſſet; er wird vielmehr gar nicht zornig, weil er ſonſt bei der zahlloſen Menge der fehlenden Menſchen keinen zornfreien Augenblick haben und alſo das elendeſte unter allen Weſen ſein würde.

Zweitens

Zweitens hat man auch hier keine höhere göttliche Offenbarung, und alſo auch kein Buch, in welchem ſelbige enthalten wäre. Mithin bedarf es ebenſowenig beſonderer Dollmetſcher des Buchs, die ausdrücklich dazu gehalten werden müſten, den Sinn deſſelben auf allen Seiten zu erforſchen, und die hernach bald das Anſehen empfingen, als genöſſen ſie ſelbſt göttliche Eingebung, um die eingegebene Offenbarung untrüglich auslegen zu können, wenn ſie ſich auch gleich alle Augenblicke einmahl unter einander darüber ſtritten und ins Angeſicht wiederſprächen. Es gilt keine andere Offenbarung, als die allgemeine Offenbarung der Natur. Dieſe weis ieder auszulegen, ſo viel ihm davon nöthig iſt, und die ehrwürdige Geſellſchaft der Erforſcher der Natur und ihrer Kräfte, welche man die Geiſtlichkeit von Trakimor nennen könnte, wenn ſie ſich nicht blos mit der phyſikaliſchen Welt befaſſen läſſet ſich weder Salar auszahlen, noch zehntet ſie den Nagas ihrer Mitbürger, noch maſſet ſie ſich Gewalt über die menſchlichen Gewiſſen an, noch miſcht ſie ſich in weltliche Händel, noch greift ſie gar in die Gerechtſame des Suma ein. Uebrigens hat ſie gewis von ieher das

 meiſte

meiſte zur Aufklärung in der Religion hier beigetragen, und ihre Exegeſe iſt von gröſſerm Nutzen, als alle Kommentare, welche die ganze hochheilige orientaliſche und occidentaliſche chriſtliche Kirche über den geſamten Kanon ſeit ſiebenzehnhundert Jahren zuſammengeſchrieben hat.

Drittens gibt es hier auch keinen Sonntag und keinen ſogenannten öffentlichen Gottesdienſt. Man dient dem lieben Gott nicht, ſondern man verehrt ihn. Man verehrt ihn nicht an beſondern Tagen, ſondern durchs ganze Leben und unaufhörlich. Die Art der Verehrung iſt gerade die, welcher der edle Nazaräner vor allen andern den Preis zuerkannte, von der aber ſeine ſpätern Gläubigen ſehr abgewichen ſind, nehmlich — die Verehrung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit. Durch das Chriſtenthum ſollte eben dieſe Gottesverehrungsart empor kommen; aber die gröſte Sache der Menſchheit kam blos unter einigen Modifikationen wieder auf den alten Iſraelfus. Ein gewiſſer Ort wieder dazu; ein gewiſſer Tag wieder und gewiſſe Perſonen wieder, ohne die ſie

nicht geſchehen könnte. Nur — ſtatt des Tempels Kirchen ſtatt des Sabbats Sonntag und ſtatt der Prieſter Prediger. Hier findet, wie geſagt, dergleichen Ort- und Tagwählerei nicht Statt, und man weis von keinen beſondern äuſſerlichen heiligen Handlungen, deren Anordnung, Beſorgung und Beſchickung einen ganz eigenen Stand der Geſellſchaft nöthig machte, welcher auſſer den Tempel die Hände in den Schos legte und das verzehren hülfe, was die übrigen arbeitſamen Stände erwerben. Man übt im Stillen und Familienweiſe das Gebet; wobei der Garten den Tempel und der Hügel den Altar macht. Man betet aber nicht in der Meinung, als ſei das Gebet die Verehrung des unſichtbaren Gottes ſelbſt; ſondern man betet, um ſich dadurch in der wahren Gottesverehrung zu ſtärken, oder mit andern Worten, um ſich in Erfüllung ſeines Berufs und ſeiner Pflichten noch eifriger zu machen. Kennte man ia die europäiſche Diſtinktion zwiſchen Privat- und öffentlicher Andacht, Gottesverehrung oder Gottesbedienung, ſo würde man iene in Ausübung der häuslichen Tugenden, und dieſe in Erfüllung der Pflichten des Bür-

 gers

gers ſetzen. Ein ganzer Staat würde man ſagen, in welchem dieſer Geiſt der Erfüllung der Bürgerpflichten der herrſchende iſt, und worinn ieder Bürger ohne Unterſchied ſich bemühet, das ſeine zu thun, um mit ſeinen Kräften den ſchuldigen Beitrag zum Wohl des Ganzen zu leiſten, iſt — die rechte öffentliche allgemeine Volksverſammlung zur Verehrung des Höchſten... Hieraus iſt zu erſehen, wie glücklich man in Trakimor die Religion mit der Welt verbunden habe; als wodurch ſie erſt recht nützlich und allen Menſchen ohne Unterſchied willkommen wird. Es iſt bekannt, wie ſelbſt die Weiſen unter allen chriſtlichen Völkern das Traurige in der Trennung beider von ieher fühlten und an Vereinigung derſelben fruchtlos arbeiteten. Nur ein einziger Weg, und zwar gerade der, den man hier eingeſchlagen hat, führt dazu. Die Religion mus nehmlich nicht in Ceremonien und Aeuſſerlichkeiten beſtehen; alle Andächteleien, die ſich ſchlechterdings nicht mit unſern Geſchäften, mit unſern auch ſogar unſchuldigſten Genüſſen und mit den Ausdrückungen

jener Heiterkeit, die uns Gott erlaubte und in der allein unſere Glückſeligkeit enthalten iſt, vertragen, müſſen wegfallen; Grundſätze müſſen die Religion ausmachen; wenig, deutlicherkannte und praktiſche Grundſätze, die in das ganze Geſchäft- und Ruheleben, in das ganze Freuden- und Leidenleben paſſen und allenthalben am rechten Orte ſind, und die man bei ieder Gelegenheit denken kann, ohne ſich in ſeinen pflichtmäſſigen Arbeiten und in ſeinen erlaubten Vergnügungen dadurch geſtört zu ſehen, oder auch nur ein anderes Geſicht dazu machen zu müſſen, als man gewöhnlich macht. Wird die Sache alſo angegriffen und geſtellt, ſo lauft der Religion alles zu, was noch geſunden Menſchenverſtand und unverdorbenes Gefühl hat, und ieder nennt ſie Segnerin, Stärkerin, Tröſterin. Im Gegentheil aber, wie ihre Geſchichte ienſeits des Grabens deutlich bezeuget, ſtößt ſie die Gemüther von ſich ab, oder ſchaft Abergläubige, Gleisner, Heuchler, Zweizüngige, Zweigeſichtige, Zweiherzige, Schurken. Wenn man denn da die Leute ſo darauf anſiehet, wie ſie am Altare erſt ſo demüthig ſtehen, neben ihren leidenden Feind aber her-

nach

nach ſo ſtolz weggehen können, — oder wie ſie in der Meſſe ſo fromm ſitzen und nach der Meſſe ſich allen möglichen Ausſchweifungen überlaſſen, — oder wie ſie vor der Monſtranz niederfallen und dann in Geſellſchaften die Rolle des witzigen Religionsſpötters ſpielen: ſo mus man dem Unweſen fluchen, welches die Religion noch blos durch ihren bizarren Anſtrich ſtiftet. Welche Thor- und Tollheit, ſich auch nur mit dem Gedanken hinzuhalten, daß man durch fromme Mienen und Geberden, durch pünktliche Abwartung der leeren Cerimonien, durch Andächteleien und heilige Gauckeleien alles das bei Gott wieder gutmachen könne, was man vor- und nachher durch ein laſterhaftes Leben verwirkt!

Endlich wird auch hier weder getauft, noch getrauet, noch Beichte gehört; woraus denn ſehr natürlich folgt, daß man auch keiner Leute bedürfe, welche Taufe, Trau und Beichthör verrichten. Was die letztere betrift, ſo hat man nicht nur würdigere Begriffe von Zorn, Strafe und Gericht Gottes, ſo, daß ieder, wer in die Schönheiten der Natur hinblickt, Gottes Gnade ſich auf der Stelle

ſelbſt

ſelbſt zu verkündigen weis; ſondern, da auch hier ein- für allemahl keine auſſernatürliche Offenbarung Gottes angenommen wird, ſo kann auch weder ein einzelner Menſch, noch ein ganzer Stand von Menſchen hintreten und ſich einer empfangenen beſondern göttlichen Vollmacht rühmen, den übrigen ihre Sünden vergeben zu ſollen. Und lieſſen ſich iemals Leute einfallen, dis zu thun: ſo würde man von ihnen zum allergeringſten Beweiſe davon, daß es mit der Göttlichkeit ihrer Vollmacht, Sünde zu vergeben, ſeine Richtigkeit habe, fordern, daß ſie — ſelbſt keine Sünde mehr begingen. In Anſehung der Trauung iſt vorläufig zu bemerken, daß ieder ſich hier ſelbſt traue. Man hat dabei weiter nichts zu beobachten, als daß man zum Diſtriktrichter geht und die vorhabende Verehlichung anzeigt; der dann, wenn nichts geſetzwidriges dabei Statt findet, die neue Verbindung in das Regiſter der Ehen und Familien von Trakimor einſchreibt. Was endlich die Taufe anlangt, ſo hatte Sambul zwar auch eine gewiſſe Einweihungsceremonie zu ſeiner Zeit für die, welche ſeinen Glauben annahmen, eingeführt; man hatte ſie aber ſpäterhin, als ſeine Religion die allgemeine Religion von Trakimor ward,

ward, wieder aufgegeben, und ebenſo findet bei der gegenwärtigen Religionsverfaſſung dergleichen gar nicht Statt. — — Einer der hieſigen Denker lies ſich vor kurzem, als das Geſpräch zwiſchen ihm und Tindal auf die noch fortdauernde Taufe der Chriſten mitten im Chriſtenthum und auf die Kindertaufe kam, alſo darüber aus: „Wenn wir etwa Landeinwärts über die Berge gingen und das Volk, welches dort lebt und ſchon ſeinen Glauben hat, zu dem unſrigen beredeten: ſo lieſſe ſichs hören, daß wir ihren Uebergang zu unſern Glauben durch eine gewiſſe Einweihung feierlich machten. Wie könnte es uns aber einfallen, ſolchen Einweihungsgebrauch an unſern eigenen Nachkommen zu beobachten, die von keinem andern Glauben zu dem unſrigen erſt übergehen, ſondern deren erſter und letzter Glaube er ſogleich wird und bleibt, und deren Eltern und Voreltern von keinem andern Glauben gewuſt haben, als von ihm? Wenn alſo Jeſus, der Stifter des Chriſtenthums, eine Taufe zur Einweihung in ſeinen Glauben erwählte, ſo kann er ſie nur für ſolche Leute beſtimmt haben, die vorher ſchon andere Meinungen gehabt hatten und nun zu den ſeinigen über-

gingen;

gingen; welches zu ſeiner Zeit, wie zur Zeit Sambuls, auch wirklich der Fall war. Unmöglich kann er gewollt haben, daß die Nachkommen ſolcher Getauften im zehnten, zwölften Glied, auch noch getauft werden ſollen. Wozu denn dis? Werden ſie nicht im Glauben ihrer Väter und Vorväter ſchon geboren und erzogen? Bei ihnen iſt ia alſo an gar keinen Uebergang zu denken; wozu ſoll denn der Uebergangsgebrauch und das Uebergangszeichen auf ſie angewendet werden? Oder nimmt man etwa an, daß ieder Menſch als Ungläubiger in die Welt komme und alſo zum Gläubigen erſt umgetauft werden müſſe? Nun ſo etwas können doch wohl die klugen Europäer nicht denken!!! Es iſt doch viel, daß keiner ihrer Suma's einmahl auf den Einfall kommt, ſeine Prieſter darüber zur Rede zu ſtellen, wie ſie die Nothwendigkeit der immerwährenden Fortdauer dieſer Taufe mitten im uralten Chriſtenthum zu beweiſen gedächten... Das kann ich aber vollends nach allem dem, was ich von ienem Jeſus gehört habe, nicht glauben, daß ſeine Meinung geweſen ſei, daß die Chriſten als neugeborne Kinder getauft werden ſollten. Da-

zu

zu war er zu klug und zu gut, als daß er nicht hätte begreifen und fühlen ſollen, daß er von einer ſolchen Weiſe, ſeine Gemeine zu vermehren, keine Ehre haben könnte; denn auf dieſe Art kann man den unvernünftigſten Irrthum ausbreiten, weil Kinder ſich zu ieder Lehre eintaufen laſſen. Wollte man ſagen, es ſei ſchon als ausgemacht voraus-zuſetzen, daß Chriſtenkinder auch einmahl Chriſten werden würden, weil ieder Menſch geneigt ſei, den Glauben ſeiner Väter anzunehmen, und daß man ſie alſo gleich bei ihrer Geburt dazu taufen könne: ſo würde ich antworten, daß es eben aus dieſem Grunde gar nicht nöthig ſei, ſie iemals erſt noch zu taufen. Jeſus konnte als ein vernünftiger Mann bei Einſetzung ſeiner Taufe nicht anders denken, als ſo: Wer zur Gemeinſchaft meiner Lehre gehören will, ſoll dazu eingetauft werden — Wer dazu ein-getauft ſein will, mus ſich erſt zu ihr bekennen — Wer ſich zu ihr bekennen will, mus erſt von ihr überzeugt ſein — Wer von ihr über-zeugt ſein will, mus erſt in ihr unterrichtet werden. Wie geſagt, ſo muſte er denken, wenn er Achtung verdienen wollte. Wie kann aber mit dieſer Denkart die Taufe

neu-

neugeborner Kinder vereinigt werden? Sind dieſe des geringſten Unterrichts fähig? Sind ſie alſo auch wohl der Ueberzeugung und des Glaubens, ſind ſie der Taufe ſelbſt fähig? Wie können andere in ihrer Seele etwas bekennen, wovon dieſe noch kein Wort wiſſen? Wie kann ihre Taufe als ein von ihnen eingegangener Bund ihnen angerechnet werden, da ſie ihre Einwilligung dazu nicht ſelbſt gegeben haben? Hier zu Lande, wo die Leute nicht halb ſo hochgelehrt ſind, wie in Europa, würden ſolche Widerſprüche nicht vier und zwanzig Stunden lang geduldet werden. Da dieſer Jeſus, wie es heißt, nicht ſelbſt getauft hat, ſo müſte man ſich wenigſtens darnach erkundigen, wie es dieienigen gemacht hätten, welchen er den Auftrag zu taufen gab und denen er alſo gewis auch Anweiſung darüber gegeben haben wird, wie ſie es machen ſollten. Mithin, wenn die Kindertaufe gelten ſollte, müſte es mit ausdrücklichen Worten da ſtehen, daß dieſe auch Kinder getauft hätten. Iſt dis vollends nicht einmahl, ſo wird ia die Sache noch bedenklicher; denn daraus, daß man wiſſen will, es hätte einsmahls einer dieſer Männer

einen andern gewiſſen Mann mit ſeinem ganzen Hauſe getauft, kann doch unmöglich erwieſen werden, daß ſelbiger auch die kleinen Kinder in dieſem Hauſe mitgetauft habe. Wenn geſagt wird, daß iemand ein ganzes Haus taufe, ſo kann dis doch weiter nichts heiſſen, als daß er alles darinn getauft habe, was die Taufe verlangte und was der Taufe fähig war. Sonſt könnte man auf eben die Art daraus beweiſen, daß er auch alles getauft habe, was im Hauſe Band- Wand- Niet- und Nagelfeſt war; denn dis rechnet man in Europa ia auch zum Hauſe. — Sollte die Sache aber etwa auf einer andern Seite geſucht werden, z. B. darinn; daß die Taufe als bloſſe Taufe ſchon ſehr groſſen Segen bei ſich führe und daß man dieſen auch den armen neugebornen Kindern gönnen müſſe: ſo ſind ia doch die Kräfte des Waſſers bekannt. Mehr Kraft, als eine Sache nicht hat, kann ſie auch nicht ausüben, und das Waſſer in der Taufe iſt Waſſer, wie in iedem andern Bade. Waſſer reinigt, und, wenns kalt iſt, ſtärkts; darum kann man allerdings die Kinder nicht oft genung baden. Keinem vernünftigen

gen Menſchen aber kann einfallen, daß er, wenn er ſein Kind badet, die Seele des Kindes bade, oder daß er ſein Kind durch das Waſſer wie rein und ſtark, alſo auch weiſe und gut machen werde. Hätte iener Jeſus die Leute auf den Gedanken bringen wollen, daß Waſſer ſobald es zu ſeiner Taufe gebraucht würde, auſſerordentliche Kräfte bekomme: ſo wäre er einer der gröſten Beförderer des Aberglaubens geweſen. Aus allen ſeinen übrigen Lehren und Handlungen aber, die ich von ihm vernommen habe, leuchtet mir ein, daß er den Aberglauben nicht habe befördern, ſondern zerſtören wollen. Wodurch ſollte denn auch das Taufwaſſer mehr Kraft bekommen, als anderes Waſſer? Durch das Sprechen gewiſſer Worte dabei etwa? Dis wird hier zu Lande mit Recht für den ſchändlichſten unter allen Aberglauben gehalten, und wer dergleichen triebe, den ſtraften wir mehr, als den gröſten Betrüger im Handel und Wandel. Endlich ſo ſehe ich zwar wohl, daß an dem Leibe eines neugebornen Kindes genung zu reinigen ſei; was aber an der Seele gereinigt werden ſolle, begreiſe ich nicht.

Dieſe iſt noch rein genung. Wenn man lieber dafür ſorgte, daß ſie hernach nicht durch eine ſchlechte Erziehung erſt recht unrein würde! Aber ſo iſts; — wo nichts zu reinigen iſt, da will man reinigen; man bekümmert ſich aber hernach um wirkliche Unreinigkeit, wenn dieſe eintritt und um ſich greift, nicht; man macht ſie lieber ſelbſt durch böſes Beiſpiel — — hat man das Kind doch getauft.“ Tindal war nicht Theologe genung, um hierauf zu antworten; er begnügte ſich alſo mit dem Wunſch, daß die Sorbonne dabei geweſen ſein und es mit angehört haben möchte.

Das Einzige nun, welches, bis alles wohl beherzigt, dagegen eingewendet werden könnte, daß hier kein geiſtlicher Stand ſei, dürfte vieleicht dis ſein, daß es ſolchergeſtalt dem Volke an Lehrern gebreche. Dieſer Einwurf, mit allem europäiſchen Zubehör gerüſtet, würde etwa ſo klingen: „Was den Kindern die Schule iſt, das iſt den Erwachſenen die Kirche. Man laſſe die

die Schulen eingehen; ſo wachſen Bürger und Bauern wie die Thiere auf, lernen keine Religion, keine Gottesfurcht, keine moraliſchen Grundſätze, und werden eine Geſellſchaft, in welcher zu leben dem kultivirten und moraliſchen Menſchen härtere Strafe ſein müſte, als — nach Sibirien verwieſen zu werden. Man laſſe die Tempel eingehen; ſo verlernen Bürger und Bauern in kurzem alles wieder, was ſie in der Schule gelernt haben, hören wieder auf Gott zu fürchten und die Obrigkeit zu ehren, überlaſſen ſich allen Laſtern, vergeſſen der Ewigkeit und rauben und würgen, wo ſie Gelegenheit dazu haben. Der geiſtliche Stand iſt es, der dieſe allgemeine Zerrüttung der menſchlichen Geſellſchaft, welche aus überhandnehmender Irreligioſität und Immoralität entſtehen müſte, abhält. Er erneuert durch ſeinen öffentlichen Vortrag in den Seelen der Bürger und Bauern die Ideen, welche ſie in der Schule empfangen haben; er ſetzt dem Volke die Glaubenslehren aus einander, unterrichtet es in ſeinen Pflichten, unterſtützt den obrigkeitlichen Stand, ermuntert zur Tugend, warnt vor dem Laſter, eifert gegen öffentliche Verbrechen und ſchärft die Gewiſ-

ſen. Der gemeine Mann, der Bürger in den mittlern Ständen wären ohne Troſt, wenn ſie ihn nicht hätten. Er tröſtet, er beruhigt, er erquickt. Er eilt an die Krankenbetten, und mit ihm eilen neue Hofnung und neuer Glaube dahin. An ihn hält ſich der Sterbende und geht unter ſeinem frommen Gebet getroſt in iene Welt hinüber.“

In Trakimor aber würde man dieſen Einwurf etwa folgendergeſtalt beantworten: „Eure Schulen müſſen in elender Verfaſſung ſein, wenn Bürger und Bauern bei euch, ſobald ſie aus ſelbigen heraus ſind, alles wieder vergeſſen, was ſie darinn gelernt haben. Wie kann ein Menſch das wieder vergeſſen, was er gründlich und recht gelernt hat und hernach ſein ganzes Leben hindurch übt? Unterrichtet man auch wohl den, der leſen, ſchreiben und rechnen gelernt hat, nachher noch unaufhörlich im rechnen, ſchreiben und leſen? Wenn iemand ein Handwerk gelernt hat, gibt man ihm bis an ſeinem Tod noch Unterweiſung darüber, damit er es nicht wieder verlerne? Nun warlich, da gäbe es etwas zu thun, wenn wir über alles, was der Menſch in ſeiner Jugend zu

lernen

lernen hat, Lebenslang ihn noch zu unterrichten hätten! Die Natur hat die Zeit der Jugend zur Zeit des Unterrichts beſtimmt, und ihrem Wink gemäs haben wir auch die heilige Sache der Menſchheit — Glauben und Tugend der Menſchen — von der rechten Seite angegriffen. Wir haben unſern Volksſchulen Vollkommenheit gegeben, und ihre wackern Lehrer machen uns die Prediger, welche ihr euern Erwachſenen noch bis an ihren Tod halten müſſet, entbehrlich. Wenig Glaubenswahrheiten gibt es bei uns, und dieſe werden den Kindern höchſtdeutlich gemacht. Wir eilen nicht mit unſern Kleinen zur Schule, ſondern laſſen ihren Verſtand ſich erſt ziemlich entwickeln. Wir halten ſie aber hernach unausgeſetzt zur Schule und laſſen ſie lange darinn. Und, was die Hauptſache iſt, wir verweiſen unſere Kinder über alle Glaubenswahrheiten blos an die Natur. Aus dieſer lernen ſie, was ſie glauben müſſen; und da ſie dieſe Lebenslang vor ſich haben, ſo können ſie das, was ſelbige ſie glauben lehrt, nie wieder vergeſſen. Ueber Pflichten, Leben, Leiden und Thun, worüber in euern Schulen vermuthlich wenig

oder nichts geſagt werden mag, ſo, daß eure Geiſtlichen es hernach nachholen müſſen; werden unſere Kinder ſehr umſtändlich und rührend unterrichtet. Kommen ſie dann aus der Schule, ſo fangen ſie ia das, was ſie darüber gelernt haben, gleich an zu üben. Wie könnten ſie es iemals wieder vergeſſen? Unſere Geſetze werden ihnen ſorgfältig ausgelegt und dürfen ihnen alſo in höhern Jahren nicht erſt geprediget werden. Auf unſern öffentlichen Gerichtsſtäten wird oft und herrlich geredet. Jeder darf hinzutreten. Alles Volk ſteht um den heiligen Höhen herum und hört es. Und was den Troſt des Volks betrift, ſo haben wir gefunden, daß Hülfe der beſte Troſt ſei. Dafür iſt alſo in unſerm Staat geſorgt, daß kein Leidender, dem geholfen werden kann, ohne Hülfe leide. Vermuthlich iſt dieſer Umſtand bei euch auch noch nicht ſo berichtigt, wie er es doch von Gottes- und Vaterlandswegen ſein ſollte. In Leiden der Natur aber, wo keine Hülfe möglich iſt, iſt ieder bei uns vernünftig genung, ſich ſelbſt tröſten zu können. Unſere einfache und natürliche Lebensart machen ohnehin, daß wir derſelben weit weniger tragen, als ihr. Und

kommt

kommt es zum Sterben: ſo ſtirbt man mit dem Rückblick auf ein wohlverwendetes Leben und im Schoſſe ſeiner Familie unter Dankthränen derſelben. Wer als Sterbender ſolchen Troſt hat, der bedarf nicht des Zuſpruchs eines Geiſtlichen. Beten können wir alle ſelbſt recht herzlich, und wenn uns die Kraft dazu verläſſet, ſo hören wir auf zu beten und glauben, daß Gott nun nicht weiter von uns gebetet wiſſen wolle, weil er uns ſonſt auch noch Kräfte dazu verleihen würde. Es iſt auch nicht nöthig, daß man gerade in den letzten Stunden, wo bei euch vieleicht viele erſt anfangen wollen zu beten, noch bete; wenn man nur in geſunden Tagen ein fleiſſiger Beter war und beſonders die Geſinnungen gern ausübte, welche man im Gebet doch nur ſpricht. Wer ja ſterbend noch beten hören will, dem können ſeine Kinder und Freunde ſo ſchön vorbeten, wie es eure Geiſtliche nur immer können mögen."

Es iſt nicht einzuſehen, wie ein unbefangener Menſch in dieſer Sprache eines Trakimorianers die Sprache der Wahrheit

 ver=

verkennen ſollte. Inzwiſchen iſt es natürlich, daß ſie den Ohren vieler Europäer fremd klingen würde. Tindal, der gern iedem das Seine gibt, würde in dieſem Fall dazwiſchen treten und ſich ſo erklären: „Ich bin gegen ieden groſſen oder gar ungeheuren Aufwand, ſobald derſelbe entbehrlich iſt. Bei der übrigen Lage, in welcher die Sache der Menſchheit in Trakimor ſteht, iſt der geiſtliche Stand in Trakimor ganz entbehrlich. Bei der Lage aber, in welcher dieſe heilige Sache noch in Europa ſteht, iſt er in Europa noch nicht entbehrlich. Eins iſt Wahrheit, wie das andere, und — mit dieſer Limitation dürfte hoffentlich der iezt lebende europäiſche Klerus zufriedener ſein, als mit dem Raiſonnement des Trakimorianers, weil dadurch wenigſtens ſeine Einkünfte noch geſichert würden, die Nachfolger aber ſehen möchten, wie ſie durchkämen. Allein — warum die Sache der Menſchheit in Europa nicht in die Lage von Trakimor, welche doch ihre allernatürlichſte Lage und die Lage, welche Gott will, iſt, verſetzt und dadurch einer der koſtenſpieligſten Stände nach und nach entbehrlich gemacht werde — — das

iſt

iſt denn doch eine Frage, auf die ieder Menſch von geradem, ſchlechten Menſchenverſtande auf der Stelle kommen mus und über die man in Europa der Menſchheit Rede und Antwort ſchuldig iſt. Man verwendet ſehr wenig auf die Schullehrer, und ſehr viel auf die Volkslehrer, und erreicht dadurch doch nie ſeinen Endzweck, das Volk im Ganzen aufgeklärt und gut zu machen. Die Hälfte von dem, was man auf dieſe verwendet, auf iene verwendet, würde man zuverläſſig ſeinen Endzweck erreichen und noch dazu groſſe Erſparnis machen.

Dieſe groſſe Erſparnis fällt unter den Vortheilen, welche der Mangel der Geiſtlichkeit für den hieſigen Staat ſtiftet, einem Fremden, der hieher kommt, zuerſt ins Auge. Wer nehmlich die Summen berechnet, welche irgend ein Reich oder Land Europens iahraus iahrein theils aus den Kammern der Fürſten, theils aus gottſeligen Stiftungen, theils durch Bürger- und Bauernplackerei auf die Unterhaltung ſeines Klerus verwendet, der mus die Hände über den Kopf zuſammenſchlagen. Ein wahrhaftigungeheurer Aufwand, der mit dem Nutzen, welchen er

ſtiftet,

ſtiftet, in gar keinem Ebenverhältnis ſteht und der nach der Unterhaltung des immer zahlloſer werdenden Militärs eine der drü= ckendſten Laſten der europäiſchen Völker iſt. In dem Lande, wo Tindal geboren war, und das ungefähr ein Land von zehen Meilen in der Länge und Breite ſein mochte, koſtete die Unterhaltung der wirklichen Prediger blos jährlich wenigſtens ſechzigtauſend Thaler, die obendrauf noch ſo ungleich vertheilt wurden, daß eine beträchtliche Zahl der Geiſtlichen kaum ihr Auskommen hatte. In den Städten ſalarirte man ſie gröſtentheils aus heiligen Fonds, welche die Bigotterie der Vorwelt zwar hierzu niedergelegt hatte, die aber zum Wohl der Nation weit zweckmäſſiger hätten verwendet werden können. Auf dem Lande muſte der Bauer, weil es da an dergleichen Quellen fehlte, ſeinen Pfarrer ganz und gar ſelbſt erhalten. Hatte er durch ſeinen ſauern Schweis ſich eine Hafer= oder Waizenerndte bereitet, ſo durfte er ſie nicht eher vom Felde wegführen, bis der Pfarrer den dreiſſigſten Theil davon ſich zugeeignet hatte. War er in der Lämmer= oder Gänſezucht glücklich ge= weſen: ſo kam der Pfarrer und nahm ihm die beſten Lämmer und Gänſe. Ward ihm

ein

ein Kind geboren, oder muſte er einen ſeiner Lieben begraben: ſo muſte er eins, wie das andere, ſowohl iene Freude, als dieſe Traurigkeit an den Pfarrer baar bezahlen. Auch das Weib, das er ſich nahm, muſte er erſt bei dem Pfarrer auslöſen, und war er nicht gerade an dem Ort geboren, wo er Hochzeit machte, ſo muſte er, wenn er gleich nur einmahl getrauet ward, an zwei Pfarrer die Trauung bezahlen. Wollte dem Pfarrer das alte Haus über den Kopf einfallen, und hatte die Kirche kein Geld, ſo muſte er ihm aus ſeinen Beutel ein neues erbauen. Für alle dieſe Abgaben und Plackereien hatte der Bauer an ſeinem Pfarrer ſehr oft nichts, als einen unwiſſenden Schwätzer, der, ohne im geringſten fortzuſtudieren, da bis an ſeine Leichenpredigt ſtehen blieb, wo er bei der Antrittspredigt geſtanden hatte und der auf der Kanzel nur ausſchüttete, was ihm da ohne alle Vorbereitung ſo ganz theewarm durch den Mund lief; oder einen aufgeblaſenen Dünſtler, der ihn ſeinen Zug- und Laſtthieren gleich rechnete; oder einen unerſättlichen Begehrer, der nur auf zeitlichen Erwerb ausging, nie genung von ihm bekam und ihn bei allem Zehend, den er ihm abnahm,

noch

noch obendrauf einen Betrüger ſchalt. " Selten hatte er an ihm einen Freund, den er in mancherlei mehr als alltäglichen Vorfallenheiten um Rath fragen konnte; noch ſeltener den Hirten, der in der Noth ihn beſchützte und für ihn ſprach; am allerſeltenſten den Mann, der, wenn Leben und Tod mit einander rangen, und auf der Stelle geholfen werden muſte, durch die unterſten mediciniſchen und chirurgiſchen Kenntniſſe der Familie den Vater zu erhalten wuſte. — Hier in Trakimor, wo man ſogar der Juſtiz keine Sporteln zahlt und wo die Kinder nicht einmahl Schulgeld geben, würde man nun zwar dem Klerus, wenn dergleichen vorräthig wäre, ſolche Bürger- und Bauerplackereien nicht verſtatten. Man würde ſogleich einſehen, daß dis der nächſte Weg ſei, einige Disharmonieen zwiſchen der Gemeine und ihrem Seelſorger zu ſtiften; daß die Pfarrkinder unmöglich Herzlichkeit für ihre Pfarrer fühlen und durch ihre Kanzelvorträge ſich beſſern laſſen könnten, wenn ſie bei ieder Gelegenheit von ihnen in Kontribution geſetzt würden; daß es überhaupt unſchicklich und unter der Würde der Religion ſei, daß der Geiſtliche für iede beſondere Amtsverrichtung be-

ſonders

ſonders baar bezahlt werde; daß ſolcherge-ſtalt nicht ſowohl die wohlhabendſten, als vielmehr die zahlreichſten und daher mehren-theils ärmſten Familien, weil in ihnen der-gleichen Miniſterialhandlungen am häufigſten vorfallen, dem Klerus am meiſten zinsbar wären, und daß dis mithin die ungerechteſte Einrichtung ſei. Aus dieſen Gründen würde man alſo zuverläſſig die geſammte Geiſtlich-keit über und über aus der allgemeinen öffent-lichen Volkskaſſe ſalariren. Dis würde aber auf der andern Seite, um die hierzu erforderliche groſſe Summe herbeizuſchaffen, im Ganzen eine ſtarke Erhöhung der öffentlichen Abga-ben nothwendig machen. Wie glücklich iſt Trakimor, daß es durch ein zweckmäſſigein-gerichtetes Volksſchulweſen dieſer drückenden Bürde auf immer ſeinen Nacken entzog!

Hält man vollends dieſen Staat gegen jene europäiſchen Länder, in welchen der Klerus ſich in den Beſitz unermeslicher Reich-thümer verſetzte und noch immer ihr Fett und Mark ausſaugt! ſo leuchtet ſeine Glück-ſeligkeit dem Betrachter noch freundlicher ins Auge. Welch eine ſchwarze Geſchichte iſt die Ge-ſchichte iener geiſtlichen Erwerbungen ienſeits

des

des Grabens! Wie haben Pfaffen und Mönche die Gutherzigkeit ſchwacher Fürſten gemißbraucht! Wie ſchlichen ſie an die Betten der ſterbenden Privatperſonen, verdrängten den rechtmäſſigen Erben und ſetzten die Kirche durch Vorſpiegelung groſſer Verdienſte, welche man ſich dadurch für iene Welt erwürbe, an ſeine Stelle! Da waren keine Ränke ſo ungeiſtlich, keine Kniffe ſo diebiſch, keine Mittel, ihre Abſicht zu erreichen, ſo ruchlos, deren ſie ſich nicht, wenns Noth that, dazu bedienten. Die heilige Religion muſte es ſein, die ihre Habſucht, Büberei und Bosheit zum Skandal der Welt bedeckte. O die Abſcheulichen, wie haben ſie ſie geſchändet! Wie ſeufzt die Menſchheit noch ſo ſehnſuchtvoll nach Erlöſung unter der Schmach, welche ſie ihr und der Religion zugleich anthaten! Allenthalben, wo es Fluren gibt, auf denen des Himmels Segen am meiſten ruhet und die ihre Bebauer zu Glücklichen machen, ſitzen die wohlgemäſteten Pfaffen und Mönche in ihren Klöſtern und auf ihren Pfründen, und ſchwelgen; während daß der arbeitſamere Theil der Nation auf ſeinen Sandwüſten, die ſie ihm unbeneidet lieſſen, darbet und obendrauf noch immer von den herum=

herumziehenden Heer der Bettelorden geplackt wird. O dreimahl ſelig ſei Trakimor geprieſen, wo kein Pfaffe das Kind von der Erbſchaft verdrängt, kein mönchiſcher Heuchler und Aſcet den ſterbenden Suma bethört, daß er ſich für ſein wollüſtiges Leben durch reiche Legate an Klöſter und Abtein mit dem Himmel zu verſöhnen verſuche, und wo das ganze Feld in den Händen des wackern Fruchtbauers iſt! Hier wird Gotte gegeben, was Gottes iſt, und dem Menſchen gelaſſen, was des Menſchen iſt. Hier macht die Erde keinen glücklich, der blos beten will; wohl aber ieden ohne Unterſchied, der arbeitet und betet. Hier iſt alles Fleis, und daher auch alles Segen. Man vergießt, wie allenthalben, auch hier bei der Arbeit Schweis; aber — man iſſet auch im Schweis ſeines Angeſichts ſein reichliches Bröd.

In dieſer glückſeligen Lage und ohne Klerus iſt Trakimor auch auf ewig vor ienem fürchterlichen Joche der Hierarchie ſicher, welches die Geiſtlichkeit allenthalben, wo ſie in Aufnahme kam, den Nationen von ieher bald ſanfter, bald ſchwerer, ie nachdem die Zeiten und Umſtände ſie begünſtigten,

auflegte. Wo iſt ein Land der Welt, in welchem dieſer Stand nicht wenigſtens unermüdet Verſuche machte, über die übrigen Stände zu herrſchen? Wie wenig ſind derer Länder, wo ihm alle Verſuche hierzu fehlſchlugen! Die Geſchichte Europens rede, wo Mönche über die Herzen und über die Armeen ihrer Groſſen nach Belieben ſchalteten und die verheerendſten Kriege anſponnen; wo Prieſter ſich ſouverain machten und wo die chriſtlichen Dalai Lama's ſelbſt die Oberhäupter der Reiche auf das ſchändlichſte misbandelten; ſo, daß, wenn auf dieſer ſublunariſchen Welt noch irgend ein Wiedervergeltungsrecht des Schickſals Statt findet, die Zeiten ſchlechterdings kommen müſſen, in welchem ein Pabſt wieder dem deutſchen Kaiſer den Steigbiegel hält. Kein Stolz gleicht dem geiſtlichen Stolz, keine Herrſchſucht der Herrſucht der Pfaffen. Selbſt der proteſtantiſche Klerus iſt im Ganzen hiervon nicht frei zu ſprechen. Irgend eine Stütze mus es immer ſein, an der er das falſche und arrogirte prieſterliche Anſehen aufrecht erhält; und ſollte es auch nur eine willkührliche Kirchenzucht oder die Ohrenbeichte ſein. Es

iſt

iſt ſonderbar, wie der geiſtliche Stand auf der einen Seite den Deſpotiſmus über die übrigen ſich anmaſſen und auf der andern ſich für denjenigen Stand noch immer ausgeben konnte, der an Selbſtverleugnung die andern übertreffe und in den Fusſtapfen deſſen wandle, der nicht gekommen war, ſich bedienen zu laſſen, ſondern andern zu dienen. Und wenn es auch bei dem gewöhnlichen Gange des menſchlichen Herzens nichts unnatürliches war, daß Prieſter auf den Einfall geriethen, hochfürſtliche Gnaden ſogar heiſſen zu wollen; ſo iſt es doch kaum zu begreifen, wie die weltlichen Fürſten ihnen dabei nachſahen, ohne ſie mit dem klaren dürren Ausſpruch des Evangeliums, daß ſie nicht einmahl ſchlechtweg gnädige Herren genannt werden ſollten, in ihr demüthigeres Gleis zurückzuweiſen. Wie entfernt übrigens die Völker ſolcher geiſtlichen Fürſten von aller wahren menſchlichen Glückſeligkeit ſind, beweiſet ihr Anblick; ſo, wie es iedem, der in ihre innere Staatsverfaſſung eindringt, völlig entſchieden iſt, daß ſie es auf ewig ſein und bleiben werden. Der Staat des chriſtlichen Dalai Lama ſelbſt legt ein unverwerfliches Zeugnis hiervon ab.

Vorzüglich aber gewinnet Trakimor dadurch, daß es ohne Prieſterſchaft iſt, auf Seiten der Aufklärung. Nimmer würde es die herrlichen Fortſchritte, welche ſeit der groſſen Staatsrevolution darinn geſchehen ſind, gethan haben, wenn dieſer Stand, der der Aufklärung ſo entgegen iſt, hier vorfindlich wäre. So hart dis Urtheil klingt, ſo erwieſen iſt es doch durch die Geſchichte aller Völker und Zeiten. Immer waren Prieſter die Beförderer des Aberglaubens und die Unterdrücker des geſunden Menſchenverſtandes; und muſten es ſein, wenn ihr Stand fortdauern ſollte; denn die erſte natürliche Folge von wahrer und groſſer Aufklärung iſt die, daß man ihrer nicht mehr zu bedürfen glaubt. Prieſter waren es alſo, die die allen Menſchen verſtändliche Wahrheit in Geheimniſſe einkleideten, zu welchen ſie wohlbedächtig den Schlüſſel an ſich behielten; damit das Volk ſelbſt nie klug genung würde, ſondern immer ſeine Zuflucht zu ihnen nehmen muſte. Prieſter waren es, die ſich die Mine gaben, als könnten ſie in die Zukunft ſehen; damit der gemeine Haufe zu ihren heiligen Dreifüſſen liefe und an ihren Umgang mit den Göttern

glaubte.

glaubte. Prieſter waren es, die die Ausbreitung der Naturkenntniſſe verhinderten; damit ſie allein im Beſitz derſelben blieben und die Nationen durch vorgebliche Wunder täuſchen könnten. Prieſter waren es, die die allweiſe und allliebende Gottheit als ein zorniges und rachſüchtiges Weſen vorſtellten; damit der Opferdienſt im Gange bliebe und es ihnen, da ſie klug genung waren, lauter Thiere ohne Fehl nur zum Altar zu laſſen, nie an den fetteſten und wohlſchmeckendſten Braten gebräche. Prieſter waren es, die ſich die Macht anmaſſeten, den übrigen Bürgern im Staat die Sünden zu vergeben; damit ſie ſich mit den Büſſungen und Abſolutionsgeldern dafür bereichern könnten. Prieſter ſind es noch, die von Amtswegen das Volk täuſchen und mit Mirakeln, Reliquien, Agnusdei's, Indulgenzen und Seelenmeſſen den Laien die Beutel klopfen. Wie ſo ganz und gar iſt dieſer Stand im Chriſtenthum von ſeiner urſprünglichen Beſtimmung abgewichen! Er ſollte das Licht der Welt werden und — nimmt der Welt das Licht, was ſie hat. Aufklärer ſollte er werden, und wird Verdunkeler,

Verdüſterer, Verfinſterer. Nichts iſt ihm unleidlicher, als die Vernunft. Er demüthigt ſie, wo ſie ſich nur blicken läſſet, ſpricht ihr das Urtheil in Glaubensſachen ab, das ſie doch nur einzig und allein haben kann, und befiehlt ihr was ſie für wahr annehmen ſoll. Wagt ſie es einen Satz zu behaupten, der auch nur den allerentfernteſten Anſchein hat, als paßte er nicht in den Kram der Kirche und als könnte durch ihn über lang oder kurz irgend einer von den neunhundertneunundneunzig Sätzen des Siſtems wankend gemacht werden: ſo wird ſolcher bei Zeiten als ketzeriſch, freigeiſteriſch und gotteslåſterlich, oder doch als arianiſch, pelagianiſch und ſocinianiſch verdammt. Schreckt dis den Behaupter noch nicht genug ab, ſo wird der Pöbel aufgereitzt, daß er Steine gegen ihn aufhebe. Weis er den Steinen, welche Mitbürger blos auf ihn werfen, auszuweichen: ſo mus ſich der weltliche Arm gegen ihn ausſtrecken, und der vernünftige Mann geräth in Gefahr, ſein Habe und Gut, ſeine Ehre und ſeine Freiheit, ia wohl das Leben ſelbſt, zu verliehren. Jeder kirchlichen und politiſchen Neuerung, wenn ſie auch noch ſo Gotte-

anſtändig und wohlthätig iſt, ſetzt ſich der Klerus entgegen, ſobald er wittert, daß ſie dieſem oder ienem einträglichen heiligen Aberglauben einen Stos verſetzen oder das Volk auf die Spur der Wahrheit bringen möchte. Darf er den Widerſtand nicht öffentlich thun, ſo wirkt er deſto hinterliſtiger und kräftiger im Verborgenen, und erbittert die Gemüther dagegen, ſo, daß es ſelbſt Königen unmöglich wird, ihre heilſamſten Abſichten zu erreichen. Denken ſoll das Volk gar nicht, es ſoll nur glauben, was ſeine Prieſter ihm vorſchwatzen, und dabei wacker arbeiten und unverdroſſen leiden, damit die Prieſter deſto weniger arbeiten und leiden dürfen. Sogar die nähere Bekanntſchaft des Bürgers und Bauers mit den Kräften der Natur iſt den Prieſtern läſtig; weil die Leute ſonſt lernen möchten, dis und ienes, was ſie ihnen noch als wunderbar in der Religion vorſtellen, auch gar natürlich zu erklären, und ſich durch vorgeſpiegelte Strafgerichte Gottes in Widerſetzlichkeit gegen offenbare Bedrückungen nicht mehr irre machen zu laſſen. Es fehlt ihrem Stande nicht an klugen Köpfen; aber Stolz und Wohlleben halten ſie mehrentheils von Ausbreitung der

Wahrheit ab. Sie ſehen, daß ſie ſich weit beſſer dabei befinden, wenn das Volk dumm bleibt, und demonſtriren wohl gar, daß dis in der gegenwärtigen irrdiſchen Lage der Menſchheit ſo ſein müſſe; dringt ia dem einen oder dem andern von ihnen ſein edles Herz das Bekentnis der Wahrheit ab, ſo verfolgen ihn dafür die übrigen und machen ihm das Leben ſo ſauer, daß es kaum möglich iſt, daß ein Geiſtlicher ein kluger und ein guter Mann zugleich ſein könne, ohne ſeines Standes von Herzen überdrüſſig zu werden. Wäre es daher iemals möglich, daß europäiſche Miſſionarien den Weg nach Trakimor fänden, ſo würde man es mit ihnen ebenſo, als mit ienen drei Europäern, welche einſt die Peſt aller Art hieher brachten, machen und ſie unvorzüglich in See ſchicken.

Der letzte Vortheil, welchen wir hier davon haben, daß wir keine Prieſter haben, iſt der, daß wir auch keine Glaubensſtreitigkeiten haben. Nicht, als gäbe es bei uns keine verſchiedenen Meinungen; ſondern — es iſt keiner da, der darüber unnützen Lerm macht.

Niemand legt ſich gegen den andern auf Kundſchaft, ob dieſer nicht etwa ganz im Stillen einen Zweifel an einer der vier heiligen Wahrheiten hege. Jeder kann die Verſchiedenheit der Meinung des andern über Sätze, die nicht unter dieſen vier enthalten ſind, anhören, ohne dadurch in Wohlwollen, Liebe und Herzlichkeit gegen ihn geſtört zu werden. So würde es allenthalben ſein, wenn es keine Prieſter gäbe. Das Volk läuft gewis bei aller Verſchiedenheit in Glaubensmeinungen ruhig neben einander her, ſo, wie es ſich durch alle übrigen Verſchiedenheiten in Meinungen unter ſich nicht irre machen läſſet; aber die Geiſtlichen ſind die Lermblaſer, die Verketzerer. Sie maſſen ſich die Herrſchaft über die Gewiſſen an, welche doch nur Gotte gehört, buchſtabiren den geheimſten Glauben der Menſchen aus Worten, Minen und Blicken zuſammen und machen den einen Mitbürger erſt dem andern verdächtig. Statt vier heilige Wahrheiten, wie hier, zu haben, haben ſie deren hundert und vier, worunter ihnen die unbedeutendſte ebenſo wichtig iſt, als die erſte Haupt- und Grundwahrheit. So, wie ein Menſch auch nur über die geringſte derſelben, die gar

keinen Einfluß auf menſchliches, noch viel weniger auf allgemeines Wohl und Weh hat, anders ſpricht, als ſie, erklären ſie ihn für gefährlich, für ruheſtörend und anſteckend, und ſprechen ihm die Seligkeit ab. Dadurch ſchon machen ſie die Gemüther gegen einander kalt, untheilnehmend, lieblos und hart. Aber ſie ſelbſt ſind auch unter einander nicht einig. Da ſie ſo viel Sätze zum nothwendigen Glauben rechnen, ſo iſt es nicht möglich, daß ſie über alle gleich urtheilen könnten. Mithin theilen ſie ſich in Sekten. Jede Sekte hat unter dem Volk ihre Anhänger. Dieſen wird ſorgfältig empfohlen, die Anhänger der übrigen zu verachten und zu haſſen. Jede Sekte ſucht ſich weiter auszubreiten, und dieſe Ausbreitung wird wieder durch Einflöſſung des Haſſes gegen andere befördert. So ſtiften die Prieſter nichts, als Zwietracht im Volk und wiegeln es durch ungeſtümes Eifern, Poltern und Verdammen zur Rache und Verfolgung gegen einander auf. Da ſtehen dann Mitbürger neben Mitbürgern, ſehen einander leiden und laſſen einander leiden, blos, weil die Leidenden Ketzer ſind. Da betrügt ein Freund den andern, da verfolgt ein Bruder den andern, da enterbt

erbt ein Verwandter den andern, da vergiftet ſchnell oder langſam ein Gatte den andern; denn ſeine Prieſter ſchwatzen ihm vor, er thue Gotte einen Dienſt damit. Das Volk weis viel davon, worinn die Ketzerei beſtehe, oder was ſie auf ſich habe; es glaubt aber den Prieſtern und begeht im Nahmen Gottes jedes Verbrechen, ſobald ſie dazu in die Trompete der Polemik ſtoſſen. O des heilloſen Unfugs, das die Prieſter an aller Welt Orten und Enden ſtiften! Was Wunder, daß der Weiſe von Nazaret ſo viel tauſend Wehe über ſie ausrief. Sie Mückenſeiger und Kameelverſchlucker, Münz- Raute- und Kohlverzehnter und Vorübergeher des Rechts und der Liebe Gottes nannte! Dieſer hat ihnen wenigſtens den Text wacker und derb geleſen, wackerer und derber, als alle ſeine Vorgänger unter den Weiſen; und ſie ſind Unverſchämte, wenn ſie ſich zu ihren Gunſten auf ihn berufen. Er hatte offenbar zur Hauptabſicht, dem Prieſterweſen das Garaus zu machen. Denn ſeine ganze Religion war ein zuſammenhängender und vollſtändiger Unterricht darüber, wie ſich Bürger und Bauern ohne Prieſter behelfen

könnten.

könnten. Moſes war Prieſterfreund; Jeſus war Volksfreund, Freund der Menſchheit; und wer dis iſt, kann es unmöglich mit dem Klerus halten. Das Ende, welches der biedere Nazaräner nahm, hat unwiderleglich bewieſen, wer er war. Seine Dornenkrone war eine Bürgerkrone. Es ſchadet nicht, daß das Volk ſelbſt rief — kreuzige ihn; denn auch hier waren es wieder die Prieſter, welche das Volk dazu beredeten, und das iſt eben das allerentſetzlichſte, daß die Prieſter das Volk zu allem, auch zu der unnatürlichſten Bosheit, bereden können. Auch an dem Tode Jeſu war der Klerus Schuld; und ſo hat er zu allen Zeiten die aufklärenden Weiſen aus dem Wege zu räumen gewußt.

Dieſem Mangel an Klerus hat man es hier zu Lande auch zu danken, daß die Nation ſo viel, als ſich gehört, auf ihr Schulweſen verwenden kann. Statt, daß jenſeits des Grabens der Schulmeiſter ſeinem ſich wohlbefindenden Pfarrer gegenüber ſitzt und darbt, weil dieſer ſo viel braucht und nur für einem Genüge ge-

ſchaft

ſchaft werden kann, hat er hier ſein reichli-
ches Auskommen, ohne dabei von ſeiner
Hånde Arbeit leben zu můſſen, und kann ſich
ganz auf die Erfůllung ſeiner Beſtimmung
befleiſſigen. Er kann in ſeiner Art, wie
man hier ſtudirt, fortſtudieren, und ſein
Eifer darinn wird weder durch Verachtung,
die ihm wiederfåhrt, noch durch Nahrungs-
ſorgen, unter denen er ſeufzen můſte, nieder-
geſchlagen. Alle Entdeckungen, welche die
Erforſcher der Natur und ihrer Kråfte von
Zeit zu Zeit machen, werden ihm mitgetheilt,
und ſo findet er ſich im Stande, aus den
Materialien, die ihm geliefert werden, ein
noch immer vollkommeneres Gebåude und
Ganzes ſeines Volksunterrichts zuſammenzu-
fůgen.

So, wie es nun hier gånzlich an Kle-
rus fehlt, fehlt es auch gånzlich an Mili-
tår. Zeughåuſer, Ammunitionskammern,
Kanonenſchuppen, Pulvermagazine, Kaſer-
nen, ia ſogar Hauptwachen ſucht man hier
vergeblich. Dafůr findet man aber deſto
reichlicher Getraidemagazine, Acker- und
Schifsbaugeråtheniederlagen und Vorraths-
håuſer von allen Werkzeugen zu den nůtzlich-
ſten

ſten Handwerkern und Künſten. Nicht nur keine Armeen gibt es, ſondern auch nicht ein Soldat wankt in ganz Trakimor. Den Mangel der erſtern könnte man allerdings ganz natürlich daraus erklären, weil die Nation auf der einen Seite von hohen Gebirgen und auf der andern von dem klippenvolleſten Meere umſchloſſen iſt. Es kann nicht leicht ein benachbartes Volk auf den Einfall kommen, ſie zu bekriegen; darum hat ſie auch nicht nöthig, ſich zur Wehr zu rüſten. Nur müſſen es nicht Europäer ſein, welche ſo argumentiren; denn — hier zu Lande fällt man auch kein benachbartes Volk an, das uns nicht anfällt. Noch weniger packt man ganze Flotten voll Soldaten, Kanonen und Pulver, und ſchickt ſie einige tauſend Meilen weit in die Welt hinein, um dort Nationen zu verheeren, deren Sprache man nicht einmahl kennet und die das Schickſal mit weiſem Vorbedacht ſo weit von den Pulvermühlen und Stückgieſſereien ausgepflanzt hatte. Hier gilt der Grundſatz, daß, ſo wenig ein Bürger den andern in ſeinem Hauſe beunruhigen dürfe, auch kein Volk das andere in ſeinem Lande ſtören müſſe. „Die Erde iſt gros

genung,

genung, ſpricht das ehrwürdige Geſetzbuch, und es gibt noch viel unbevölkerte und unbewohnte Länder und Eilande auf ihr. Daß ihr auswandert, wenn ihr nicht mehr alle Platz zu Hauſe habet, iſt vernünftig; aber daß ihr, wenn ihr noch Platz genung habet, blos aus Muthwillen, oder aus Eiferſucht ein fremdes Volk anfielet und es aus ſeinem Vaterlande vertriebet, oder es auch nur darinn beängſtigtet, das wäre unvernünftig, unnatürlich und aftermenſchlich. Sogar aufdringen ſollet ihr euch ihm nicht einmahl, wenn es euch nicht unter ſich dulden will; denn das Volk vom Lande hat auch zum Lande allein Recht, wie zum Hauſe nur das Kind vom Hauſe, und darum heiſſet ihr Wanderer, wenn ihr einmahl wandert, daß ihr ſo lange wandern müſſet, bis ihr irgendwo Leere für euch findet.“

Daß es hier aber auch nicht einmahl eine kleinere Miliz, eine Leibgarde oder eine Handvoll Haustruppen gibt, hat folgende Bewandnis: Die Deſpoten vor der groſſen Staatsrevolution unterhielten dergleichen. Beſonders übertrieb es der letzte, welcher eine ſo zahlreiche Mannſchaft bei einander

hatte,

hatte, als wenn er das Volk ienſeits der Gebirge mit Krieg zu überziehen gedächte. Einen Theil davon hatte er zur immerwährenden Bedeckung um ſich, weil er ſich vor ſeinen eigenen Unterthanen nicht ſicher glaubte; ein anderer Theil machte die beſtändige Beſatzung ſeines Hauſes aus; die übrigen gebrauchte er unaufhörlich zu gewaltſamer Eintreibung der ganz ungeheuren Abgaben, womit er die Nation belaſtete und die niemand mehr gutwillig abtrug. Hierdurch ward das Militär in den Augen aller Patrioten äuſſerſt verhaßt. Der Soldat hatte volle Gewalt, wegzunehmen, was ihm vorkam, und beging oft noch für ſich ſelbſt dabei die gröbſten Ausſchweifungen. Ueberdis war er das Hindernis, welches die Revolution verzögerte. Lange ſchon hatte man das Tirannenioch unerträglich gefunden; aber die um den Wüterich rechts und links her klirrenden Waffen hatten das Gefühl der Freiheitsliebe zurückgeſchreckt und wohlüberdachte, beſchwerliche Plane nothwendig gemacht. Und als es endlich zur Ausführung derſelben kam, war das Militär die einzige Urſache, daß man die Revolution nicht ohne ſchreckliches Blutbad bewirken konnte. Dis

bewegte

bewegte hernach die Patrioten, daß ſie es zu einem der ewigen Fundamentalgeſetze ihrer neuen Staatsverfaſſung machten, daß nie ein Suma wieder auch nur einen Mann unter Waffen haben ſollte. Aus der Beilage dazu ſind folgende Stellen aufhebenswerth:

„„Was für ein unverzeihlicher Widerſpruch wäre es, wenn wir auf der einen Seite uns das Recht vorbehielten, den Suma, wenn er ſchlecht wird, abſetzen zu können, und wenn wir auf der andern ihm das Recht zugeſtänden, ſich Soldaten halten zu dürfen! Sollte er ſich ſo viel halten können, wie er wollte, oder ſollte ihm eine gewiſſe Anzahl derſelben beſtimmt werden? Im erſtern Fall wären wir ganze Thoren, wenn wir uns noch in dem Beſitz der Abſetzungsgerechtſame zu ſein träumen laſſen wollten; denn ie ſchlechter er würde, deſto mehr würde er die Abſetzung ahnden, und ie mehr er dieſe ahndete, deſto mehr Soldaten würde er anwerben. Im letztern Fall, wenn er auch nur hundert Mann hätte, würden uns dieſe doch ſeine Abſetzung hundertmal ſchwerer machen; denn würden dieſe

hundert Mann es mit uns halten oder mit ihm? Die Erfahrung hat uns leider gelehrt, mit wem es der Soldat halte. Nicht mit dem Volke, das ihm den Sold ausbringen mus, ſondern mit dem Suma, der ihm ſelbigen auszahlt. Er iſt auf Seiten des Unterdrückers und wird in ſeiner Hand gern das Werkzeug der Unterdrückung, weil er dabei den Suma im Kleinen ſpielen und manche Gewaltthätigkeit auch für ſich ſelbſt ausüben kann.“

„Sobald ein Suma mitten unter ſeinem Volke, es ſei auf der ehrwürdigſten Gerichtshöhe, oder auf der Landſtraſſe, oder in ſeinem eigenen Hauſe an der Spitze eines Heers erſcheint, wird er fürchterlich. Das iſt aber auf der Stelle wider ſeine Beſtimmung; denn er ſoll nicht der gefürchteſte, ſondern der geſchätzteſte und geliebteſte unter allen ſein, und das höchſte Zutrauen des ganzen Volks ſoll von allen Seiten auf ihn wie auf einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt ſich zuſammendrängen. Hat er ſeine Mannſchaft hinter ſich, ſo kann er gegen die Geſetze handeln, wie er will, kann

nach

nach unumſchränkter Willkür befehlen und Abgaben nach Belieben auflegen. Wer will ihm dabei Einhalt thun? Die Soldaten ſind der Nachdruck, welchen er allen ſeinen Befehlen gibt; die Soldaten ſind das Mittel, wodurch er die ungerechteſten Abgaben eintreibt; die Soldaten legen dem freimüthigen Vaterlandsfreund Stillſchweigen auf; und nimmt das Seufzen und Winſeln über Grauſamkeiten im Lande überhand, ſo läſſet er ſie dazu trommeln und pfeifen, daß man das Aechzen nicht höre. Darum müſſe es nie wieder einem Suma in Trakimor verſtattet ſein, auch nur einen Mann für ſich unter Gewehr zu halten. — Nachkommen, ſo lange dieſer Grundſatz unter euch feſtſtehen wird, wird eure Freiheit auch geſichert ſein. Laſſet ihr ihn aber fahren, ſo ſeid ihr nach hundert Jahren wieder da, wo wir vor kurzem noch waren; ſo haben eure Väter umſonſt für euch gelitten und umſonſt ihr Blut für euch vergoſſen.“

„Uns hat die Vorſehung von andern Völkern getrennt. Wir ſind ſicher vor allem feindlichen Ueberfall. Wenn unſer Suma alſo nicht darauf ausgeht, den Unterdrücker

im Lande ſelbſt zu machen und ſeine Mitbür-
ger, wie Feinde, zu Paaren zu treiben: ſo
ſind ſeine Soldaten, und wenn es auch nur
hundert Mann wären, die überflüſſigſten
Menſchen im Staat und ihre Unterhaltungs-
koſten die unnützeſten und verſchwen-
deriſchſten unter allen. Wozu bedürfte
er denn ihrer? Etwa um die öffent-
lichen Abgaben einzutreiben? O
das iſt ein unglücklicher Suma, der zur He-
bung der Staatsgefälle Soldaten nöthig
hat. Das iſt ein elendes Volk, unter wel-
chem ſolche Anſtalten nöthig ſind. Nein, es
iſt nicht möglich, daß ein Volk, ſobald es
mit Abgaben nicht zu ſehr überla-
ſtet iſt, und ſobald es ſiehet, daß
alles, was es gibt, zu ſeinem
eigenen Beſten wieder verwendet
werde, im Ganzen ſeine Schuldigkeit
verkennen und ſich zum Abtrag derſelben
durch gewaltſame Mittel zwingen laſſen ſolle.
Für beides iſt aber von nun an bei uns geſorgt.
Dem Suma ſind ſeine Güter angewieſen, mit
deren Einkünften er thun kann, wie er will.
Von öffentlichen Abgaben wird ihm ſelbſt
nicht das geringſte mehr zu Theile. Da
aller vorherige unnütze Staatsaufwand, er
habe

habe Nahmen, wie er wolle, in Zukunft wegfällt, ſo können dieſe nicht anders, als ſehr mäſſig ſein. Die zwölf Weiſen haben mit dem Suma jährlich den Ueberſchlag derſelben zu machen, und die Eintheilung davon auf das Volk ſoll die möglichſtvollkommenſte ſein. Der Suma wird zwar die öffentlichen Gelder unter ſeiner Hauptverwaltung haben; aber er wird jährlich darüber vor den Augen von ganz Trakimor Rechenſchaft ablegen. Das Volk iſt es im Grunde, das ihm die Rechnung abnimmt; und ſo wird der Anblick der redlichſten Verwaltung und Anwendung der allgemeinen Landeseinkünfte zum allgemeinen Wohl daſſelbe vollkommen zufrieden ſtellen und der Antrieb aller Antriebe für ſolches werden, ſeine Abgaben willig und treu zu entrichten. Und geſetzt, daß einige Widerſpenſtige darunter wären — denn welches Volk hat nicht dieſe? — ſo wird es andere Mittel genung geben, ſie zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten, ohne daß deshalb ein ganzes Heer von Plünderern ernährt werden müſte.“

„Sollten etwa zur eigenen Bedeckung und Sicherheit des Suma

Soldaten nöthig ſein? — Nun, was müſte ſo ein Suma Willens ſein, der in Zukunft dergleichen zu bedürfen fürchtete? Oder was müſte er ſchon ausgeübt haben, wenn er ſie zu fordern ſich genöthigt ſähe? Hat man auch ie gehört, daß ein Vater unter ſeinen Kindern mit Bedeckung umhergehen müſſe? Nun, ſo einen Vater wollen wir zum Suma haben, und keinen andern. So lange er als Vater unter uns iſt, wohne, ſchlafe, wanke und reiſe er unter uns umher ganz ſorgenlos und ohne Wache, und glaube ſicherlich, daß ieder ſeiner Mitbürger ihm die treueſte Wache ſei. Ein Suma verräth Mistrauen auf ſich ſelbſt, ſobald er mistrauiſch auf ſein Volk wird. Das Volk hält wohl Ruhe, wenn ſie der Suma nur hält. Man ſiehet einmahl ſeine Nothwendigkeit ein und müſte raſen, wenn man ihn, ſobald er ein wackerer Suma iſt, nicht auf ewig zu behalten wünſchte. Daß einzelne Böſewichter im Herzen ihm fluchen, mus auch der beſte Suma ſich gefallen laſſen; doch, daß dieſe ihn in ſeinem Hauſe oder gar auf

freier

freier Straſſe anfallen ſollten, davor mag er ſicher ſein. Er darf ihnen nur ſtarr ins Auge ſehen, ſo fällt ihnen der Muth. Aber — daß ein Volk im Ganzen ſich gegen ſeinen Suma aufmache oder gar verſchwöre, dazu gehören vielfache von ſeiner Seite begangene unmenſchliche und unerträgliche Bedrückungen. Alsdann erwachen freilich im Buſen des Volks früher oder ſpäter, ie nachdem es durch Erziehung zu ihnen eingeweihet iſt, die Gefühle der Menſchheit und ihrer unveriährenden Gerechtſame, und der Augenblick der Allgewalt dieſer Gefühle wird der Augenblick, in welchem die vom Wüterich überſpannten Saiten ſpringen. Alsdann mag er ſich aber auch ia auf ſeine Soldaten nicht verlaſſen; ſie dienen ihm zu weiter nichts, als — das Blutbad nur zu vergröſſern und — mit ihm zugleich zu ſterben. Die einzige Leibwache, worauf ſich ein Suma verlaſſen kann, iſt — ſeine Gerechtigkeit. Hat er aber dieſe, wozu noch Soldaten? Er wirft ſich weg, wenn er ſie um ſich her ſtellt und ihnen erſt ſeine Sicherheit verdankt.“

„Das einzige wäre noch übrig, daß ſie etwa zur Pracht und zum Glanz des Suma gehörten. Hierauf wird erwiedert, daß dis eben einer der groſſen und volksbeglückenden Unterſchiede unſerer künftigen Suma's von den vorigen Königen ſein werde, daß ſie ſich auf Sumapracht und auf Sumaglanz beſſer verſtehen ſollen, als ſie in ſolchen Dingen zu ſuchen. Ein Suma mus nie auf Schwindeleien gerathen und nie ſeine wahre Beſtimmung und Gröſſe aus den Augen verliehren. Erſter unter den Wohlthätern und Beglückern ſeines Volks ſoll er ſein. Nur, wenn er dis iſt, glänzt er und glänzt unauſauslöſchlich. Alsdann braucht er aber auch warlich nicht Flitterpracht anzulegen, oder bewafnete Mannſchaft um ſich her zu ſtellen, oder vor ſich her ausrufen zu laſſen, daß er in der Nähe ſei. Er darf nur ſo, wie er iſt, ganz allein, ganz einfach gekleidet, wie andere Leute, und ohne alles Geräuſch unter ſeine Mitbürger treten, und aller Augen ſind ſogleich auf ihn gerichtet, und ieder erkennet ihn, und alles ruft ihn groſſer, edler Mann — guter, lieber Vater. Dieſe Pracht iſt nicht nur die rechte, ſondern ſie koſtet

das

das Volk auch kein Geld. Ein Suma aber mus nichts mehr ſcheuen, als unnützen Aufwand, der allemahl Bedrückung für ſein Volk iſt. „ „

Bei dieſen Grundſätzen, welche nach vier Jahrhunderten noch anſchaulichwahrer befunden werden, als im Anfang der neuen Staatsverfaſſung, weis man hier ſeinem Erſtaunen gar keine Grenzen zu ſetzen, wenn man von den ſtehenden Armeen der Europäer hört. Haiamal berührte unlängſt dieſen Gegenſtand in einer Unterredung mit Tindal, welche ſich dann alſo fortſetzte:

Haiamal. Sag mir nur, haben denn deine Landsleute immer Krieg?

Tindal. Nein.

H. Nun ſo kann ich mir doch gar keinen Begrif von euren ſtehenden Heeren machen. Nich immer Krieg, und doch immerwährende Kriegsheere? Hum! Sobald man doch eine Sache nicht mehr braucht, wozu hält man ſie noch länger fort? Ich dächte, es wäre genung, daß erſt alsdann, wenn wirklich Krieg werden ſoll, die iungen rüſtigen Männer im Volk

zuſammenkämen, Soldaten würden und Gewehr trügen. Laufen denn die Leute bei euch auch ſchon mit den Feuerleitern und Feuereimern umher, ehe Feuer iſt? Ebenſo ſonderbar kommt es mir vor, daß man bei euch mit Gewehren umhergeht, ehe man ſich zu vertheidigen hat. Wenn bei uns Feuer entſteht, dann löſcht, wer löſchen kann; ſo würde ſich auch bei uns, ſobald wir von Feinden überfallen würden, ieder wehren, wer ſich wehren könnte. Alsdann kämen wir zuſammen, und ich bin gewis, daß wir uns männiglich wehren würden. Wer für ſein Vaterland, für Haus und Hof, für Weib und Kinder ficht, der ficht wacker. So, wie aber der Feind vertrieben und wieder Friede wäre, würden wir doch warlich nicht beiſammen bleiben und unter Waffen ſtehen, ſondern die Waffen wegwerfen, wieder aus einander und ieder an ſeinen Beruf zurück gehen. Das iſt ia ſo begreiflich, als es iſt, daß ich iede andere Handlung nicht weiter fortſetze, ſobald der Beweggrund dazu aufhört. Wie kann man denn in einer ſo begreiflichen Sache bei euch das Gegentheil thun?

T. Aus zwei Urſachen. Erſtlich hat man bei mir zu Lande darum ſtehende Kriegsheere, um ſie in Friedenszeiten unaufhörlich in den Waffen zu üben. Tauſend Mann ſolcher geübten Soldaten ſind dann, wenn Krieg wird, mehr, als zehentauſend andere, die erſt von den Aeckern und aus den Weinbergen zuſammen gerufen werden müſten. Ueberhaupt iſt die Kriegsführung in Europa eine wirkliche Wiſſenſchaft geworden, und man hat ſie in neuern Zeiten höher getrieben, als irgend eine von den Wiſſenſchaften des Friedens...

H. O über die aufgeklärten Europäer!

T. Sodann dienen die ſtehenden Heere auch dazu, die Länder vor Einfällen zu ſichern und ihre Suma's auswärts furchtbar zu machen.

H. Wem denn furchtbar? Wer fällt denn ein? Mit wem führen deine Landsleute Krieg? Ich dächte, aus andern Welttheilen käme wohl niemand auf den Gedanken, ſie anzufallen; wenn ſie nur von da wegblieben.

T. Mit wem ſie Krieg führen? Mit ſich unter einander! Europäer mit Europäern; Chriſten mit Chriſten...

H. Hilf, oberſter Suma, hilf! Was haben ſie denn für Urſachen dazu? Sind ſie etwa einander ſo nahe, daß ſie nicht mehr Platz haben, oder ſind die Länder noch nicht alle gehörig beſtimmt, daß ſie ſich um die Grenzen ſtreiten?

T. Platz hätten ſie Gottlob noch alle, und Grenzſteine, Grenzpfähle und Grenzgraben haben ſie auch genung. Aber — bald man auf einander neidiſch; bald glaubt der eine Suma noch ein altes Recht auf ein Stück Landes des andern zu haben und es geltend machen zu müſſen; bald hetzen böſe Rathgeber die Höfe gegen einander auf; bald hat ein Suma eigenen Has gegen den andern. Wenn dann zwiſchen zwei derſelben irgendwo der Krieg ausbricht, ſo hat ieder wieder ſeine mit ihm verbundenen Mächte, die den Verbündeten zu Hülfe eilen; und ſo wütet oft, ehe man ſich deſſen verſieht, der Krieg in halb Europa.

H. Werden denn die Völker nicht gefragt, ob ſie Krieg haben wollen?

T. So ein Verhältnis zwiſchen Völkern und Suma's findet in Europa gar nicht Statt. Die Völker wiſſen das zehntemahl nicht warum Krieg ſei. Der Suma gibt Befehl, daß die Heere ausrücken ſollen, und ſo rücken dieſe aus, ohne fragen zu dürfen, wohin eigentlich die Reiſe gehe. Ob der Krieg ein rechtmäſſiger oder ein unrechtmäſſiger, ob er ein unvermeidlicher oder ganz und gar überflüſſiger ſei, darum haben ſich weder Bürger und Bauern, die das Geld dazu, noch Soldaten, welche das Blut dazu hergeben müſſen, zu bekümmern. Letztern liegt blos ob, wenns zur Schlacht kommt, recht in geſchloſſenen Gliedern und wie wandelnde Wände und Mauern getroſt anzurücken und ſich dadurch nicht irre machen zu laſſen, wenn ſie durch den Feind von weitem ſchon, ehe ſie ſich einmahl wehren können, zu Hunderten und zu Tauſenden niedergeſchoſſen werden. Nach der Schlacht begräbt man ſie todt und lebendig, wie es kommt, zwanzig, dreiſſig in ein Loch, und — es wächſt herrlicher Waizen darnach. Nichts, ſagt man bei mir, dünge den Acker fetter, als Menſchenblut: Weiber und Kinder müſſen ſich dann damit

tröſten,

tröſten, daß ihre Männer und Väter auf dem Bette der Ehren geſtorben ſind. Die Verwundeten, welche gegen das Mitbegrabenwerden noch einzuwenden haben, werden geheilt und — betteln hernach, wenn ſie zum Dienſt nicht mehr tauglich befunden werden, als Zeugen der öffentlichen Dankbarkeit im Lande umher. Das iſt dann ein trauriger Anblick, ſolche alte benarbte und verkrüppelte Krieger von Dorf zu Dorf nach Brod hinken zu ſehen, die nun völlig davon überzeugt ſind, daß ſie für ihre Mitbürger geblutet haben, weil ihre Mitbürger ſie ernähren müſſen. Iſt der Verluſt der Mannſchaft in der Schlacht gros, ſo müſſen Bürger und Bauern wieder andere Söhne hergeben, um ihn zu erſetzen. Nach der zweiten Schlacht geht das wieder ſo; nach der dritten wieder; und ſo iſts, wenn endlich Friede wird, im Lande nicht anders anzuſehen, als wenn die Peſt daſelbſt unter dem männlichen Geſchlecht gewütet hätte.

H. Du erzählſt Abſcheulichkeiten. Sind denn eure Suma's einander ſo fremd? Walten keine Verwandſchaftsbande unter

ihnen

ihnen vor, die ihren Völkern Sicherheit verſchaffen?

T. Sie ſind einander oft nahe verwandt, ſind Vettern und Muhmen und Schwäger; aber das hilft hierbei nichts. Wenn es auf die vermeinten Gerechtſame ihrer Kronen ankommt, hat alle Vettern- Muhmen- und Schwägerſchaft ein Ende.

H. Bei uns rechnet man den Krieg unter die ärgſten Rohheiten und Wildheiten der Menſchen. Sag, wie ſtimmt er mit der Aufgeklärtheit deiner Landsleute überein?

T. Unſere wahre Weiſen ſagen das auch; aber ſie werden nicht gehört. Man fertigt ſie mit der kahlen Antwort ab, daß der Krieg ein nothwendiges Uebel ſei, wie Hagelſchlag, Erdbeben und Seuchen. Ja, andere falſche Weiſe treten wohl gegen ſie auf und lobpreiſen die geſegneten Einflüſſe, welche er auf die Länder haben ſoll, die er doch offenbar verwüſtet.

H. Das laſſe ich gelten. Was doch eure Weiſen alles beweiſen können! Iſt noch keiner von ihnen auf den Einfall gekommen, zu beweiſen, daß der Straſſenraub auch die geſegneteſten Einflüſſe

auf

auf die Länder habe? — Am Ende mus freilich auch das gröſſeſte Böſe einiges Gutes abwerfen; aber ſoll man Böſes thun, um Gutes dadurch zu bewirken? Soll man groſſes Böſes thun, um kleines Gutes zu bewirken? Kann man das leztere nicht auf zehnfache andere Art ohne das erſtere hervorbringen? — Theile mir doch einiges von dem mit, was bei euch zum Lobe des Kriegs geſagt wird. Vieleicht dis, — daß er den übermäſſigen Anwachs des Volks in den Ländern hemme?

T. Dazu wäre er nun eben wohl in Europa nicht nöthig. Die Blattern allein, welche iezt von Zeit zu Zeit ganze Heere von Kindern wegraffen, machen dergleichen Fürſorge überflüſſig, und man brauchte eben nicht noch ganze Heere von Männern auf die Schlachtbank zu führen, um der Menſchheit Plaz zu verſchaffen. Auch reiſſen iahraus iahrein auf dem Lande Faulfieber und Bräune bei den elenden Heilungsanſtalten daſelbſt Menſchen genung weg, und in groſſen Städten verhindert die frühe Wolluſt die allzugroſſe Bevölkerung vollkommen. Gehenkt, geköpft und gerädert werden in Friedenszeiten bei der herrſchenden elenden Erziehung

hung und bei der deſſen ungeachtet gleichfalls herrſchenden harten Gerechtigkeitspflege auch eine ziemliche Anzahl. Ja, ſogar der Selbſtmord bringt nicht wenig Menſchen aus allen Ständen über die Seite. Um der Volksmenge Luft zu machen bedürfte es alſo keiner Kriege; aber — man ſagt z. B. der Krieg bringe Geld unter die Leute...

H. Gibt es denn nicht hundert andere Mittel, Geld unter die Leute zu bringen, als dis? Mus denn Geld gerade Blut und Blutſtröme koſten?

T. O du haſt vollkommen recht, ehrwürdiger Suma! aber davon will man nun einmahl nichts wiſſen. Man dürfte z. B. nur die Wege und Landſtraſſen beſſern und hernach immer in gehöriger Ordnung halten; ſo würde ſchon viel Geld unter die Leute kommen. Du ſollteſt aber nur einmahl das Klagen der Völker über Geldmangel hören, wenn lange kein Krieg geweſen iſt.

H. Ich verſtehe das gar nicht. Wo iſt denn alsdenn das Geld?

T. In den Schatzkammern der Suma's. Dieſe müſſen oft erweitert

werden, während daß Bürger und Bauern die Geldbeutel verengern laſſen möchten.

H. Bekommen denn eure Suma's iährlich mehr, als ſie iährlich brauchen?

T. Sie können gröſtentheils von den Völkern fordern, ſo viel ſie wollen.

H. Legen ſie denn keine Rechnung ab?

T. Zu meiner Zeit nicht. Es müſte nachher Sitte geworden ſein; ich zweifle aber ſehr daran.

H. Wozu ſammeln ſie denn ſo viel Geld in ihren Schatzkammern?

T. Um auf den Fall eines Kriegs gefaßt zu ſein; denn ein europäiſcher Krieg koſtet ſchrecklichviel Geld.

H. Nun, das heiſſe ich doch einen Kreis, worinn man die Sache herumdrehet! Alſo erſt wird das Geld geſammlet, um die Kriegskoſten beſtreiten zu können, und hernach wird der Krieg wieder daraus vertheidigt, daß er das geſammlete Geld unter die Leute bringe... Habe ich ie ſo etwas gehört! Wäre denn das nicht weit weniger umſtändlich, daß man durch Verminderung der Abgaben das Geld gleich unter den Leuten lieſſe? So dürfte ia

doch

doch kein Blut vergoſſen werden, um es erſt wieder unter ſie zu bringen. Oder wenn man nun ia einmahl unweit mehr Abgaben vom Volke nimmt, als nöthig iſt, könnten denn die Suma's nicht lieber ein Jahr ums andere ihre Luſtſchlöſſer abbrennen und wieder neue bauen? So käme ia das Geld auch wieder unter die Leute, ohne daß es ein Theil des Volks mit ſeinem Leben erſt ihnen abkaufen müſte.

T. Du ſprichſt mir aus der Seele, mein Vater! — Hernach ſagt man auch, der Krieg breite die Künſte und Wiſſenſchaften unter die Völker aus; er bringe dergleichen in des Feindes Land und hole auch wieder andere von daher nach Hauſe. Zur Behauptung dieſes Satzes beruft man ſich auf die ganze Geſchichte Europens, die ihn auch beſtätigt,

H. Daran zweifle ich gar nicht. Menſchen, welche einander ſehen, lehren einander und lernen von einander. Auch will ich nicht einmahl unterſuchen, ob nicht die mehreſten von dieſen Künſten und Wiſſenſchaften, welche man in Europa bei Gelegenheit des Kriegs von einander holt und zu einander bringt, von der Art ſein mögen, daß die Leute glücklicher geweſen wären, wenn ſie ſelbige nicht geholt

hätten, oder wenn man ſie ihnen nicht gebracht hätte. Sondern — —

T. Ach du haſts getroffen, weiſer Suma; — ich mus dir ins Wort fallen. In einem der letztern europäiſchen Kriege unter andern kamen die Franzoſen, von denen ich dir ſchon viel erzählt habe, mit groſſen Heeren nach Deutſchland, und nach ſieben Jahren, als Friede ward, waren die Deutſchen durch weichliche Ueppigkeit, Aufwandstrieb, Uebertreibungsluſt und Eitelkeitsſucht ſo ausgeartet, daß man ſie für halbe Franzoſen hätte halten mögen. Von da her ſchreibt ſich der gröſte Verfall der deutſchen Manneskraft, der deutſchen Genügſamkeit und Geradheit, und aller ächten deutſchen Sitte.

H. Sieheſt du? — Aber ich wollte noch ſagen, daß man alle die Künſte und Wiſſenſchaften, welche man durch den Krieg einander bringt und von einander holt, auch ohne Krieg von einander holen und zu einander bringen könnte; und dabei wäre alsdann noch der Vorzug, daß man es abſichtlich thäte; denn das wird doch wohl noch keiner eurer Suma's vorgegeben haben, daß er darum den andern mit Krieg überziehe,

um

um ſeinem Volke dieſe oder iene Art von Gelehrſamkeit oder Kunſt mitzutheilen. Im Fall, daß ein Volk vom andern klug werden will, darf es nur einige ſeiner fähigen iungen Männer dahinſchicken, die ſich unterrichten laſſen und hernach zu Hauſe ihre erlangten Kentniſſe ausbreiten. Und im Fall, daß ein Volk Beruf fühlt, das andere klug zu machen, ſchicke es einige ſeiner beiahrten Weiſen dahin, die Unterricht geben. So iſt die Sache ohne Blutvergieſſen abgemacht.

T. Auch ſagt man zum Lobe des Kriegs, daß er die überflüſſigen Vorräthe verzehre, die Preiſe der Dinge wieder in die Höhe treibe und dadurch allen Arten von Verkehr neues Leben gebe.

H. Krieg macht ia aber doch der Leute nicht mehr, ſondern weniger. Wie können denn weniger Menſchen mehr brauchen und verzehren? Sollte es etwa daher kommen, daß zur Kriegszeit ſich in dem Lande, wo der Krieg geführt wird, gleichſam zwei Völker auf einander drängen? Jedes derſelben hätte ia doch aber auch zu Hauſe eſſen und trinken müſſen; und man dürfte ia auch nur zur Friedenszeit freien Handel

laſſen, ſo führe ieder den Ueberflus ins Ausland, und die Preiſe ſtiegen ohne Menſchenblut. Es iſt aber auch unmöglich, daß in irgend einem bevölkerten Lande die Lebensmittel und die Erzeugniſſe der Erde zu ſo einem Ueberflus anwachſen könnten, daß zur Verzehrung deſſelben noch ein anderes Volk ins Land kommen müſte. Gibt die Erde einmahl überſchwenglichviel, ſo iſt das ein Wink, daß ſie auch bald einmahl wieder überſchwenglichwenig geben werde. Der wirkliche Ueberflus in ihren überreichen Jahren iſt nur die Vorausernte auf die künftigen Misiahre und mus als Vorrath für dieſe aufbehalten werden. Auf Krieg mus alſo nothwendig allemahl in dem Lande, wo er geführt wird, Theurung der erſten Bedürfniſſe oder gar Mangel derſelben entſtehen. Beides ſind aber abſcheuliche Uebel. Durch ſie leidet das ganze Volk; ſtatt, daß durch die ſteigenden Preiſe, die der Krieg allerdings bewirkt, nur ein kleiner Theil deſſelben gewinnet.

T. So iſts in der That, und ſo geſchah nach iedem Kriege, den ich in Europa erlebt habe.

H. Und geſetzt, es wäre des Guten in einem Lande ſo viel, daß es auf den niedrigſten Preis käme, im Auslande nicht abgeſetzt werden könnte und völligunnützer Ueberflus würde; ſo könnte es ia der Suma lieber zuſammenkaufen und verbrennen. So ſtiegen die Preiſe auch, und der Aufwand, den ihm dis machte, wäre lange nicht ſo gros, als der, welchen der Krieg ihm verurſacht, und — das Blut ſeiner Mitbürger flöſſe doch ruhig in ihren Adern fort.

T. Noch ſagt man auch wohl, der Krieg wecke die Kräfte der Menſchheit, gebe dem Geiſt der Völker, wenn er durch Friede und Ruhe eingewiegt und herabgeſpannt worden, wieder neuen Schwung, und bringe die erhabenſten Thaten hervor, z. B. Thaten der Tapferkeit, der Grosmuth, des Heldenmuths, der Selbſtverleugnung, der Aufopferung für das allgemeine Wohl.

H. Höre, das kommt mir ebenſo vor, als wenn wir den Damm dort durchſtechen wollten, an dem unſere Vorfaren eine ſo lange Reihe von Jahren hindurch gebauet

haben; damit unſer Volk durch die dadurch verurſachte Ueberſchwemmung Gelegenheit bekäme, Leibes- und Geiſtesſtärke zu zeigen, ſeine Schwimmkunſt zu beweiſen und Unerſchrockenheit, höchſte Menſchenliebe und Lebensverachtung durch Lebensrettung anderer auszuüben. Können wir nicht alle dieſe Eigenſchaften und Tugenden ausüben ohne Durchſtich ienes Damms? Gibt es nicht ſo ſchon menſchliches Elend genung, das bald uns ſelbſt, bald unſere Mitbürger trift? Können wir nicht in Ertragung deſſen, das uns ſelbſt trift, unſern Heldenmuth, und in Theilnehmung deſſen, das unſern Mitbürgern begegnet, unſere grosmüthige Menſchenliebe genung an den Tag legen? Und — wenn der Krieg auf der einen Seite zu den erhabenſten Thaten Gelegenheit gibt, bringt er nicht auch auf der andern die allerverabſcheuungswürdigſten Grauſamkeiten hervor? Iſt das Verhältnis der Anzahl iener gegen die Anzahl dieſer nicht vieleicht wie eins gegen hundert? Was aber den Schwung betrift, welchen der Krieg dem Geiſt der Völker geben ſoll, ſo iſt gleichfalls ſchon hinreichend dafür geſorgt, daß es nicht an ſolchen Schickſalen fehle, die ihm Schwungkraft genung geben können. Oder

verſteht

verſteht man etwa unter dem Geiſt der Völker ienen verwogenen, kriegeriſchen, angrifsſüchtigen Geiſt? Dieſer ſoll aber nie Geiſt der Menſchheit werden. Der ganze Bau des menſchlichen Leibes beweiſet ſolches. Zur Vertheidigung iſt ſolcher wohl auf das vollkommenſte eingerichtet, aber nicht zum Anfall. Unſere Geſtalt lehret uns alſo ſogar, daß wir Ruhe halten ſollen, und daß wir nicht zur Raubbegier, ſondern zur Friedensliebe beſtimmt ſind. — Deine Landsleute dürften doch das Einzige nur überlegen, daß der Krieg nothwendig alles, was Treue und Glaube, Zucht und Ehrbarkeit, Recht und Gerechtigkeit heißt, zerſtören, die Sitten verderben und die Herzen wild machen müſſe; ſo, dächte ich, könnte es keinem von ihnen allen, der auch nur den geringſten Anſpruch auf wahre Weisheit machen will, einfallen, ihm das Wort zu reden. Er kehrt ia wahrhaftig Grund und Boden der geſammten Beſtimmung des Menſchen um. Wie kann man ſo etwas vertheidigen und es doch mit der Menſchheit gut meinen wollen!

T. Würdiger Suma! So richtig und ſtrenge zugleich urtheileſt du ſchon aus dem Weſen des Kriegs ſelbſt und aus ſeinem allgemeinen Folgen über ihn; wie noch weit ſtrenger muſt du aber über ihn urtheilen, ſobald von einem europäiſchen Kriege die Rede iſt! Nirgends werden die Kriege mit ſo vieler Unmenſchlichkeit geführt, als — unter den Europäern. Es gibt Völker, die ihre Gefangenen braten und eſſen. Dis thut man nun zwar bei mir zu Hauſe nicht; aber dafür ſperrt man ſie wohl bis zur Auswechſelung nach dem Friedensſchlus in ſtinkende Kerker ein, läſſet ſie da verfaulen und von dem Ungeziefer geſpeiſet werden, und begräbt ſie dann täglich zu Mandeln und Schocken, ſo, daß oft nicht der zehnte Mann den Tag ſeiner Wiederbefreiung erlebt. Doch dis war es nicht, was ich dir ſagen wollte. Erwäge folgendes. Die Waffen, welche die Natur uns gab, ſind unſere Arme. Mit dieſen können wir den ganzen übrigen Leib beſchirmen. Anfangs hatten die Menſchen, wenn ſie es mit einander feindſelig aufnahmen, vermuthlich

muthlich an dieſen genung. Hernach hob man Steine gegen einander auf oder focht mit Stecken und Stangen. Weiterhin erfand man künſtliche Waffen. Jedes Volk hatte ſeine eigenen Waffen, und wenn zwei gegen einander zu Felde zogen, ſo vertheidigte Mann gegen Mann damit ſein Leben. Man konnte ſich alſo doch wehren, wehren bis zum letzten Blutstropfen und ſein Leben theuer verkaufen. Dis war derſelbe Grundſatz, nach welchem man es für abſcheulich hält, wenn ein Bewafneter einen Wehrloſen, ein Mann ein Kind überfällt. Aber hiervon wiſſen die Europäer nichts mehr. Sie haben die Mordkunſt bis aufs höchſte getrieben und Werkzeuge erfunden, mit welchen ſie ſchon in weiter Ferne zu Boden ſtrecken können.

H. Ich habe dergleichen auf meinen Reiſen geſehen und mich darüber entſetzt, daß deine Landsleute die hohen Geiſtesfähigkeiten, welche Gott dem Menſchen gab, um über die Thiere zu herrſchen und menſchliche Glückſeligkeit zu befördern, zur fürchterlichſten Zerſtörung ihres Geſchlechts anwenden.

T. Die rechten haſt du gewis noch nicht geſehen. Sie haben groſſe, fürchterliche Geſchütze, aus denen ſie nicht blos mit einzelnen Kugeln, ſondern mit ganzen Mengen von tödtendem Blei auf einander feuern. Dergleichen Feuerrachen ſpeien oft in groſſer Anzahl neben einander in der Reihe. Auf dieſe mus die Mannſchaft dann wohl in geſchloſſenen Gliedern losgehen, und, wenn ſie oft noch lange nicht ſo nahe iſt, daß ſie ihr kleines Gewehr, welches ſie auf der Schulter trägt, auch nur im geringſten brauchen kann, ſo mus ſie ſich ſchon dadurch zu Hunderten und zu Tauſenden niedermetzeln laſſen. Denke dir einmahl die Grauſamkeit, wenn ſo ganze Reihen der tapferſten Männer, die für Begierde, ſich des Todes zu erwehren, brennen, wie wehrloſe Buben ſich zu Boden werfen, zerſtücken und zerquetſchen laſſen müſſen. Dis, deucht mich, iſt die gröſſeſte Unmenſchlichkeit bei der europäiſchen Art Krieg zu führen, daß die Leute in ganzen Haufen, wie die Fliegen, hinfallen müſſen, ohne die geringſte ihrer Kräfte zur Nothwehr gebrauchen zu können. Ueber ſo ein Feld nach der Metzelei zu gehen, iſt der ſcheuslichſte Anblick. Wie die Menſchen dann da neben

und über einander, halb und ganz, ohne Arm und Bein, zeriſſen und zerſchmettert liegen! Wie ſie ſeufzen und ſtöhnen, winſeln und röcheln, heulen und brüllen, zucken und die Erde aufkratzen, fluchen und beten, bald um menſchliches Erbarmen, bald um Rache Gottes ſchreien! O Suma, Suma, deine Brüder, deine Brüder — — —

H. Gott wird das Blut der Ermordeten von denen unter ihnen fordern, die an ſolchen unmenſchlichen Kriegen Schuld ſind.

T. Und dann das Schickſal ſolcher Länder, in denen dergleichen Chriſten-kriege geführt werden... Wenn der Soldat es noch nur mit ſeines gleichen aufnähme! Aber mit Bürgern und Bauern nehmen ſie es auf, die nicht einmahl wiſſen, warum Krieg iſt, und daran ſo unſchuldig ſind, wie das Siebengeſtirn. Da werden die Dörfer abgebrannt, die Städte geplündert, die Heerden weggetrieben, die Erndten verheert, die Kinder den Eltern entriſſen und alle Gewaltthätigkeiten ausgeübt, welche nur die fürchterlichſten Raubthiere, mit Menſchenverſtand begabt, ausüben könnten.

H. Sag mir doch, da deine Landsleute Chriſten ſind, — begünſtigt denn etwa ihr Glaube dergleichen unmenſchliche Kriege? Es kann ia faſt nicht anders ſein. Und doch — da ſie alle Chriſten ſind und alſo Chriſten gegen Chriſten ſo wüten, ſollte man auf der andern Seite wieder denken, es könne nicht ſo ſein.

T. Da mus ich dem Glauben der Chriſten das Wort reden, weiſer Suma. Nicht nur ſolche unmenſchliche Kriege begünſtigt er nicht; ſondern es kann auch auf dem ganzen Erdboden kein Glaube ſein, der mehr gegen allen Krieg iſt, als er. Alles, was er lehrt, iſt Friede; alles, was er befiehlt, iſt Friede; alles, was er verheißt, iſt Friede. Gott ſtellet er vor als einen Gott des Friedens; von den Menſchen verlangt er, daß ſie Gottes Nachfolger ſein und dem Frieden nachiagen ſollen. Jeſus, der Stifter dieſes Glaubens, hatte weiter kein Gebot, als dis, daß man ſich unter einander liebe, und keinen andern Grus, wenn er unter ſeine Freunde kam, als den — Friede ſei mit euch! Ja, was

noch

noch mehr iſt, allen Ständen und Lebensarten hat das Chriſtenthum Vorſchriften und Verhaltungsanweiſungen gegeben; aber dem Soldatenſtande hat es auch nicht ein Wort geſagt. Hieraus iſt der ſichere Schlus zu machen, daß dieſer Stand unter den Chriſten gar nicht habe ſein ſollen; denn wahrhaftig, ſonſt hätte es ihm viel zu ſagen gehabt. In dem heiligen Buche der Chriſten iſt zwar häufig von Kampf und Streit und Krieg, den ſie führen ſollen, die Rede; auch geſchieht dabei aller möglichen Waffen und Rüſtungen damahliger Zeit Erwähnung; allein dieſer Krieg iſt ein gar anderer Krieg. Es iſt der, welchen der Weiſe den herrſchenden Vorurtheilen und abergläubiſchen Meinungen, und der Tugendhafte ſeinen eigenen Leidenſchaften, die ſeine ärgſten Feinde ſind, ankündigen und Lebenslang mit ihnen führen ſoll. Unter dem Bilde der Waffen werden dabei die beſten Mittel gegen Verführung zur Thorheit und Bosheit — Nachdenken, Unterricht über die Wahrheit, Gebet, männlicher Muth, Gefühl

der höhern Beſtimmung des Menſchen und Glaube an die Unſterblichkeit empfohlen. Uebrigens können Tag und Nacht nicht ſo von einander verſchieden ſein, als Geiſt des Chriſtenthums und Soldatengeiſt.

H. Nun ſo bitte ich dich um alles — wenn der Glaube der Chriſten ſo gegen allen Krieg iſt, wie iſt es möglich, daß ſie der Kriegsſucht ſo ergeben ſind? Wir haben doch nur den bloſſen Vernunftglauben und verabſcheuen den Krieg, weil er damit ſtreitet; und ſie halten ihren Glauben, der, wie du ſagſt, nichts, als Friede, in ſich enthält, für auſſerordentlich von Gott geoffenbart, und — führen doch Krieg auf Krieg! So kann es ihnen unmöglich mit ihrem Glauben ein Ernſt ſein; ſie müſſen vielmehr ſich ſelbſt überzeugt fühlen, daß er ein erdichteter Glaube ſei.

T. Gott weis es; es iſt mir ſelbſt oft ſo vorgekommen. Doch, wie ich dir ſchon geſagt habe, das Volk iſts nicht in Europa, das Krieg aufängt, ſondern die Suma's ſinds. Das Volk ſelbſt, ſeine Wucherer und Getraidemäkler

aus=

ausgenommen, verabſcheuet ihn. Es ſcheint hieraus zu folgen, daß das Volk ſeinem Glauben noch immer treu ſei." Man weis dis auch recht gut zu benutzen; denn, wenn es zum Krieg kommt, ſo wird dieſer Glaube ſogar dazu gebraucht, das Volk tapfer und willig, ſich todtſchieſſen zu laſſen, zu machen.

H. Du erzähleſt heute ſchöne Sachen aus deinem Europa.

T. Ich will dir noch mehr ſagen. Wenn zwei chriſtliche Suma's gegen einander Krieg führen, ſo laſſen ſie auch ihre Völker in allen ihren Kirchen gegen einander beten. Da bemühet ſich dann iedes insbeſondere, dem lieben Gott zu beweiſen, daß ſein Suma nur gerechte Sache habe und daß er nur die Schlachten gewinnen müſſe; und dabei erhitzen und erbittern ſie ſich ſo gegen einander, daß man, wenn die Sache nicht ſo heilig und traurig zugleich wäre, ſich des Spotts darüber nicht enthalten könnte. Iſt eine Schlacht geliefert, ſo läſſet der Suma, der ſie gewonnen hat, und wenn noch ſo viel Blut ſeiner armen Unterthanen dabei vergoſſen worden iſt, in ſeinen Kirchen einen ſo feierlichen Dankgeſang gegen Gott anſtimmen, daß iedem

klugen Menſchenfreunde in der Kirche das Herz nachbluten möchte. — Es fällt mir dabei noch etwas ein. Die Chriſten haben auſſer ihrem eigenen heiligen Buche, woraus ſie ihren Glauben ſchöpfen, noch ein anderes, das von gleichem göttlichen Anſehen für ſie iſt und das die Geſchichte eines alten Volks enthält, das ehemals ſich für das einzige Volk Gottes hielt, iezt aber unter ihnen im unmenſchlichſten Druck lebt. In dieſem Buche kommen häufige Befehle vor, die Gott zum Krieg gegeben haben ſoll; ia es wird ſogar darinn erzählt, daß Gott ſelbſt im Kriege vor dieſem ſeinem Volke hergezogen ſei, und mit Donner und Bliz unter die Feinde drein geſchlagen habe. Damit ſucht man nun den Krieg an ſich ſehr zu bemänteln. Dir, ehrwürdiger Suma, wird nun ſo etwas freilich gleich unrichtig vorkommen, weil du überall an kein göttliches Buch glaubſt; aber die Chriſten ſollten doch wenigſtens ſo viel Nachdenken haben, daß ſie lieber an der Göttlichkeit dieſes Buchs, das ohnehin dem ihrigen ganz widerſprechende Lehren und Grundſätze enthält, zweifelten, als daß ſie dem weiſeſten und gütigſten Weſen zutraueten, daß es

solche

ſolche Abſcheulichkeiten habe befehlen und ſelbſt ausüben, und als Gott ſo ungöttlich handeln können.

H. Ihr armen Chriſten! In dem einen eurer heiligen Bücher wird Krieg befohlen, im andern Friede — und beides befiehlt ein und derſelbe Gott? Hum! — Doch höre, wie ſtark ſind denn nun wohl ſolche immerwährendſtehende Mannſchaften der europäiſchen Suma's?

T. Hunderttauſend — zweimahlhunderttauſend — — auch wohl dreimahlhunderttauſend Mann!!!

H. Hilf, Suma der Suma's, hilf! — So iſts kein Wunder, wenn bei euch oft und plötzlich Krieg wird.

T. In Europa glaubt man, daß vielmehr das Gegentheil daraus folge, weil ſolchergeſtalt ein Suma den andern gegen ſich in Achtung oder in Furcht erhält, wie du es nennen willſt. In Friedenszeiten haben ſie beſtändig einer an des andern Hofe ſeinen Geſandten. Wenn der Geſandte nun hört, daß neue zehentauſend Mann zur immerwährenden Forthaltung angeworben werden: ſo ſchreibt er es ſchnell ſeinem Suma, und dieſer

errichtet nun ſtatt neuer zehn tauſend Mann neue zwanzig tauſend Mann. Oder der Geſandte erfährt, daß hier oder da die Mannſchaft näher zuſammenrücke und ſich reiſefertig mache; ſogleich meldet er es nach Hauſe und ſofort rückt daſelbſt auch ſo viel Mannſchaft näher zuſammen und macht ſich reiſefertig. Man iſt alſo nicht blos auf der einen Seite immer zum Beſuch, ſondern auf der andern auch immer zum Empfang bereit, und dis hat allerdings zuweilen die Wirkung, daß der zugedachte Beſuch unterbleibt.

H. Das kann wohl ſein. Aber nimm auch einmahl den Fall an, daß ein Suma hitzig, ſchnellhandelnd, oder gar iachzornig ſei, wie unſicher iſt da die Ruhe der Länder, wenn er immer ein ſo ungeheures ſtehendes Heer hat! Wird ihn der Gedanke vom Einfall abhalten, daß man ienſeits der Grenze zu ſeinem Empfang bereit ſei? Er wird ſich auf die Tapferkeit ſeines Heeres verlaſſen, auf Kriegsglück dabei rechnen und auf der Stelle ins Feld rücken. Müſte er aber das Heer nur erſt anſehnlich vermehren, um ausziehen zu können: ſo würde dadurch für die Menſchheit Zeit gewonnen. Unter-

deſſen

deſſen legte ſich wohl ſein Ungeſtüm; ſein Blut kühlte ſich ab; er gäbe menſchlichen Vorſtellungen Raum, und — der Krieg unterbliebe. — — Iſt das in Europa von jeher ſo geweſen; daß die Suma's ſo fürchterlich zahlreiche Heere auf den Beinen gehalten haben?

T. Heere wohl, aber ſo ſtarke Heere nicht. Nur in den letztern Zeiten hat man angefangen, ſie ſo unglaublich zu vergröſſern. Und nach dem Anſchein zu urtheilen, welchen die Sache bei meiner Abreiſe hatte, wird man noch immer fortfahren, ſie zu vermehren. Die Begierde, den Umkreis der Staaten zu vergröſſern, und die daher natürlichentſtehende Eiferſucht der Suma's gegen einander ſind Schuld daran.

H. Sieheſt du? Abermals eine Folge davon, daß bei euch die Völker nicht gefragt werden, welchen Suma ſie haben wollen. Wie könnte ein Suma auf den Einfall kommen, ſein Land durch Theile fremder Länder noch vergröſſern zu wollen, wenn er in ſeinem eigenen Lande nur erwählter Suma iſt? Kommen denn die fremden Bürger zu ihm und bitten ihn, daß er

auch ihr Suma werden möchte? Alsdann wäre es eine andere Sache; und ſo wäre das die gröſſeſte Ehre, welche einem Sterblichen widerfahren könnte, wenn immer ein Volk nach dem andern käme und ihn erſuchte, auch ſein Suma zu ſein. Es gibt aber eine edlere und gerechtere Vergröſſerung der Länder, wobei die Rechte der Völker unverletzt bleiben und es deſſen ungeachtet dem Suma ſo vorkommt, als wenn die Grenzen ſeines Landes ſich wirklich erweiterten. Dieſe beſteht darinn, daß der Volksreichthum im Lande immer mehr befördert und die Zahl der wahrhaftigglücklichen Bürger immer gröſſer werde. Der Suma, welcher die meiſten glücklichen Bürger hat, hat — das gröſſeſte Land.

T. Heiliger Mann, du haſt vortreflich geſprochen; in Europa aber hat man für ſo etwas noch keinen Sinn. Da ſucht man die Gröſſe blos noch in der Länge und Breite.

H. Durch die ungeheure Gröſſe der ſtehenden Kriegsvölker werden ia aber bei euch den Staaten ſo erſtaunendviel arbei-

tende

tende Hände entzogen; — wie kann das lange von Beſtand ſein?

T. Das iſt auch gewis einer der unerſetzlichſten Schaden, welche der kriegeriſche Geiſt für Europa ſtiftet. Der Soldatenſtand iſt im Ganzen blos ein verzehrender Stand; ie zahlreicher er alſo wird, deſto drückender wird ſein Verhältnis gegen die erwerbenden Stände. Trift es ſich nun vollends, daß neben ihm auch der geiſtliche Stand irgendwo ebenſo ſtark und wohl noch unweit ſtärker beſetzt iſt, ſo iſt des Elends daſelbſt noch mehr. Auf ieden Mann, der weiter nichts thut, als daß er ſein Gewehr und ſeine Kleidung putzt und auf die Wache zieht, mus man da wieder ein Paar andere Männer rechnen, die weiter nichts thun, als daß ſie ſingen und beten. Alle dieſe Müſſiggänger zuſammen eſſen und trinken nun auf den armen Bauer los, und dieſer mus ihnen unter ewigen Druck und Drang die Lebensmittel erzeugen, und wird dafür mit dem Troſt erquickt, daß ihm die Mönche den Segen des Himmels für ſein Feld erflehen, und der Soldat ihn im Beſitz des geſegneten Feldes ſchütze. Wo es aber auch keine

Mönche gibt, ſieht man doch mehr als zu deutlich, daß die vier- und mehrmahlhunderttauſend Hände, welche mit Flintenputzen beſchäftigt ſind, auf den Aeckern fehlen. Und was das ſchlimmſte iſt, ſo ſind dis gerade immer die ſtärkſten und rüſtigſten Hände. Man hebt die vollkräftigſten, die gröſſeſten Jünglinge, lauter Jünglinge ohne Fehl, dem Tode zum nächſten Opfer, aus. Die übrigen ſind gut genung, das väterliche Feld zu bauen, den Hofedienſt zu verrichten und — die Nachkommenſchaft anzupflanzen. Ob dieſe ebenmäſſig oder verbuttet, ganz oder Krüppel, gerade oder krumm, lang oder kurz ſind, das gilt gleich; wenn nur die unterm Gewehr ſtehende Mannſchaft ſchön, gros, ſchlank und die Krone des Volks iſt. Ein tauſend ſolcher Männer, wenn es zu Felde geht, bei einander und fortziehen ſehen, iſt allerdings ein Anblick, der Achtung für die Menſchheit abzwingt; aber auch — ſo ein Tauſend aus der Schlacht zurückkommen ſehen, wenn es bis auf hundert oder funfzig Mann zuſammengeſchoſſen und zuſammengehauen iſt, das iſt Gotte zu erbarmen.

H.

H. Die Entvölkerung, welche dadurch für die Länder entſteht, mus doch äuſſerſt ſichtbar ſein.

T. Das iſt ſie auch. Der Soldat ſelbſt darf nicht nur nicht heyrathen, wie er will, ſondern es iſt auch nicht einmahl Rath, daß man ihn heyrathen laſſe. Sein geringer Sold reicht nicht hin, die Kinder, welche er zeugt, zu ernähren; und nach einer einzigen Schlacht vollends gibt es dann Wittwen und Waiſen zu Tauſenden, für welche alle der Staat pflichtmäſſig zu ſorgen auſſer Stande ſich befindet. Das iſt gar nichts neues in Europa, daß man nach einem geendigten Kriege das Feld voll Weiber ſiehet, die in Ermangelung des männlichen Geſchlechts fahren und pflügen müſſen. Da kann man es dann recht gewahr werden, was für eine ungeheure Verwüſtung der Menſchheit der Krieg angerichtet habe. Zwar ſucht man der gänzlichen Entvölkerung eines Landes, die am Ende durch Kriegsheere und Soldatenſtand entſtehen müſte, dadurch vorzubeugen, daß man auch Fremde unter die ſtehenden Heere anwirbt. Indeſſen werden dann dieſe doch auch da wieder vermißt, wo ſie eigentlich zu Hauſe gehören, und ſo ge-

winnt die Menſchheit im Ganzen hierdurch nichts.

H. Was ſagſt du? Fremde, Ausländer nimmt man bei dir zu Lande unter die Kriegsheere auf? So ſtreiten dieſe ia, wenns zum Kriege kommt, nicht für das Vaterland? Wie können denn Menſchen mit Eifer und Treue kämpfen, wenn es nicht die Sache des Vaterlandes iſt, für die ſie kämpfen? Was ſoll ſie Verachtung der Gefahren und des Todes lehren? Der Sold etwa? Dieſen bekommen ſie ia allenthalben. So dächte ich, die Ausländer liefen alle davon, wenns zu Felde ginge?

T. Das geſchieht auch häufig genung, und es iſt gar nichts ungewöhnliches, daß halb ſo viel Soldaten im Kriege davonlaufen, als todtgeſchoſſen werden. Inzwiſchen gilt das nicht etwa blos von den Ausländern; die Landeskinder laufen ſo gut davon, wie iene. Ein europäiſcher Soldat iſt allenthalben zu Hauſe. Die Erde iſt ſein Vaterland, und der kaltblütigſte Weltweiſe kann über das Wort Vaterland nicht allgemeiner denken, als er. Dis gehört bei uns zur Aufklärung, und man berechnet die Klugheit und Dummheit,

die

die Rohheit und Geſchliffenheit der Völker darnach, in wie fern ſie mehr oder weniger noch an ihrem Vaterlande hangen. „Irgendwo, heißt es, muſte man geboren werden; der Menſch iſt aber da nicht angewachſen, wo er geboren wird. Wo er ſich wohlbefindet, da iſt ſein Vaterland, und zwar ſo lange nur, als er ſich daſelbſt wohl befindet. Die Natur weis von den Grenzgraben und Grenzpfählen nichts, welche die Fürſten aufrichten und aufwerfen laſſen. Es iſt mit ganzen Völkern, wie mit dem einzelnen Menſchen. So lange dieſer Kind iſt, iſt ihm das elterliche Haus die ganze Welt; er iſt nirgends lieber, als zu Hauſe, und weint, wenn er anderwärts ſein mus. Als Mann lacht er ſelbſt über dieſe von ihm geweinten Thränen. Ebenſo iſt ein Volk auch noch in ſeiner Kindheit, wenn es noch Vaterlandsliebe und Vaterlandsdrang hat.“ So ungefähr, ehrwürdiger Suma, ſpricht man bei mir zu Hauſe.

H. Eine traurige Sprache! Es iſt unmöglich, daß Menſchen aus ſich ſelbſt auf ſie kommen. Wenn es wahr iſt, daß es verſchiedene Himmelsſtriche gibt, — wenn

es

es wahr iſt, daß jeder Himmelsſtrich ſein eigenthümliches hat, von der Luft an, die wir einathmen, bis zur Speiſe, womit wir uns nähren, und von der Speiſe wieder an bis zu den Sitten, an die wir uns von Kindheit auf gewöhnen: ſo mus es auch wahr ſein, daß Liebe und Drang nach dem Vaterlande einer der erſten Triebe des Menſchen ſind. Gewis iſt dieſer Trieb auch allen Völkern eigen, und nur ganz auſſerordentlichwichtige Urſachen können es ſein, die ihn in deinem Vaterlande erſticken oder gar ausrotten.

T. Wahr — weiſer Suma! Die Bedrückungen, welche die Menſchheit daſelbſt leidet, benehmen ihr die Vaterlandsliebe. Es iſt leider in vielen europäiſchen Ländern ſo weit gekommen, daß das Wort Vaterland gar nicht mehr ſeinen ehmaligen urſprünglichen Sinn hat. Man verſtehet darunter weder das Land ſelbſt, noch die Mitbürgergeſellſchaft darinn, noch die Seinigen, ſondern — den Suma des Landes. Dem Vaterlande dienen heißt — dem Suma dienen. Fürs Vaterland arbeiten heißt — für den Suma arbeiten. Den Tod fürs Vaterland ſterben heißt — für den

Suma ſterben; denn ſehr oft erforderts nicht das allgemeine Wohl des Vaterlandes, ſondern nur der Eigennutz, der Stolz, der Neid, die Rache, die Streit- und Herrſchſucht des Suma, daß Krieg angefangen werde. Wie es nun um den Eifer der Soldaten, wenn ſie auch Landeskinder ſind, für das Vaterland zu kämpfen, ſtehen möge, kannſt du daraus am beſten abnehmen, wenn ich dir ſage, daß unter hundert derſelben kaum einer ein Haus oder eine Handbreit Acker habe, wofür er eigentlich den Kampf ſich angelegen ſein laſſen ſolle. Ja, wenn der Bauer im Fall der Noth von ſeinem Felde ins Lager rückte, oder gleichſam vor ſeinem Hofe den Soldaten machte und ſein Eigenthum gegen den einbrechenden Feind vertheidigte: ſo müßte es einen harten Kampf geben; aber ſo hat der europäiſche Soldat mehrentheils nichts weiter, als wie er geht und ſteht. Was ſoll er denn da viel kämpfen? Er hat ia nichts zu verliehren; ſo läuft er lieber zum Feinde über und rettet das einzige, was er hat, ſein Leben.

H. Nimmt denn ein Suma von dem andern ſolche Ueberläufer an?

T.

T. Wenn nur viele kommen! Heute kommen ſie; morgen haben ſie einen andern Rock und ſtehen auch ſchon wieder unterm Gewehr.

H. Das iſt ia warlich, als wenn die Suma's zu ihren eigenen Leuten ſprächen — ihr könnet alle auch davon laufen. Wie kann man ſich denn von einem Menſchen Treue verſprechen, den Untreue zu uns bringt? Beſteht das auch wohl mit der Achtung, welche die Suma's ſich unter einander und ſich ſelbſt ſchuldig ſind, daß ſie Ueberläufer annehmen? Eine feierlichere Aufforderung zu öffentlicher Untreue kann ich mir wenigſtens gar nicht denken.

T. Die Sache wird dir noch weit wichtiger werden, wenn ich dir ſage, daß der Soldat einen Eid der Treue ſchwören müſſe. Jeder Ueberläufer iſt alſo als ein Meineidiger anzuſehen, der ſich durch ſeinen Eintritt in das feindliche Lager recht eigentlich ſelbſt dafür erklärt.

H. So wird er ia für ſeinen begangenen Meineid recht öffentlich in Schutz genommen?

T. Nicht anders. Und ſo, wie er ankommt, läſſet ihn der Suma, zu dem er über-

überläuft, ſich wieder den Eid der Treue ſchwören.

H. Was ſprichſt du? Den Böſewicht, der ſeinen begangenen Meineid ſo geradezu bezeugt, läſſet man wieder ſchwören? Geht denn das in andern Fällen bei euch auch an? Hält man den Meineid für kein Verbrechen? Beſtraft man ihn ſonſt nicht? Wozu nutzen denn alſo eure Eide?

T. In andern Fällen beſtraft man allerdings den Meineid; aber in dieſem macht man eine Ausnahme.

H. Wie? Sind denn eure Begriffe von Recht und Unrecht keine feſten Begriffe?

T. Der Suma, von dem der Soldat wegläuft, züchtigt ihn allerdings hart, wenn er ſeiner wieder habhaft wird, und läſſet ihn wohl an dem erſten beſten Baum aufknüpfen; aber der andere Suma, zu dem er glücklich überkommt, läſſet ihn mit offenen Armen aufnehmen und vom Kopf bis zu Fus neu kleiden. Man thut das letztere darum, weil man durch iedem Ueberläufer, der ankommt, des Feindes Heer um einen Mann ſchwächer macht.

H.

H. Wenn ſich das auch wirklich ſo ver- hielte, ſo dünkt es mich doch unter der Würde eines Suma, durch gehegte Untreue den Feind zu ſchwächen. Es kann aber auch nichts dadurch gewonnen werden; denn wenn heute einige ſolcher Schurken ankommen, lau- ſen morgen andere wieder dafür weg. So wäre es auf ieden Fall beſſer, wenn ieder Suma gleich die Leute behielte, welche er hat; und ein gegenſeitiger Vergleich, ieden ankom- menden Ueberläufer ebenſo, wie ieden wieder- erhaſchten, zu ſtrafen, müſte eine der erſten Anſtalten ſein, welche die Suma's, wenn ihnen an Treue und Tapferkeit ihrer Mann- ſchaft gelegen wäre, unter ſich verabredeten. Ich kann nur gar nicht begreifen, wie ein Suma, der einen ankommenden Ueberläufer den Eid der Treue ſich ſchwören läſſet, glau- ben möge, daß ſelbiger dieſen heiliger halten werde, als ienen, den er eben gebrochen hat. Schon dieſer Gedanke müſte ihn bewegen, keinen Ueberläufer anzunehmen. Aber die Verpflichtung eines pflichtver- geſſenen Menſchen, die Beeidi- gung eines Eidbrüchigen iſt auch warlich gegen alles ſittliche Gefühl; eine wirkliche Veranlaſſung zur ſchändlichſten Art

von Leichtſinn und Bosheit. Man ſpielt ſolchergeſtalt im europäiſchen Kriegsweſen mit den Eiden. Was für einen ſchädlichen Einflus mus dis auf die Völker ſelbſt haben, vor deren Augen es geſchieht! Nach den Geſetzen iſt der Meineid ſtrafbar, und — man nimmt den Meineidigen in Schutz. . . Geht es denn mit andern Laſterhaften auch ſo? Wenn z. B. ein Räuber ſich in das Land eines andern Suma begibt, ſchützt man dieſen daſelbſt auch?

T. Nein der wird auf geſchehenes Anſuchen ausgeliefert. — In Friedenszeiten treffen zuweilen die Suma's einen Vergleich unter ſich, die Ueberläufer an einander auch auszuliefern.

H. Alſo in Friedenszeiten laufen die Soldaten auch über? Warum denn da?

T. Daran ſind gröſtentheils der harte Dienſt und die Strenge der Befehlshaber Schuld. Die Leute denken immer, ſie werden es anderwärts beſſer finden, und betrügen ſich doch. Von dem Dienſt ſelbſt kannſt du dir gar keinen Begrif machen, und ein gemeiner Soldat iſt bei mir das geplagteſte Geſchöpf. Die Befehlshaber erſchweren und verleiden für ſich noch

obendrauf häufig dem gemeinen Manne den Dienſt und das Leben, und daher kommt es, daß der Selbſtmord ſogar unter den Soldaten einreißt.

H. Ich zittere bei deinen Erzählungen. Sag nur, wozu die unmenſchliche Strenge?

T. Strenge Mannszucht macht allerdings die Gröſſe der europäiſchen Heere nothwendig. Aufruhr würde ſonſt in Kriegszeiten unvermeidlich erfolgen, und im Frieden würden Bürger und Bauern, unter welchen die Soldaten herumliegen, mit Habe und Gut nicht ſicher ſein. Der geringe Sold, welchen der gemeine Mann empfängt, reicht kaum für ihn ſelbſt zu; hat er nun Frau und Kinder, ſo würde er um ſich her ſtehlen, wie ein Raubvogel. Aber freilich ſollte auch die Strenge ihre Grenzen haben und nicht bis zur Unmenſchlichkeit ſteigen. Wenn du ſo einen Haufen von Soldaten im Dienſt bei einander ſehen ſollteſt, ſo würde es dir nicht anders vorkommen, als wenn du eine lange Reihe von hölzernen Männern ſäheſt, die erſt ganz unbeweglich da ſtehen und hernach, wie an einem langen Drat gezogen, alle zuſammen auf den Strich einerlei Bewegungen machen müſſen. Dabei ſollteſt du

das

das ſcheusliche Fluchen vieler Befehlshaber hören, gegen welches das fürchterlichſte Geheul des Sturmwinds noch lieblich anzuhören iſt. Ehrwürdiger Suma, davor ſchaudert die edlere Menſchheit zurück, und du würdeſt mir es wohl kaum glauben, wenn ich dir ſagte, daß manche Befehlshaber recht ihre Ehre darinn ſuchen. Sogar Suma's habe ich gekannt, welche in dieſem abſcheulichen Misbrauch der menſchlichen Sprache alle ihre Unterbefehlshaber übertrafen. Verſieht nun ſo ein gemeiner Soldat während des Dienſtes das allergeringſte, ſchießt er früher oder ſpäter ſein Gewehr ab, als die übrigen, macht er nur eine falſche Bewegung, oder hat er ſich auch nur den Zopf nicht recht gebunden: ſo fällt man wohl über ihn her, wie über ein Thier, ſchlägt und ſtößt nach ihm, ohne einmahl erſt zu ſehen, wohin. Ich habe es mehr, als einmahl, mitangeſehen, wie man den Leuten queer über die Bruſt ſchlug, daß ihnen auf der Stelle das Blut zum Halſe herausſtürzte. Natürlicher Weiſe benutzen ſie dann die erſte Gelegenheit zum Weglaufen. Erhaſcht man ſie wieder, ſo zerpeitſcht und zerfleiſcht man ſie, und macht alle ihre Kameraden zu Hen-

kern dabei, gegen die der Befehlshaber oft wieder den Oberhenker macht, wenn ſie nicht auf ihren Mitſoldaten, Freund und Bruder ſo zuſchlagen, als wenn er ein Raubthier wåre. Der Eifer geht über alle Beſchreibung, mit welchem es da die Befehlshaber ſich angelegen ſein laſſen, durch Zureden, Drohen, Fluchen und Prügeln alles menſchliche Gefühl in den Seelen der Soldaten gegen ihren leidenden Mitbruder zu erſticken und ſie recht durſtig nach ſeinem Blute zu machen. Zuweilen werden ſolche Peitſchereien zwei, auch drei Tage hinter einander wiederholt; ſo, daß der bloſſe Anblick davon endlich das ganze Kriegsweſen zum Scheuſal macht. Dadurch ſoll nun der ergriffene Wegläufer gewarnt und treuer gemacht werden; es geſchieht aber gerade das Gegentheil davon. Statt, daß er erſt allein weglief, verſchwört er ſich nun mit mehrern und läuft in Geſellſchaft davon.

H. Das mus ſo kommen; denn bloſſe Furcht kann unmöglich wahrhaftig treu machen. Furcht iſt heftig, Treue iſt ſanft; Furcht bitter, Treue ſüs. Wo gibt eine bittere Quelle ſüſſes Waſſer? — Sind denn die Befehlshaber ganz auſſer

Ver-

Verantwortung, wenn ſie den Soldaten zu ſtrenge und unmenſchlich behandeln?

T. Das wohl nicht; aber da kommt erſtlich erſtaunendviel wieder auf den Oberbefehlshaber an, wie der geſinnet iſt. Iſt dieſer ſelbſt ein Mann, der gern durch den Stock ſpricht, ein Prügeler und ein Unmenſch: ſo verlaſſen ſich die unter ihm ſtehenden Befehlshaber darauf. Er nimmt ſie in Schutz und der Soldat findet mit ſeinen Beſchwerden bei ihm kein Gehör. Wenn du nun erwägſt, daß die Oberbefehlshaber, auch von unten auf dienen muſten, und mithin, ehe ſie ſo weit kamen, vielen Schlachten und Blutvergieſſungen beiwohnten, wodurch Gleichgültigkeit gegen fremde Leiden nur gar zu leicht erzeugt und alles ſanftere Gefühl abgeſtumpft wird: ſo kannſt du bald ermeſſen, wie viel dazu gehöre, Oberbefehlshaber und dabei doch Menſchenfreund zu ſein. Es iſt ia ſchlechterdings wahr, daß ein Menſch, deſſen Leben gröſtentheils unter Anblicken des menſchlichen Elends verſtreicht, und der gar von Amts- und Berufswegen links und rechts um ſich her Elend ſtiften mus, unter allen am meiſten in Gefahr ſei, Härte zum Hauptzug

zug ſeiner Denkungsart zu machen. Sodann erwäge auch dis noch, daß geſezt der Oberbefehlshaber wäre ein milder, menſchenfreundlicher Mann, der Soldat doch unklug handeln würde, wenn er ſich bei ihm über die Grauſamkeit eines Unterbefehlshabers beſchwerte und dieſem dadurch Verdrus verurſachte. Bei der erſten Gelegenheit, wenn er einmahl ein wirkliches Verſehen beginge, würde ſelbiger unter dem Schein des Rechts dreifache Rache an ihm ausüben. Alſo duldet der arme Plagmenſch lieber alles und knirſcht blos dazu mit den Zähnen. Das geſchieht dann freilich wohl zuweilen, daß ſo ein Wüterich von Befehlshaber, wenn es zum erſten Handgemenge im Kriege kommt, von ſeinen eigenen Leuten erſchoſſen wird.

H. Höre, Tindal, dadurch geſchieht ihm Recht. Und wenn dis auf der Stelle geſchähe, wenn ſo ein Wüterich wütet: ſo wäre es nichts, als Nothwehr und Vertheidigung der Gerechtſame der Menſchheit im Nahmen vieler Tauſende.

T. Auch an ſolchen Beiſpielen fehlt es nicht ganz. Man hat aber mit mehr, als Unmenſchlichkeit dafür geſorgt, daß ſie ſich nur äuſſerſtſelten ereignen können. Nicht

muk=

mukſen darf der gemeine Soldat, wenn ihn ſein Befehlshaber bei dem geringſten Verſehen auch noch ſo grauſam zerprügelt. Und, macht er auch nur eine Bewegung, ſich gegen ihn zur Wehr zu ſtellen, ſo bekommt er nach Kriegsrecht die Kugel vor den Kopf. Sieh, ſo feſt hat man die unumſchränkte Gewalt über den Soldaten zu ſtellen gewuſt.

H. Das iſt greulich; das heiſſe ich das erſte unter allen Rechten der Menſchheit mit Füſſen treten!!!

T. Der ſo fürchterlich geplagte Soldat, wenn er alſo weder ſeinen Befehlshaber, der einmahl gegen ihn erbittert iſt, mit ſich ausſöhnen, noch davonlaufen kann, macht lieber ſeiner mehr als hundiſchen Noth durch Selbſtentleibung ein Ende. Man hat Beiſpiele, daß ſich ſolche Unglückliche auf dem Poſten, wo ſie Wache ſtanden, erſchoſſen, oder in den Feſtungsgraben hinabgeſtürzt haben.

H. O des entſezlichen Zuſtandes der Menſchheit in deinem aufgeklärten Europa.

T. Oft ſucht der gemeine Soldat auch darum in Friedenszeiten das Weite, weil man Untreue an ihm begeht.

H. Erkläre mir das deutlicher.

T. Wenn er nehmlich freiwillig Soldat wird, ſo bedingt er ſich wohl das

Recht dabei aus, nach einer gewiſſen Anzahl von Jahren wieder ſeinen Abſchied fordern zu können. Man geſteht ihm dis zu und lacht dabei ſchon in voraus herzlich über ſeine Thorheit. Er dient die feſtgeſetzten Jahre hindurch redlich und treu, und — wenn er dann ſeinen Abſchied fordert — —

H. (hitzig) nun, ſo bekommt er ihn —

T. Nein, er bekommt eine derbe Tracht Schläge, und das ſo oft, als er den Abſchied von neuem fordert. Oder wird die Grauſamkeit auch nicht ganz ſo weit getrieben, ſo führt man ihn bei der Naſe herum, vertröſtet ihn von einer Zeit zur andern und ſieht das Lauer ab, bis er ſich einmahl betrinkt, oder bis man ihm unter irgend einem Vorwande eine harte Strafe zuerkennen kann, die ihm nur unter der Bedingung erlaſſen wird, wenn er ſich eine ähnliche Reihe von Jahren fortzudienen verbindlich macht. Natürlicher Weiſe wird er deſſen endlich überdrüſſig und — gibt ſich den Abſchied ſelbſt.

H. Das iſt Recht. Ein ſolcher Wegläufer, wenn man ihn wiederhaſcht, wird denn doch aber wohl nicht geſtraft?

T. So gut, wie ein anderer.

H. O der Gewaltthätigkeit! Der Befehlshaber iſt ſtrafbar, daß er dem Soldaten das Wort nicht hält, Er iſt der Treuloſe, nicht dieſer.

T. Gewis. Da, wo dergleichen geſchieht, entſchuldigt man ſich damit, daß die Leute einmahl wüſten, daß ihnen das Wort nicht gehalten würde.

H. Wird ihnen denn dis dazu geſagt, wenn ihnen das Wort gegeben wird? So müſten ſie ia warlich verrückt ſein, wenn ſie den Handel eingiengen.

T. Das nicht; man ſetzt aber voraus, daß es bekannt ſei. Solche Leute werden meiſtentheils im Auslande angeworben. Da verſpricht man ihnen alles; man verſpricht ihnen wohl, Unterbefehlshaber zu werden; und wenn ſie dann zum Heere kommen, werden ſie Gemeine und da erzählen ihnen erſt ihre Kameraden, daß an Abſchied bekommen nach den beſtimmten Jahren ebenſowenig zu denken ſei.

H. Da kommt ia immer eine Unredlichkeit über die andere. Sag mir doch, ſind denn etwa ſolche Befehlshaber Leute von ſchlechteſter Abkunft oder Erziehung, daß ſie von keiner Rechtſchaffenheit wiſſen?

T. Das Gegentheil. Leute von vornehmen Herkommen, wie man ſie bei uns nennt, Edelleute, Barone, Grafen ſind ſie.

H. Das laſſe ich mir gelten!

T. Freilich oft die iüngſten im Heer. Und da verſichere ich dich, daß mich nie etwas mehr bei dem ganzen Soldatenweſen meines Vaterlandes aufbringen konnte, als wenn ich ſah, wie dergleichen Befehlshaber, die noch unbärtige Jünglinge waren und noch keinen Feind mit Augen geſehen hatten, alte wackere Männer, die wohl zehen Narben von Wunden aus vorigen Feldzügen aufzuweiſen hatten, der geringſten Kleinigkeit wegen ſo durchbläueten, als wenn es lederne Stühle wären, die ſie ausklopfen müſten, und — wie dieſe tapfern Alten dabei ihren Rücken den Buben ſo geduldig hinhielten, als wenn er ihnen zu beſſern Umlauf des ſtockenden Bluts nur ſanft gerieben würde. Höre, weiſer Suma, wenn ich die Milchhaarburſche ſo die Glieder durchmuſtern, und, ehe ſie ans Ende kamen, ſchon zehen, zwölf graue Krieger ſo durchprügeln ſah: ſo bewegten ſich Arme und Beine an mir unwillkürlich und ich muſte mich mit Gewalt

zurückhalten, um nicht dazwiſchen zu ſprin- gen und die Buben zu Boden zu reiſſen und mit Füſſen zu treten.

H. Ich bitte dich — ſprich von etwas andern. Das iſt nicht auszuhalten.

T. Die grauſamen Strafen, welche man überhaupt bei den ſtehenden Kriegsheeren in Europa gegen Verbrecher eingeführt hat, und die man, wie man un- aufhörlich behauptet, beibehalten mus, ſind einer der empörendſten Vorwürfe gegen die ganze kriegeriſche Verfaſſung daſelbſt. Einer der Hauptzwecke aller Strafen, die Beſ- ſerung des Verbrechers ſelbſt, iſt dabei ganz aus den Augen geſetzt worden. Nur abſchreckende Denkmähler für das übrige Heer ſollten ſie ſein. Für den Leidenden ſelbſt ſtiften ſie weiter kein Gutes, als — daß ſie ſchneller, als ſonſt ge- wöhnlich iſt, an ihm vollzogen werden. Die ganze Art ihrer Einrichtung, die vorherge- hende und nachfolgende Behandlung des ſol- datiſchen Verbrechens ſind ſo beſchaffen, daß ſie ſchlechterdings keine wirkliche Sinnesän- derung an ihm hervorbringen können. Schon das iſt Grauſamkeit. So, wie die Natur

und das Schickſal uns keine Leiden auflegen, die nicht zu unſerm Beſten gereichen: ſo ſollen auch die Geſetze keine Qualen verurſachen, die nicht demienigen, der ſie erduldet, heilſam wenigſtens ſein können. Dazu leidet der Verbrecher, daß die Schmerzen, welche ihn dieſer oder iener Handlung wegen treffen, die Geſinnungen in ihm ſchwächen ſollen, welche ihn zu ſolcher Handlung verleiteten. Aber die ſoldatiſchen Strafen an ſich ſelbſt verdienen den Vorwurf der Grauſamkeit noch mehr. Nicht nur die Lebensſtrafen werden unter den Kriegsheeren häufig vollſtreckt, und ſo iſt dis vieleicht eine der gröſſeſten Urſachen, daß ſie in Europa überhaupt noch ſo beibehalten werden; ſondern es gibt auch noch weit härtere, als dieſe. Veſtungsbau auf Lebenszeit ohn alle Barmherzigkeit, der Verbrecher beſſere ſich oder nicht, — hundert und mehr Prügel auf einmahl — Ruthenhiebe über Rücken und Bruſt bis auf den Tod, und alſo wirkliches allmähliches Zerfleiſchen, Zerhauen und Zerhacken der Menſchen — Brandmarken, damit der Verbrecher, er flüchte hernach, wohin er wolle, und beſſere ſich, wie er wolle, allenthalben und ewig ein geſchändeter und verſpieener

Böſe=

Böſewicht bleibe — — weiſer, menſchlicher Suma, was ſagſt du dazu?

H. Daß ſolche Strafen Rache und Blutdurſt ſind, und nichts weiter. — Was ſpricht das Volk dazu?

T. Dem iſt ſo etwas ein öffentliches Schauſpiel, und es lauft zu Tauſenden hin, um zu gaffen. Statt mit Achtung gegen die ſtrafenden Geſetze dabei zu ſtehen, übt es zehenfachen Muthwillen aus, und während daß ein Verbrechen geſtraft wird, werden andere begangen. Man ſtiehlt und plündert bei der Gelegenheit.

H. Treflicher Segen, den ſolche Beſtrafungen ſtiften, und ſchöner Beweis europäiſcher Aufklärung! Ich dächte, wer auf feines menſchliches Gefühl Anſpruch machen will, lieſſe dergleichen Auftritte ohne ſich vorgehen und bliebe zu Hauſe.

T. Das ſchlimmſte bei der Sache iſt, daß aus dieſer beſondern Härte, welche nun einmahl, wie man ſagt, unter den Kriegsheeren ausgeübt werden mus, nur gar zu leicht allgemeine Härte entſteht.

H. Wie meinſt du das?

T. Das mus ſchon ein ganzer Suma ſein, der ſo ein ungeheures Heer immer auf den Beinen hält, unter welchem ſo häufig dergleichen harte Beſtrafungen geſchehen, die auf ſeinen Befehl und unter ſeinen Augen vollzogen werden, und — auf deſſen geſammten Sinn dis nicht den traurigen Einflus haben ſoll, daß er untheilnehmender an den Leiden ſeines Volks, unväterlicher, härter, unerbittlicher, unverſöhnlicher und grauſamer werde. Nur gar zu leicht macht die ſogenannte ſtrenge Mannszucht unter den Soldaten auch ſtrenge Bürger= und Bauernzucht im Lande.

H. O nun wehe vollends deinem Europa ſeiner überſchwenglichen Heere wegen!

T. Erwäge nur, daß bei den Soldatenſtrafen einer der Hauptzwecke aller Strafen, die Beſſerung des Verbrechers, wegfalle; wie leicht verliehrt ihn alſo ein Suma, der immer unter ſeinen Heeren lebt und webt, hernach auch bei den Volksſtrafen aus den Augen! Erwäge, daß unter den Soldaten alles ſchnell abgethan werde; wie bald gewöhnt ſich ein Suma dadurch das ſchnelle und hitzige Zufahren allenthal-

ben

ben an! Erwäge, daß der Soldat wirklicher Leibeigener ſei, nicht die Rechte der Menſchheit gegen ſeinen Befehlshaber behaupten, nicht mukſen dürfe; hilf Himmel, wie kann dis einen Suma verleiten, in allen ſeinen Unterthanen nichts, als Leibeigene, zu erblicken, und ihnen iede Verantwortung, iede Rechtfertigung, iede Beſchwerde, die ſie gegen ſeine Anſtalten anbringen, zum Verbrechen ſeiner beleidigten Hoheit anzurechnen! Erwäge, daß die ganze Sprache, welche ein Suma gegen ſein Heer führt, nur Herrenſprache ſei; wie ſchwer mus es ihm, wenn er einmahl auf dieſe geſtimmt ſteht, werden, ſich, wenn er es mit Bürgern und Bauern zu thun hat, zur Vaterſprache zurückzuſtimmen! Führt er vollends ſein Heer oft ins Schlachtfeld, wird der kriegeriſche Geiſt ſein Geiſt — o Vater Haiamal, Vater Haiamal, — — wie blutet mein Herz in dieſen Augenblicken über mein verlaſſenes Vaterland!!! Die ältere und neuere Geſchichte deſſelben beſtätigt alles, was ich dir geſagt habe, von Wort zu Wort. Wäre nur der einzige Umſtand nicht, daß ſeine Suma's ſo ungeheure Kriegsheere unaufhörlich unterhielten, ſo ſtänden die Angelegen-

legenheiten der Menſchheit in ſelbigem vie- leicht auf einem menſchlichern Fus...

H. Sprich nicht — vieleicht, ſprich — zuverläſſig; und das aus mehr, denn einen Grunde. Ich, ſelbſt Suma, zittere für die Freiheit iedes Volks, deſſen Suma ſo viel Tauſende von Waffenmännern immer bei einander hat, die auf ſeinen erſten Wink bereit ſein müſſen, alles, was er will, zu thun. Er kann die Gerechtſame der Mitbürger ſchmälern, wie es ihm gutdünkt, ſeine eigenen aber nach Willkür erweitern. Er kann den Grauſamen, den Belaſter, den Unterdrücker nach Gefallen machen, kann ſich alles zueignen, was Bürger und Bauern haben, kann das Volk vertauſchen und verkaufen, und das ganze Land als ein groſſes Gut betrachten, das ihm ebenſo eigenthümlich zugehört, wie in Trakimor iedem Fruchtbauer ſein Ackergut. Wer ſoll ſeinen Sumaeingriffen Einhalt thun? Die Geſetze etwa, die Volksverträge mit ſeinen Vorfahren, die alten Landesverfaſſungen? Wenn er nun dieſe nicht achtet, wer ſoll ſie gegen ihn aufrecht erhalten? Da ſteht ſein fürchterliches Heer im ganzen Lande umher, das auf ſeiner

Seite

Seite iſt. Thut das Volk Vorſtellungen an ihn, ſo werden dieſe als unſtatthaft verworfen. Werden die Vorſtellungen dringender, ſo ergeht bei Leibes- und Lebensſtrafe ein Verbot, dergleichen weiter zu wagen. Kommt es zum Volksaufruhr, ſo iſts dem Suma eine Kleinigkeit, ihn mit dem zehnten Theile ſeines Heeres zu dämpfen; und dann wird erſt die Unterdrückung vollkommen. Ja, was noch mehr iſt, nun kann der Suma den Grauſamen unter dem Schein der Gerechtigkeit machen; weil Empörer noch mehr eingeſchränkt, in die Enge getrieben und kurzgehalten werden müſſen. Gerechtſame, die ihnen längſt genommen waren, werden nun, als zur Strafe für den Aufruhr ihnen erſt genommen erklärt; andere, welche ihnen noch übrig waren, gleichfalls dazu; und ſo iſt nichts im Stande, ein Volk gegen ſeinen Suma, der hunderttauſend Soldaten hat, zu ſchützen, als — ſein gutes Herz. Fehlt ihm dis, ſo ſind alle ſeine Mitbürger Knechte, Leibeigene. Elende. Man hat es hier zu Lande geſehen, wie es hergeht, wenn die Suma's kein gutes Herz und viel bewafnete Mannſchaft haben. Anfangs blieb noch ſo ein Schatten

von alter Volksfreiheit übrig; bald diente das Wort Freiheit zu einem Naſenringe, woran man die Menſchheit gar herriſch herumzog; endlich kam dis Wort im gemeinen Leben ganz ab, ward gar nicht mehr ausgeſprochen und ſtand blos nur noch in alten Wörterbüchern. Nur ſelten fanden ſich die Suma's gemüſſigt, wenn ſie Anſtalten trafen und Befehle ausgaben, dem Volke zu ſagen — warum. Das Volk muſte dieſe beobachten und iene befördern helfen, ohne weiter um die Urſache und Abſicht derſelben zu fragen, wenn ſie ihnen nicht geſagt wurden, noch die Güte der Urſache und Abſicht zu unterſuchen, wenn ſie ihnen geſagt wurden. Der Suma will — hies es, und damit war die Sache abgemacht. Da das nun ſchon bei uns ſo herging, wie vielmehr mus es bei euch der Fall ſein, wenn ein ſchlechtherziger Suma gar ſo ein ungeheures Kriegsheer zur Seite hat! Geſetzt, daß er noch ſo etwas ungerechtes will: ſo hat doch das Volk nur Gründe für ſich; er aber hat hunderttauſend Mann für ſich. Dieſe geben Feuer; iene nicht. Warlich, es gehört auch blos dazu ſchon ein groſſer und edler

edler Geiſt, als Suma hunderttau-ſend Mann auf ſeiner Seite zu haben, die Feuer geben, ſobald gerufen wird, gebt Feuer, und — ſich doch willig finden zu laſſen, ſeinem Volke über ſein Thun und Nichtthun Rede und Antwort zu geben.

T. Edler Suma, du zerreiſſeſt mir das Herz! — Noch iſt ein Schade übrig, welchen die ungeheuren ſtehenden Heere für Europa ſtiften, und der mir iederzeit als äuſſerſterheblich vorkam; nehmlich der, — daß, ſo lange ſie da ſind, keine wahre Veredlung des Volks zu bewerkſtelligen iſt.

H. Wie ſo?

T. Jene Strenge und Schärfe im Soldatenſtande, wovon ich vorhin ſprach, erſtreckt ſich nur auf Unterordnung gegen die Obern, auf den eigentlichen Dienſt und auf grobe Verbrechen; dafür herrſcht aber in ſelbigem deſto mehr Ungebundenheit in Anſehung der Sitten. Man kann dis von einem Stande, der recht ausdrücklich dazu gehalten wird, Grauſamkeiten und Unmenſchlichkeiten zu ſeiner Zeit auf Befehl auszuüben, kaum anders erwarten. Das

Handwerk, das er treibt, iſt wild und roh; mithin blicken auch Rohheit und Wildheit auf andern Seiten an ihm hervor. Es iſt auch, als wenn man durchgängig glaubte, daß Leuten, die ihre Ehre blos in Tapferkeit ſuchen und für das Vaterland fechten ſollen, mehr nachgeſehen werden müſſe. Was alſo Bürger und Bauern ſchändet, ſchändet bei weitem iene nicht ſo. Es ſind Soldaten — heißt es, und ſo wird aus ihren Ausſchweifungen weiter nichts gemacht. Mithin mögen ſie fluchen, ſo oft ſie den Mund aufthun; das gehört nach vieler Urtheil ſogar zum Soldaten. Raufereien und Balgereien werden an ihnen zwar beſtraft; inzwiſchen würde es den Soldaten doch entehren, wenn er ſich von ſeinem Kameraden ungerochen beleidigen lieſſe. Völlerei wird bei ihm nicht eher in Betracht gezogen, als wenn er den Dienſt darüber vernachläſſigt. Unzucht in Worten und Werken ſchändet ihn auch nicht. Das Heyrathen wird ihm entweder verſagt, oder er ſieht ſelbſt, daß er keine Frau ernähren könne; mithin binden ihn die Geſetze über Zucht und Ehrbarkeit nicht ſo, wie die übrigen Stände. Toben, lermen, ſpielen ſind ſeine gewöhnlichen Zeitvertreibe auſſer dem

Dienſt. Von nützlichen Arbeiten entwöhnt er ſich groſſentheils ganz, weil ſein eigentlicher Dienſt und Beruf nichts, als ein geſchäftiger Müſſigang iſt. Hat er ein grobes Verbrechen begangen, ſo ſteht er ſeine Strafe aus, und — ſo iſts vergeſſen. Wird er gar unehrlich gemacht, und iſt er ein groſſer, wohlgewachſener Mann: ſo wird hernach die Fahne über ihn geſchwenkt; und ſo iſt er wieder ehrlich nach, wie vor. Dis iſt die ſittliche Lage des europäiſchen Soldatenſtandes im Ganzen. Tugend ſchränkt ſich darinn auf bloſſe Tapferkeit ein; Frömmigkeit auf bloſſen Dienſteifer. Die Befehlshaber bekümmern ſich theils um den Gemeinen nicht weiter, als blos im Dienſt; theils ſind ſie oft ſelbſt ſo ſittenlos, als er. Im Fluchen, Saufen und Spielen übertreffen ſie ihn oft noch, und der Wolluſt rühmen ſie ſich wohl gar unter einander. Nun erwäge, ehrwürdiger Suma, daß dieſer Stand ein ſo überauszahlreicher Stand ſei; was für ein immerwährendes Hindernis allgemeiner Volksbildung und Volksveredlung mus er alſo an und für ſich ſchon ſein, da er ſelbſt einen ſo anſehnlichen Theil des Volks ausmacht und dieſe Bildung und Veredlung im Ganzen nie an ſich läſſet! Aber er ver=

hindert auch die Veredlung der übrigen Volksſtände durch die verderblichſten Einflüſſe, welche er auf ſie hat. In Friedenszeiten liegt er im ganzen Lande umher, lebt, handelt, faulenzt, flucht, lermt, ſpielt und ſchwelgt mitten unter Bürgern und Bauern, und reizt ſie durch ſein tauſendfaches Beiſpiel zu gleichen Thorheiten und Ausſchweifungen. Immer iſt die Thüre zu ihm offen. Jeder Bube, der den Eltern nicht gehorchen will, ieder Knecht, der Frechheit gegen ſeine Herrſchaft ausgeübt hat, ieder Tagedieb, der nichts Nützliches lernen und thun will, ieder liederliche Hauswirth, der das Seinige durchbringt, ieder Nichtswürdige, der ein unſchuldiges Mädchen verführt hat, drohet damit andern und tröſtet ſich damit, daß er ſprechen kann — ſo gehe ich unter die Soldaten. Oft iſt der Soldat auf Urlaub. Dann geht er in ſein väterliches Haus und ſteckt es mit allen den Ungezogenheiten an, welche er im Heer erlernt hat. Und bekommt er zuletzt den Abſchied, ſo ſchmeckt ihm das Arbeiten nicht wieder. An ein unſtätes Leben gewöhnt, hat er weder auf der Scheuer, noch am Pfluge, noch auf Taglohn mehr bleibende Stäte, und die

Wildheit hangt ihm an, ſo lange er lebt. — Sprich, wie iſt es möglich, daß in Europa an allgemeine Volksbildung und Volksveredlung auch nur zu denken ſei, ſo lange die Sachen ſo beſchaffen ſind und man ſo ungeheure ſtehende Kriegsheere unterhält.

H. Auf ſolche Weiſe nicht. Das iſt aber eine fürchterliche Lage der Menſchheit. Woher denn alſo das Geſchrei von immerallgemeinerwerdenden Aufklärung bei euch?

T. Dieſe beſteht, wenn man ihr auf den Grund ſieht, darin, daß die mittlern Stände es den höhern, und die unterſten Stände den mittlern auf allen Seiten immer mehr gleich zu thun ſuchen; daß der Bürger wie der Edelmann, und der Bauer wie der Bürger leben will; daß die Liebe zu allem, was ausländiſch iſt, immer herrſchender wird; daß der Geſchmack am Natürlichen und Einfachen ſich immer mehr verliehrt und alles immer zuſammengeſetzter und gekünſtelter ſein ſoll; daß man ſtatt ohne alles Geräuſch wirklich ſchön zu handeln nur ſchöne Empfindungen ſchwatzt, und daß es immer mehr Sitte wird, an den erſten und unentbehrlichſten Wahrheiten zu zweifeln.

— H. Gott bewahre Trakimor vor dieſer Art von Aufklärung zu ewigen Zeiten! — Die Frage noch — — ſolche ungeheure Kriegsheere müſſen ia erſtaunendviel koſten; da du nun ſagſt, daß die europäiſchen Suma's in Friedenszeiten ſo groſſe Schätze ſammlen, wer gibt das Geld zu ienen her?

T. Ebenfalls das Volk. Dis iſt mit Abgaben ſo belaſtet, das es ſchier unter ihnen erliegt. Bürger und Bauern müſſen erwerben, was der Soldat verzehrt. Man ſingt ihnen dabei das ewige Lied vor, daß die ſtehenden Heere zu ihrem Beſten und zur Landesſicherheit erhalten werden. Wenn ein Suma alſo zehentauſend Mann mehr aufrichtet, als ſonſt, ſo kann es nicht anders ſein, als daß dem Volke auch irgend eine neue Abgabe mehr auferlegt werde, von der die Berechnung ſchon gemacht iſt, daß ſie im Ganzen durch das Land ſo viel eintrage, als die neuen zehentauſend Waffenträger koſten. Die Volksplackereien gehen daher in manchem Staat, der nicht ſo gros iſt, als andere, und doch ſo groſſe Heere unterhält, wie dieſe, ins Unausſprechliche. Dem Handwerker bleibt daſelbſt von allem ſeinen Fleis an Genüſſen des Lebens wenig oder

nichts

nichts übrig, und der Landmann hat von ſeinen unaufhörlichen Feldarbeiten, wenn das Jahr um iſt, nichts, als ſein kümmerliches Brod gehabt. Alles mus ſich quälen und plagen für den Soldaten. Allenthalben klagt man über ſchlechte Zeiten, die blos durch Abſchaffung der unzählbaren Kriegsheere ſchon auf der Stelle wieder in gute und geſegnete Zeiten verwandelt werden würden. Alsdann würden nicht nur die Abgaben wegfallen, welche das Volk iezt zur Unterhaltung derſelben aufbringen mus; ſondern auch dieienigen, welche nun noch übrig blieben, würden durch die Hunderttauſende von Händen, die den erwerbenden Ständen wieder einverleibet würden und an Aufbringung derſelben Theil nehmen müſten, ſehr verringert werden.

H. Wäre denn der Nothwendigkeit, in welcher die europäiſchen Suma's zu ſein glauben, ſo furchtbare ſtehende Heere zu unterhalten, und dem unſäglichen Elende, welches daraus für einen ganzen Welttheil erfolgt, gar nicht abzuhelfen?

T. Ein Dutzend Menſchen etwa ſind es, die, wenn ſie einig würden, die menſchlichſte Glückſe-

ligkeit vielen Tauſendmahltauſenden von Menſchen wiedergeben könnten... Dieſe müſten nehmlich einen ewigen Vertrag darüber unter ſich aufrichten, daß ſie von nun an alle Anſprüche auf einander aufgeben, auf alle Vergröſſerung ihrer Staaten Verzicht thun und einer den andern ruhig und ungeſtört in ſeinen Beſitzungen, die er nun einmahl hat, laſſen wollten. Wenn ſie ſich dann vor einander nicht mehr zu fürchten Urſache hätten, ſo hätten ſie auch nicht mehr nöthig, ſich gegen einander in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Zwar wohnt an dem einen Ende von Europa ein Suma, der ſich nicht zum Glauben der Chriſten bekennet und deſſen Vorfahren ihnen fürchterlich geweſen ſind. Auch wohnen ienſeits des Meeres, welches Europa von Afrika ſcheidet, Völker, die des Glaubens dieſes Suma ſind und wohl eher Einfälle in die Chriſtenländer gethan haben. Es iſt kein Zweifel, daß dieſe, wenn ſie höreten, daß die Chriſtenländer ihre Kriegsheere abgedankt hätten, ihre Beſuche in ſelbigen wieder anfangen und ihnen nun, da ſie die Kunſt zu kriegen von den Europäern erſt recht gelernt haben, noch weit fürchterlicher werden würden, als ie. Allein um

dieſer

dieſer ſich zu erwehren, dürften in ieder Hälfte von Europa die Suma's nur gemeinſchaftliche Sache machen und alle für einen ſtehen; ſo wäre es zuverläſſig, daß ſie alle zuſammen nur ſo viel Soldaten halten dürften, als iezt oft einer von ihnen hält. Und wäre ihre eigene Eiferſucht gegen einander nicht, ſo hätten ſie vieleicht längſt ſchon aufhören können, ſich vor ſelbigen zu fürchten.

H. Wie verſtehſt du das?

T. Die Kriegskunſt iſt, wie ſchon geſagt, in neuern Zeiten bei den chriſtlichen Suma's aufs höchſte geſtiegen, und iener nichtchriſtliche Suma, wenn er auch gleich ein ganz ungeheures Soldatenheer ins Feld zu ſtellen hat, würde nichts mehr gegen ſie ausrichten können. Aber gewiſſe chriſtliche Suma's haben ihm von Zeit zu Zeit Erfahrene von ihren Leuten zugeſchickt, die ſeine Heere ſo geübt und furchtbar machen müſſen, wie ihre eigenen; damit ſie ſich im Fall eines Kriegs ſeines Beiſtandes gegen ihre Mitchriſten mit Nutzen bedienen können.

H. Das iſt ia faſt unglaublich. Was mag der nichtchriſtliche Suma von ihnen denken?

T. Und die Staaten auf der Küſte von Afrika, welche man bei uns die Raubſtaaten nennt, haben ihr ganzes fortdauerndes Daſein der Eiferſucht der chriſtlichen Suma's gegen einander zu danken. Machten dieſe nur einmahl gemeinſchaftliche Sache gegen ſie, ſo müſte aller ihrer Raubereien auf dem Meere zwiſchen Europa und Afrika ein Ende ſein. So aber gönnen ſie einander die gleiche Ruhe der Schiffart und des Handels nicht. Jeder ſieht es zwar gern, wenn er mit dieſen Staaten Friede hat, ſieht es aber auch noch lieber, wenn die andern Krieg mit ihnen haben. Da verkennen ſie dann wohl gar ihre Würde ſo weit, daß ſie ihnen die ſchimpflichſten Abgaben entrichten, um ſicher vor ihnen das Meer befahren zu dürfen. Sie laſſen ſich wohl von ihnen die Friedensbedingungen befehlsweiſe vorſchreiben, dulden die gröbeſten Mishandlungen ihrer Geſandten an den Höfen derſelben und — ſchenken ihnen ſogar Pulver und Blei, um deſto beſſer rauben zu können.

H. Tindal, wäreſt du wohl im Stande, an Haiamal Unwahrheiten zu erzählen? Das iſt ia nicht möglich!

T. Bei der Sonne — ſo iſts, ehrwürdiger Suma! Wie könnte der Gedanke in Tindals Seele kommen, Vater Haiamaln belügen zu wollen? Dieſe Raubſtaaten ſind dabei zugleich die treuloſeſten von der Welt. Wenn ſie dann mit einem der chriſtlichen Suma's Frieden geſchloſſen haben, und dieſer alle Abgaben und Geſchenke, welche die Bedingungen des Friedens waren, an ſie entrichtet hat: ſo brechen ſie unter allerlei argliſtigen Vorwänden den Bund wieder und — bohren hernach mit dem Pulver, das er ihnen geſchenkt hat, ſeine eigenen Schiffe in den Grund.

H. Recht ſo! Warum führen ſie ihnen das Pulver zu! — Meine Verwunderung aber darüber, wie man in Europa ſo handeln kann, ſteigt bis zum Entſetzen.

T. Dis nun wieder bei Seite geſetzt, ſo bleibt es ewigwahr, daß die chriſtlichen Suma's, ſobald ſie unter einander übereinkämen, ieder mit dem Lande, das er wirklich beherrſcht, zufrieden zu ſein, um zum Wohl der Menſchheit keine Kriege mehr unter ſich zu führen, an dem zehnten Theil der Heere, welche ſie iezt unterhalten, genung haben würden. Eher aber wird das Land

auf

auf Erden Meer, und das Meer Land werden, Vater Haiamal, als ſo eine Uebereinkunft unter ihnen zu Stande kommt.

H. Nun, ſo wird des Elends der Menſchheit in Europa nie ein Ende ſein. O Tindal, ſegne um ſo mehr dein Schickſal lebenslang dafür, daß es dich nach Trakimor geführt hat!

So iſt denn Trakimor das Land, in welchem ewiger Friede wohnet und wo kein einziger Menſch öffentlich und recht ausdrücklich dazu unterhalten wird, daß er zum Tod- und Verderbenſtiften immerdar bereit ſei, ſondern wo alle Hände ſtets geſchäftig ſind, das Wohl des Ganzen zu befördern und die Summe der allgemeinen Volksfreuden zu vermehren. Zieht man nun die doppelte groſſe Erſparnis in Betracht, welche durch Ermangelung des Klerus und des Militärs dem hieſigen Staat zuwächſt; erwägt man dabei noch, daß auch aller unnütze Hof- und Dieneraufwand hier gänzlich fehle: ſo kann man ſchon in voraus berechnen, daß die hieſigen Volksabgaben, wenn auch noch ſo viel davon auf wahre Verbeſſerung des Landes angewendet wird, dennoch die gemäſſigteſten

von

von der Welt ſein müſſen. Das heilige und unverletzliche Landesgeſetz, welches darüber gleich anfangs nach der groſſen Revolution abgefaſſet worden, lautet wörtlich alſo:

„Das ganze Volk ſoll zu ewigen Zeiten nicht mehr mit Abgaben belegt werden, als es die Noth erfordert. Wenn ein Suma hiergegen handelt, ſoll dis das gröſte Verbrechen ſein, deſſen er ſich ſchuldig machen kann. Hierüber ſollen ganz vorzüglich immerdar wachen die zwölf Weiſen.“

Dieſem herrlichen und der Menſchheit ſo zur Ehre gereichenden Geſetz gemäs ward ſogleich verfügt, daß hinfort nicht mehr, wie ehemals, mannigfaltige Abgaben unter verſchiedenen Nahmen Statt finden ſollten. Man führte nur eine einzige allgemeine Abgabe ein, lies aber zur Erleichterung des Volks verſchiedene Zahlungstermine derſelben nach. Naunum Marchid war derienige, welcher ſich in neuern Zeiten erkühnte, gegen dieſe Einrichtung zu handeln, und ſeine Unbeſonnenheit, daß er ſo etwas wagte, iene in der That noch gröſſer, als ſein Geitz, den er dadurch zu nähren gedachte. Er machte nehmlich

lich gewiſſe unnütze Anſtalten, am Meere für die Schiffarth und legte zur Erhaltung derſelben einen Zoll an, der für iedes nach den Inſeln abſegelnde und wiederzurückkommende Fahrzeug erlegt werden muſte. Der Vorwand, unter welchem er dis that, war der, daß es billig ſei, daß die Koſten dieſer Anſtalten nicht aus der allgemeinen Volkskaſſe beſtritten, ſondern nur von denen getragen würden, für welche ſie unmittelbar getroffen wären. Die Einhebung des Zolls betrieben ein Paar ſeiner Bedienten, mit denen er ſich einverſtand und die von ihm authoriſirt waren, den Zoll im Verweigerungsfall ſogar mit Gewalt zu erpreſſen. Sein Lohn dafür ward bekanntlich der, daß er den Hut verlohr.

Die einzige allgemeine Volksabgabe führt den Nahmen — zum Wohl des Vaterlandes und iſt nach Beſchaffenheit der iedesmahligen Staats- und Landesbedürfniſſe bald ſteigend, bald fallend. Man weis alſo hier nichts von beſondern Steuern, von Kopfgeldern, von Acciſen und Impoſten u. ſ. w., welche in den europäiſchen Staaten, wie ebenſoviel Centner, auf dem Nacken des Volks zu Boden drückend ruhen. Jeder Bürger

von Trakimor, er ſei Kaufmann oder Künſtler, Handwerker oder Tagelöhner, Fruchtbauer oder Schiffer, wenn er die allgemeine öffentliche ihm zuerkannte Jahrsabgabe entrichtet, iſt im vollen Beſitz ſeines Eigenthums und kann gewinnen und genieſſen, handeln und verkehren, was und wie er will, ohne die geringſte weitere Bedrückung. Dafür iſt aber auch niemand von iener allgemeinen Abgabe freigeſprochen; er müſte denn ganz arm ſein. Schullehrer und Diſtriktrichter, und die zwölf Weiſen müſſen einer, wie der andere, den Theil, welcher ihnen zuerkannt wird, dazu beitragen. Nur der Suma, ſo lange er den Hut mit dem groſſen Diamant trägt, iſt der einzige abgabefreie Mann im Lande. Iſt er iedoch ſo ein Edeldenkender, wie Haiamal, ſo bringt er dieſe ſeine Sumafreiheit durch Wohlthätigkeit im Stillen dem Lande reichlich wieder ein.

Der Beilagen zum Geſetz über die Abgaben gibt es beinahe ebenſoviel, als zum Geſetz über die Volkserziehung. In einer derſelben heißt es:

„Das Volk iſt eine Heerde Menſchen, aber keine Mannamsheerde. Wer Man-

nams hat, der ſcheert ihnen zwar zu Zeiten die Wolle herunter; aber er häutet ſie doch nicht ab. Soll man mit Menſchen noch grauſamer umgehen, als mit Mannams? So ging Suma Trolldidoll, mit uns um, — abhäutenden Angedenkens. Er war nahe daran uns ſogar das Fleiſch abzulöſen bis auf die Knochen, und verlohr darüber ſelbſt gar Haut und Fleiſch und Knochen. Wenn ſich ein Volk vereinigt, einen Einzigen aus ſich für ſeinen Suma zu erkennen, ſo thut es dis, um den Ertrag ſeines Fleiſſes deſto geſchützter vor Räubern zu beſitzen und ſeine Lebensgenüſſe zu ſichern. Es gibt dafür gern einen Theil ſeines Erwerbs an ihn ab und beſoldet ihn willig und reichlich; denn ieder Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth. Wenn dieſer Suma aber hernach auflegen, ausſchreiben, eintreiben und nehmen dürfte, wie viel er wollte, ſo wäre das Volk unter ihm weit übler dran, als vorher ohne ihn. Um vor Räubern ſicher zu ſein, die doch noch kopfſcheu bei ihrem Rauben ſein muſten und gegen die es ſich zur Wehr ſtellen durfte, hätte es ſich in die Hände eines ſolchen einzigen und allgemeinen Räubers gegeben, der es bei hellem Tage

ohne Scham und Scheu plündern könnte und gegen den ihm alle Nothwehr zum Verbrechen angerechnet würde. Die Abgaben, welche ein Volk entrichtet, entrichtet es nicht dem Suma, ſondern dem Vaterlande. Was dem Suma davon zu Theile wird, das gibt ihm das Vaterland für ſeine Dienſte ab. Der umgekehrte Fall darf nicht Statt finden, daß der Suma alle Abgaben als ſein betrachtete und davon nach Gutdünken dem Vaterlande wiederabgäbe. Alles, was das Volk ſteuert, mus wieder zum Beſten des Volks verwendet werden. Auch die Einkünfte, welche ſein Suma hat, mus man blos als eine ſolche Anwendung eines Theils ſeiner Steuern zu ſeinem Beſten betrachten. Und beſtänden ſeine Einkünfte auch nur aus lauter Pachtgeldern von den Hutgütern, ſo mus er bedenken, daß das Volk ſchon die Abgaben, welche auf dieſen eigentlich liegen ſollten, mittrage. Der Suma iſt nicht Eigenthumsherr ſondern nur erſter und oberſter Verwalter aller öffentlichen Abgaben. Er ſitzt am Ruder und weis die iedesmahligen Erforderniſſe des Landes. So iſt er allerdings der, welcher beſtimmt, wie viel in iedem Jahre abgegeben werden müſſe;

aber es iſt ihm auch unerläslicher Pflicht, mit iedem Jahresſchlus öffentliche Rechnung über die Anwendung deſſelben abzulegen. Geſchähe dis nicht, ſo hätte er wieder auf eine andere Weiſe volle Gewalt, mit den Landeseinkünften zu thun, wie er wollte. Er könnte immer ſagen, daß er alles zum Beſten des Landes verwende; er thäte auch wohl hier und da etwas für ſelbiges, um darauf bei ieder Gelegenheit hinweiſen zu können, und — behielte das Mehreſte davon für ſich. Das Volk mus wiſſen, wohin das alles gekommen ſei, was es zuſammengeſteuert hat. Wer geben ſoll, mus erfahren, wozu er gibt. Wenn dann das Volk ſieht, daß alles, was es gibt, zum allgemeinen Beſten verwendet werde, ſo gibt es mit voller Willigkeit, und der Boshaften werden nur wenig ſein, welche man mit Härte zum Abtrag ihrer Schuldigkeit anhalten mus."

In einer andern Beilage wird geſagt: „Es mus nur eine Abgabe ſein, welche das Volk entrichtet; damit ieder alsbald das Ganze wiſſe, welches er zum allgemeinen Beſten beiträgt. Alsdann kann der Bürger gleich überſehen, ob er menſchlich behandelt,

oder ob er geplackt werde. Wenn er aber unter zehnerlei Nahmen geben mus, und wenn unter den mannigfaltigen Auflagen gar ſolche ſind, die er tagtäglich zu entrichten hat: ſo gehts ihm wie einem Manne, der, weil ihm die Haare allmählig ausfallen, ganz unvermuthet eine kahle Platte bekommt. Sollten dieſem alle Haare auf einmahl ausgerauft werden, ſo ſetzte er ſich gewis männiglich zur Wehr. Was würden unſere Fruchtbauern geſagt haben, wenn Suma Trolldidoll ihnen nach ieder beſchloſſenen Erndte auf der Stelle alle ihre Früchte genommen und ihnen nur ſo viel davon gelaſſen hätte, als ſie zu ihrem allernothdürftigſten Unterhalt brauchten? So würde gleich im erſten Jahr, da er dis gethan, der Aufruhr gegen ihn vollbracht geweſen ſein. Aber ſo wuſte er ſeine Grauſamkeit feiner einzurichten. Von der Erndte lies er ſich blos auf der Stelle etwas beſtimmtes geben, ſie mochte ausfallen, wie ſie wollte. Dann muſten ſie eine gewiſſe Abgabe an Gelde von den Aeckern reichen, worauf ſie das ſchon verzehntete Getraide gewonnen. Dann muſten ſie von den Häuſern, welche zu den Aeckern gehörten, Schos zahlen. Dann muſten wieder alle

Leute, welche in dieſen Häuſern wohnten, ein gewiſſes Kopfgeld geben. Brachten ſie ihre Früchte zu Markte, ſo muſten ſie wieder etwas für die Freiheit geben, ſie zu Markte bringen zu dürfen. Kamen ſie damit unterwegs an eine Brücke, ſo muſten ſie Brückgeld geben. Führten ſie ſie über einen Damm, ſo muſten ſie Dammgeld geben. Mahlten ſie den Nagas, welchen ſie ſelbſt verzehrten, ein, ſo muſten ſie Mahlgeld geben; u. ſ. w. So nahm er ihnen nach und nach die ganze Erndte, und wenn ſie am Ende alle die mannigfaltigen Abgaben entrichtet hatten, ſo hatten ſie wirklich davon nichts weiter für ſich übrig, als was ſie blos zu ihrem kümmerlichſten Lebensunterhalt brauchten. Es war, als hätte er die Erndte gehalten, und als gäbe er ihnen den Zehend davon ab. Es iſt keine Kunſt, jährlich ſolche neue Nahmen zu neuen Abgaben zu erfinden; das Volk iſt auch thöricht genung, ſich, ſobald es nur den neuen Nahmen hört, die neue Abgabe gefallen zu laſſen, da es eine alte Abgabe nie doppelt bezahlen würde. Aber wie man den Blutſauger unter den Vögeln, den Panna, an ſeinen ſchwarzen Bauchfedern erkennet: ſo erkennet man auch den Blutſau-

ger

ger unter den Suma's hieran, wenn er auf neue Nahmen mehrerer Auflagen ſinnet. Was kann denn einen Suma, wenn er nicht darauf ausgeht, nur unvermerkt Grauſamkeit auszuüben, bewegen, das, was er einmahl vom Volke fordert, nicht auf einmahl, ſondern auf zehnmahl und unter zehnerlei Nahmen zu fordern? Glaubt er etwa ſelbſt, daß ſeine ganze Forderung, wenn er ſie auf einmahl machte, iedermann als augenſcheinlich preſſend gegen ſich empören würde? Nun, ſo iſts ia doch wohl nothwendig, daß unterſucht werde, ob ſie dis ſei. Iſt er ein edler Suma, ſo mus ihm ſelbſt daran gelegen ſein, dis zu wiſſen. Der ſicherſte Weg für ihn, zu erfahren, ob er ſein Volk drücke, iſt der, daß er ſich alles unter einem Nahmen zahlen laſſe. So hat er gleich das Ganze vor Augen und kann auf der Stelle ſehen, ob es in menſchlichen Verhältnis mit Erwerb und Leben ſeiner Mitbürger ſtehe. Nimmt er aber auf zehnfache Art von ihnen, ſo rechnet er vieleicht nicht zuſammen, und weis alſo wohl ſelbſt nicht einmahl, wie grauſam er gegen ſie handle. Findet ſichs dann, daß die einzige allgemeine Abgabe zu ſchwer ſei, ſo wird er ſich ia doch wohl un-

möglich einbilden wollen, daß er ſie dadurch erleichtere, wenn er ſie in zehen andere zerſtückelt. Nein, er mus alsdann unnützen und überflüſſigen Aufwand einſchränken; damit er nicht mehr ſo viel zu fordern Urſache habe. Weis er dieſen nicht herauszufinden, ſo frage er nur das Volk, das ſelbigen bezahlen mus; dis wird ihm ſolchen bald anzugeben wiſſen. Iſt nur eine allgemeine Abgabe zu entrichten, ſo bedarfs auch nur einer einzigen öffentlichen Minſi (Kaſſe). Hieraus entſtehen nicht minder wichtige Vortheile für das Ganze. Es dürfen erſtlich nicht ſo viel Leute gehalten werden, die mit der Sammlung und Aufhebung der öffentlichen Einkünfte zu thun haben. Es müſſen ferner alſo auch die Unterſchleife ſeltener ſein, welche in vorigen Zeiten dieſe Art Menſchen ſo häufig gemacht haben. Es bedarf auch nicht ſo vielfacher Rechnungsabnahmen; und — welches das wichtigſte iſt, der Suma kann an iedem Abend wiſſen, wie voll oder leer der öffentliche Schatz ſei, und darf deshalb nicht erſt zehen, zwanzig Menſchen zuſammenrufen, die ihm ihre verſchiedenen Bücher vorzeigen müſſen."

Noch

Noch in einer andern Beilage lieſet man, wie folget: „Es iſt eine falſche Landeshaushaltung, wenn man den Bürger in Rückſtände der öffentlichen Abgaben kommen läſſet. Da, wo man dis thut, gibt man ſtillſchweigends zu erkennen, daß die Abgaben zu hoch und zu unerſchwinglich ſind. Und ſo iſts ja einleuchtende Thorheit daſelbſt, zu glauben, daß der Bürger, der ſie nicht einmahl einfach abzureichen vermag, iemals im Stande ſein werde, ſie doppelt oder gar dreifach abzureichen. Dis iſt der nächſte Weg, ihn nach einigen Jahren rein ausziehen zu müſſen, und ihn um Haus und Hof zu bringen. In Trakimor wird hinfort die gemäſſigteſte Abgabe Statt finden. So darf und mus kein Bürger in Rückſtand bleiben, Iſt er ganz arm, ſo iſt er von Rechtswegen Abgabefrei. Hat er wenig, ſo gibt er auch nur wenig ab. Hatte er Vermögen, verliehrt er es aber durch Unglück, ſo iſt es begreiflich, daß die ihm zuerkannte Abgabe geſtrichen werden müſſe; denn er ſollte ſie ja von ſeinem Vermögen ſteuern. Iſt er aber ein lüderlicher Hauswirth, ſo wird er durch Stundung vollends ganz lüderlich. Nun legt er nicht auf Mehr Hand an, als er für ſich und die Seinigen

nigen braucht, und läſſet alles bunt übergehen, weil er fürchtet, daß er durch eine beſſere Haushaltung nichts weiter ſchaffe, als daß man ihn anhalten würde, ſeine alten Schulden an das Vaterland zu bezahlen. Man ſorge alſo bei Zeiten für Beſſerung; und, wenn es der Weg iſt, dieſe zu befördern, daß man ihm ein- für allemahl die Jahresabgabe erläſſet, ſo opfere man lieber wenig, als viel, auf.“

Noch eine andere Beilage ſchließt ſich alſo: „Jeder Landeseinwohner, er ſei Künſtler, oder Fruchtbauer, oder Tagelöhner, trage von nun an ſeine Abgabe blos in baarem Gelde ab. Seither gab es Fruchtlieferungen und Frohndienſte. Es iſt aber nicht rathſam, daß man den Fruchtbauer auf Fruchtabgaben ſetze. Sollte man ihm etwas Gewiſſes an Früchten abfordern, die Erndte falle aus, wie ſie wolle, oder ſollte er eine Art von Zehend abreichen? Im erſtern Fall würde er ſich in ärmern Jahren über Grauſamkeit beklagen und ſich vieleicht für auſſer Stande erklären, die gewöhnliche Lieferung thun zu können. Im letztern würde man nur Gelegenheit zu tauſend Betrügereien

geben;

geben; man würde eine beſchwerende und koſtbare Aufſicht über die Richtigkeit der Verzehndung führen müſſen; und ie ſtrenger die Aufſicht wäre, deſto gereitzter würde ſich die Betrugsſucht fühlen. Das iſt aber eine Hauptvorſicht, welche wir bei unſerer neuen Staatseinrichtung brauchen müſſen, daß wir keine Anſtalt treffen, wodurch dem Volke offenbar die Gelegenheit in die Hand gegeben wird, Treuloſigkeiten und Betrügereien gegen das Vaterland auszuüben. Dem Geiſte der Falſchheit und der Schelmerei mus in einem Lande, deſſen Bürger gute und glückliche Menſchen ſein ſollen, durch alle öffentliche Geſetze und Verfaſſungen ſo viel vorgebeugt werden, als möglich. Die Fruchtabgaben möchten auch entweder iahrausiahrein gleich beſtimmt ſein oder im Zehend beſtehen, ſo würde der Staat doch wegen Verſchiedenheit der Preiſe nie das Geld, welches daraus einkäme, mit Gewisheit berechnen können. Das mus aber nicht ſein. Der Suma mus nicht nur die öffentlichen Bedürfniſſe iederzeit wiſſen, ſondern er mus auch mit Zuverläſſigkeit wiſſen können, woher das Geld zur Abhelfung derſelben geſchöpft werden ſolle. Dazu kommt noch, daß die Fruchtablieferungen

meiſten-

meiſtentheils von den ſchlechteſten Früchten genommen werden. Man entſchuldigt ſich damit, daß man ſagt, man habe ſie nicht beſſer gewonnen. Selbſt dieienigen, welche die Einhebung haben, pflegen wohl mit den Fruchtbauern durchzufahren und nehmen gegen kleine Geſchenke die elendeſten Früchte an; oder ſie verkaufen die wirklichgutabgelieferten Früchte zu höhern Preiſen und kaufen ſchlechtere wohlfeiler dafür zuſammen, die ſie hernach für eingekommene ausgeben. Dis alles fällt auf der Stelle weg, ſobald der Fruchtbauer, wie der Handwerker, blos auf Abgabe an baarem Gelde geſetzt wird. Dis mus er einmahl ſo gut und wichtig bringen, als das andere. Er gibt alsdann das ihm auferlegte Geld und hat dafür volle Freiheit, mit ſeinen Früchten zu machen, was er will, und den Preis nach Gefallen zu benutzen. Der Staat kann auf ſein Einkommen vom Fruchtbauer mit mehrerer Sicherheit rechnen und erſpart manche beträchtliche Ausgabe, die ihm die Lieferungen an Früchten verurſachen müſten. Er darf weder Böden und Niederlagen für ſelbige, noch Aufſeher darüber unterhalten. — Abgaben, die in Verrichtung der Frohndienſte beſtehen, es

mögen

mögen ſolche übrigens durch Thiere, oder mit eigener Hand bewirkt werden, ſind ganz wider den Geiſt der Volksfreiheit, der von nun an wieder in Trakimor herrſchen ſoll, und müſſen folglich auf ewig auf die Seite geworfen werden. Mehrentheils belaſten ſelbige nur die arbeitſamſten Menſchen und werden ihnen für wenig oder nichts angerechnet. Wer ſie zu verrichten hat, verrichtet ſie daher auch nur obenhin und am ſchlechteſten unter allen ſeinen übrigen Arbeiten. Berechnet er ia, was ihm durch ſie zu Gute geht, ſo ſieht er doch, daß er während der Frohnzeit weit mehr auf ſeinem eigenen Acker und in ſeinem eigenen Beruf hätte verdienen können als dis austrägt. Die Verſäumnis dadurch an ſeinem Eigenthum kommt ihm oft ſehr hoch zu ſtehen, und zuweilen kann er ſie wohl gar nicht wieder einbringen. Welch ein Volksdruck iſt dis! Hat denn das oberſte Weſen auch wohl Menſchen zu Leibeigenen anderer geſchaffen? Oder ſoll dis der Lohn ſein, welchen der Suma ſeinem Volke dafür gibt, daß es ihm zu ſeinem Obervorſteher machte? Nein, ieder unſerer Bürger habe ſeine Thiere und ſeine Hände für ſich! Seine ganze Zeit ſei ſein und er wende

ſie ſo einträglich für ſich an, als er kann und will! So wird es ihm leicht ſein, die ihm zuerkannte Abgabe an Geld herbeizuſchaffen; er wird alles, was er für ſich ſelbſt und für die Seinigen zu thun hat, zur beſten Zeit thun können und wird ſich im Stand finden, auf ſeinen eigenen Aeckern, auf ſeinem eigenen Hofe und in ſeinem eigenen Hauſe die vollkommenſte Ordnung zu erhalten."

Schon damals alſo, als man dieſes ſchrieb, und als der Uſusfruktus der Hutgüter dem Suma zu ſeiner Beſoldung ausgeſetzt ward, ſchafte man die Frohndienſte der Fruchtbauern und Taglöhner auf ſelbigen ab. Den Pächtern geſchah dafür einiger Erlas, und ſie geſtanden ſelbſt bald ein, daß ſie ſich beſſer dabei befänden, wenn ſie mit ihren eigenen Leuten und Thieren wirthſchafteten, als mit fremden. Die Erlöſung von allem Uebel aber, welche den armen Frohnleuten dadurch wiederfuhr, war noch von weit unendlichwichtigerm Belang. Dieſe waren vorher auf den alten Königsgütern wahre Sklaven der Pachter geweſen und man hatte ſie gleichſam ſamt ihren Thieren an ſelbige mitverpachtet. Ueber die Hälfte des Jahres

hindurch

hindurch hatten ſie auf den Aeckern, Bergen, Wieſen und Höfen der Königsgüter zu thun und erhielten dafür blos eine ſo unbedeutende Kleinigkeit, daß ſie ſie gern ſechsfach zurückgegeben haben würden, wenn man ihnen ihre Tage nur für ſich ſelbſt zum Gebrauch gelaſſen hätte. Es war daher an ſich ſchon unmöglich, daß ſie ihr Eigenthum in gutem Stande erhalten konnten, weil ſie nicht einmahl Zeit genung dazu hatten. Der Verluſt war aber noch gröſſer für ſie. Getheilt auf ſolche Art für die Pachter und für ſich, konnten ſie, wenn ſie nicht ganz und gar zu Grunde gehen wollten, ſich und ihren Thieren nicht die geringſte Ruhe gönnen. Ihr ganzes Leben ward alſo unter dem mühſeligſten, ſchwereſten Arbeitsioche hingebracht, und dennoch ſchaften ſie dadurch nur wenig für ſich. Wenn ſie dann ihr Vieh auf den Pachterfeldern müde getrieben und ausgemergelt hatten und hernach damit auf ihr eigenes Feld zogen, ſo fehlte es dieſem an Kräften und ſo muſten ſie es an den freien Tagen oft in den Ställen laſſen, um es nur zu den künftigen Frohntagen wieder ſtark genung zu machen. Auch ihre nothwendigſten eigenen Arbeiten geſchahen daher nur eilig, halb und ſchlecht.

Wie die Arbeit war, ſo war der Ertrag. Und auch dieſer verdarb ihnen wohl noch vor ihren Augen. Wenn es gerade der beſte Zeitpunkt war, ihre kleine dürftige Erndte, welche ſie ia noch ermühet und erſchwitzt hatten, zu halten und in Sicherheit zu bringen, ſo forderten ſie die Pachter auf ihre Felder und lieſſen ihnen blos die unbequemere Witterung zu ihrem eigenen Gebrauch. Nächſt dieſem muſten ſie noch das reine Getraide der Pächter zu ieder Zeit, wenn dieſe wollten, und an ieden Ort, wohin es verhandelt war, fortſchaffen helfen. So traf es ſich oft, daß ſie mitten in der Saatzeit die eine Hälfte der Woche mit Frohndienſten und die andere mit Frohnſchleppereien für die Pachter zubringen muſten. Ihr Ackerbau, ihr Wieſewachs, ihr Viehſtand, ihr Hausweſen, ihre Kinderzucht, — alles gerieth dadurch in den elendeſten Verfall. Sie ſelbſt wurden unmoraliſche, harte, wilde und verzweifelte Leute, und hielten es nicht mehr der Mühe werth, gut zu ſein, weil man ihnen die erſte unter allen menſchlichen Gerechtſamen nahm, frei und froh zu ſein. Die Pachter waren oft die unmenſchlichſten Tirannen gegen ſie. Kamen ſie heute nicht auf

die

die Minute zur Frohnarbeit angezogen, ſo ſteckten ſie ſie morgen, wenn ſie einen Freitag hatten, ins Gefängnis und behielten ſie gleich zum folgenden Frohntage bei ſich. Arbeiteten ſie ihrer Meinung nach nicht unaufhörlich genung, ſo ſchlugen ſie auf ſie ein, wie auf Zugvieh. Sie gaben ihnen, wenn ſie ihnen Beköſtigung zu geben hatten, die elendeſten Speiſen und das verdorbenſte Getränk. Oft kam es daher zwiſchen Pachter und Frohnbauer auf dem Felde zum Handgemenge und die Klagen zwiſchen ihnen hatten in den Gerichten kein Ende. Faſt immer bekam der Pachter Recht und der Bauer muſte noch obendrein die Klagekoſten bezahlen. Sollte dieſer dann ſeine Abgaben an den König erlegen, ſo hatte er nichts. Er gerieth über und über in Schulden; für welche man ſich am Ende dadurch bezahlt machte, daß man ihn mit Weib und Kindern von ſeinem Hofe trieb und ihm dadurch das Privilegium, Straſſenräuber zu werden, ertheilte. Dis alles war Folge der Frohndienſte.

Dieſer abſcheuliche Zuſtand des arbeitſamſten und zahlreichſten Standes der Nation hat ſich durch Abſchaffung dieſer Plackereien

in den wünſchenswürdigſten, blühendſten und ſeligſten Wohlſtand verwandelt. Jetzt lebt der allergröſſeſte Theil der hieſigen Fruchtbauern in voller Genüge. Ihre Felder ſind groſſen wohlgepflegten Gärten gleich; ihre Häuſer ſind feſt und reinlich; ihre Kinder erwachſen unter ihren Augen; ihr Viehſtand iſt zahlreich und vollkräftig; ihre Oekonomie geht überall in natürlicher und ungeſtörter Ordnung fort; die Abgaben werden richtig und gern von ihnen erlegt, und — Rechtſchaffenheit, Treue, Wohlthätigkeit, Biegſamkeit, Gehorſam gegen die Obern und kindliche Gottesfurcht, die alle Folgen der Zufriedenheit ſind, machen wieder ihren Hauptkarakter aus. Dis alles iſt gröſtentheils durch die einzige Einrichtung bewirkt worden, daß ieder Fruchtbauer, ſobald er ſeine mäſſige Jahresabgabe reicht, ſeine Zeit, ſeine Kräfte, ſeine Felder, ſein Vieh wieder benutzen kann, wie er will, und daß ſein geſamtes Eigenthum vom Haar auf ſeinem Kopf an bis zur Mähne ſeiner Pferde wieder ganz ſein iſt. O beherzigte man dis ienſeits des Grabens, wo noch ſo viel Millionen Menſchen blos durch Hofe- Zwang- und Frohndienſte unter einer Art von Sklavenioch gehalten

halten und dadurch um allen Genuß des Lebens, wie um alle wahre Güte des Herzens, gebracht werden, wo man die königlichen und fürſtlichen Domainen nicht ſo wohl zum Nutzen der herrſchaftlichen Kammern, als vielmehr nur zum Bauernplag noch fortdauern läſſet, und wo der Edelmannsbauer und der Edelmannsochs noch in gleichem Range ſtehen — — wie viel menſchliche Glückſeligkeit wäre den ietztregierenden europäiſchen Suma's zu ſtiften von ihren Vorfahren übriggelaſſen! Wie könnten ſie durch Vertilgung dieſer Ueberreſte von Barbarei und Unchriſtlichkeit der Vorwelt den Geiſt der Zufriedenheit, und mit ihm den Geiſt ieder Tugend zugleich unter ihre Völker wiedereinführen, und ſich dadurch den Beifall der Gottheit, die uns alle frei ſchuf, und den ewigen Segen ihrer Mit- und Nachwelt erwerben; ſtatt daß ietzt ihre Länder von Klagen ertönen, die gedrückte und verknechtete Menſchen führen, und von Laſtern wimmeln, welche gedrückte und verknechtete Menſchen auch allemahl ausüben; und ſtatt, daß ietzt ieder ihrer Bauern ſich für das abſcheuliche Frohnioch, das ihn beinahe zerquetſcht, durch Flüche ſchadlos zu halten ſucht, die er gegen

Pachter, Edelmann und Suma unaufhörlich ausſpeiet!

Bei Beſtimmung, Eintheilung und Hebung der iedesmahligen allgemeinen Jahresabgabe an den Staat in Trakimor wird folgendergeſtalt zu Werke gegangen. Sobald der Suma bei Jahresſchlus ſeine Rechnung öffentlich abgelegt und den baaren Vorrath öffentlich vorgezeigt hat, macht er die Summe bekannt, welcher der Staat auf das neuangefangene Jahr zu ſeiner Erhaltung bedarf, und bei der es ſogleich ohne alle Widerrede bleibt. Alles, was nur öffentliche Ausgabe iſt, von dem Gehalt des Suma an bis auf die Wegebeſſerung, iſt hierunter begriffen. In den vorhergehenden Monaten müſſen ſämtliche Diſtriktgerichte alle Baue, Beſſerungen und Anſtalten, welche in dem neuen Jahre nothwendig ſind oder doch ſehr nützlich ſein würden, an den Suma einberichten. Jene ſind mit Num. 1. und dieſe mit Num. 2. nach trakimorſcher Art bezeichnet. Die Berichte ſind nicht nur von den Gerichten, ſondern auch von ſachkundigen Männern, als z. E. von den allgemeinen Bauaufſehern, deren es in iedem Diſtrikt

zwei gibt, von alten erfarnen Hauswirthen, und von Erforſchern der Natur unterzeichnet. Auch ſind gleich die genaueſten Anſchläge von den aufzuwendenden Koſten beigefügt. Der Suma iſt zum Theil durch ſeine Jahresreiſen ſchon in voraus davon unterrichtet; auch berathſchlagt er ſich mit iedem der zwölf Weiſen über die Punkte, welche ſeinen Diſtrikt betreffen und wovon dieſer die vollkommenſte Kenntnis eingezogen haben mus. Alle Punkte, welche zu Num. 1. gehören, werden, ſobald ſie die Weiſen atteſtiren, vom Suma unter die Staatserforderniſſe des nächſten Jahres aufgenommen. Unter denienigen aber, welche unter Num. 2. ſtehen, trift er nach Zeit und Umſtänden ſo eine Auswahl, daß weniger heilſame den mehr heilſamen vor der Hand nachſtehen, daß kein Diſtrikt dem andern zu oft und zu ſehr nachgeſetzt werde, und daß überhaupt die künftige Jahresabgabe dem Volke nicht drückend ſei. Die immerwährende gute Aufſicht, vermöge welcher man hier kleinen ſich ereignenden Mängeln gleich nachhilft, und nichts in Grund und Boden erſt verderben läſſet, verurſacht, daß nicht leicht viel groſſe Baue in einem Jahre zuſammentreffen. Hat der Suma dieſe voraus-

zuſehenden auſſerordentlichen Erforderniſſe des Vaterlandes bei einander, ſo fügt er zu der Summe, welche ſie ausmachen, aus der Rechnung des laufenden Jahres die gewöhnlichen Ausgaben an Gehalten, Penſionen u. ſ. w. nebſt Ab- und Zugang, der ſich ereignet, hinzu. Iſt endlich der baare Vorrath durch auſſerordentliche Unglücksfälle, durch Unterſtützungen im Stillen, durch unverſchuldete Abgabereſte und durch andere unvorhergeſeheneAusgaben verringert worden, wie iederzeit der Fall iſt, ſo mus auch dieſer wieder ergänzt werden. Die Zuſammenrechnung aller dieſer Summen ſetzt den Suma in den Stand, die Hauptſumme zu beſtimmen, welche auf das neuanhebende Jahr vom Volke erlegt werden mus. Er hat ſich dabei äuſſerſt vorzuſehen, daß er keine unnöthige oder gar unnütze Ausgabe dabei mit in Berechnung bringe, weil dieſe ſonſt zu ſeiner Zeit für eine drückende Auflage erklärt werden würde, die er der Nation gemacht hätte. Unglückliche hat er zwar unbegrenzte Freiheit auf der Stelle zu unterſtützen, und er kann dis theils öffentlich, theils im Stillen thun, wie er will. Es iſt aber in Anſehung der Rechenſchaft, welche er auch hiervon ablegen

gen muſs, weiter kein Unterſchied, als daß ſeine öffentlichen Unterſtützungen dem Volke ausführlich, ſeine ſtillen aber nur in der ganzen Summe vorgelegt werden; doch muſs er den zwölf Weiſen auch über die letztern ausführlich Rede und Antwort geben.

So beſtimmt man in Trakimor die iedesmahlige allgemeine Jahresabgabe. — In Anſehung des baaren Vorraths aber iſt noch folgendes zu bemerken: Sonſt nahmen die Suma's bei ihren Jahresforderungen auch beſondern Bedacht auf unvorherzuſehende Unglücksfälle. Nie ging aber die Summe, welche ſie hierauf rechneten, ganz drauf, und man lies dann iederzeit den Reſt bei der künftigen Jahresauflage dem Volke wieder zu Gute kommen. Endlich fing ein weiſer Suma an, dieſe Reſte aufzubewahren; und ſo entſtand nach und nach ein ſchöner Vorrath von übriggebliebenen Noth- und Hülfsgeldern. Das Volk murrete zwar nicht darüber; es ſtellte ihn aber doch freimüthig zur Rede, zu welchem Behuf dieſer Vorrath aufbehalten werde. Da gab er zur Antwort: „Nicht dazu, daß ich ihn nutzen will, — ihr ſehet ihn iähr-

lich und könnt ihn täglich ſehen, ſo oft ihr wollet; auch nicht dazu, daß ihr mir einſt, wenn ich den Hut ablege, mein Landgut dafür kaufen ſollet; ſondern — eine Anſtalt auch gegen das entſetzlichſte Elend zu treffen, vor welchem die Sonne uns bewahren wolle, das aber doch möglich iſt.“ Weil er ſo ein ſehr guter Suma war, ſo hatte man an dieſer ſeiner Antwort genung, ohne iedoch ihren Sinn zu faſſen. Nun traf ſichs in dem dritten Jahre der Regierung Haiamals daß dieſer Vorrath die Gröſſe erreichte, welche iemals die höchſte Jahresabgabe vom ganzen Lande betragen hat. Da thaten einige Weiſe den Vorſchlag, daß man nun hiervon einmahl ein Jahr lang haushalten und alſo der ganzen Nation ein in ihren Jahrbüchern unvergesliches Freiiahr bewilligen könnte. Haiamal aber erwiederte ihnen mit Recht, daß es nicht rathſam ſei, in der weſentlichſten unter allen Landesſachen ein Volk aus ſeinem Gleiſe zu rücken, und daß das gewöhnliche Abgabeiahr, welches hernach wieder auf das Freiiahr folgen müſte, der Nation alsdann ein Jahr der

Be-

Bedrückung ſcheinen würde. Er rieth, dieſen Vorrath immer beiſammen zu halten und bewies, daß dis ſchon der Sinn iener Antwort geweſen ſei, welche der erſte Sammler dem Volke gegeben, als man ihn gefragt, wozu er ſammle. Sehet doch ein, meine Brüder, ſchlos er, daß wir hierdurch auch gegen das entſetzlichſte Unglück, das ſich iemahls für Trakimor ereignen könnte, wenn nehmlich die Natur alle Einwohner ohne Unterſchied auſſer Stand ſetzte, die Jahresabgaben zu entrichten, Vorkehrung treffen... Kaum hatte er dis geſagt, ſo waren alle zwölf Weiſen ſeiner Meinung. Das Volk, als es hiervon hörte, ſegnete nun erſt recht die Aſche des erſten Sammlers und freuete ſich, daß dasienige, was einer ihrer edelſten Suma's angefangen habe, auch von einem ihrer edelſten Suma's vollendet werde. Man unterlies nun bei den iährlichen Forderungen an das Land auf unvorherzuſehende Unglücksfälle Hinſicht zu nehmen, und beſtritt von der Zeit an ſelbige, ſo, wie ſie ſich erſt wirklich ereigneten, aus dieſem Vorrathsfond. Dafür mus aber auch Bedacht genommen werden,

daß die iedesmahligen Abgänge deſſelben wieder erſetzt werden. So haben die ietztlebenden Bürger von Trakimor dieſen Volksſchatz als ein Kapital zu betrachten, welches ihnen ihre Vorfahren gröſtentheils ſammleten, und ſo iſt derſelbe ein Muſter wahrer und wohlthätiger Schatzkammern der Staaten, indem er für das höchſtmöglichſte Unglück hinreichend iſt, im Grunde ſich nie verringert, aber auch — ſo lange Trakimor ſteht, nie um einen Pence vergröſſert werden wird.

Die Hauptſumme nun, welche der Suma für das anhebende Jahr fordert, zuförderſt unter die zwölf Diſtrikte einzutheilen, iſt gleich nach abgelegter Rechnung des vergangenen Jahres der erſte Gegenſtand der erſten feierlichen Zuſammenkunft auf der ehrwürdigſten Gerichtshöhe. Die Diſtrikte ſind einander zwar in Anſehung des Umfangs ziemlich gleich; aber in Anſehung des Volkreichthums ſind ſie ſchon verſchieden, und noch weit verſchiedener ſind ſie in Betracht des Vermögens- und Nahrungszuſtandes der Einwohner. Näher ans Meer hin wohnen gröſtentheils Fiſcher, Schiffer und Kaufleute;

nach

nach den Bergen hin Weingärtner, Wildſchützen und Holzfäller; in der Mitte des Landes die meiſten Fruchtbauer, Handwerker und Künſtler. So kurz man alſo auch dadurch aus der Sache kommen könnte, daß man die Hauptſumme unter die zwölf Diſtrikte in zwölf gleichen Theilen vertheilte, ſo hat man doch dieſen Weg zu ungerecht gefunden, als daß man ihn einſchlüge. Jeder Weiſe kennet ſeinen Diſtrikt und ſpricht in der öffentlichen Konferenz für ihn. Vor der ehrwürdigen Verſammlung der Obern liegen an ſelbigem Tage die Familien- Eigenthums- und Wohlſtandstabellen aller zwölf Diſtrikte. Bei ieder Familie iſt hinten angemerkt, wie hoch ſich wahrſcheinlicher Weiſe iezt ihr Vermögen belaufe. Dieſe Schätzung iſt unpartheiiſch und glaubwürdig; denn ſie geſchieht vom ganzen Diſtriktgericht nach wirklichvorbefindlichen Umſtänden und bleibt auch nicht im Verborgenen. Jeder kann erfahren, wie hoch er geſchätzt ſei; ieder erfährt es auch wirklich und kann der Abänderung gewärtig ſein ſobald er zu beweiſen vermag, daß er zu hoch geſchätzt ſei. Am Ende einer Diſtrikttabelle ſind die Schätzungsſumme aller einzelnen Familien in eine Hauptſumme zuſammengezogen. Dieſe Hauptſumme aller zwölf Diſtrikte

werden

werden vom Suma zu einer Summaſummarum kalkulirt, welche als der Geber der ganzen Jahresforderung, die er macht, angeſehen wird. Nun iſt es ihm leicht, auszurechnen, wie viel ieder Diſtrikt zur Jahresforderung beizutragen habe. Hunderttauſend Thaler ſollen fünftauſend zuſammen abgeben, wie viel geben dazu funfzehntauſend ab, wie viel zehntauſend, wie viel fünftauſend? Auf dieſe Art iſt der Beitrag iedes Diſtrikts bald und ſo proportionirt, als es nur ſein kann, beſtimmt. Hat ſich in dem einen oder andern Diſtrikt Unglück ereignet, das einen beträchtlichen Theil ſeiner Einwohner traf, ſo ſchlägt ſich der Weiſe, welcher ihn im höchſten Gericht repräſentirt, für ihn ins Mittel, und ein Theil des von ſelbigem geforderten Beitrags wird alsdann in gleicher Proportion unter die übrigen Diſtrikte vertheilt. Dis alles geſchieht öffentlich und in Gegenwart des ganzen Volks.

Iſt die Hauptſumme unter die Diſtrikte vertheilt, ſo fertigt der Suma noch an ſelbigem Tage das Laus deo iedes Diſtrikts an das Gericht deſſelben aus. Dieſes legt bei Vertheilung der Kreisſumme unter die ſämtlichen Familien im Kreiſe gleichfalls die Vermögens-

mögens- und Wohlſtandstabelle zum Grunde. Zehntauſend Thaler ſollen zuſammen fünfhundert abgeben, wie viel geben dazu hundert ab, wie viel funfzig? Ganz arme, das heißt, Leute, welche ſelbſt nicht einmahl Auskommens genung haben, ſondern halb oder ganz von öffentlicher Unterſtützung leben müſſen, ſind, wie ſchon geſagt, völlig abgabefrei. Sie machen indeſſen bei der Abgaberepartition keine Irrung; denn hinter ihren Nahmen in den Wohlſtandstabellen ſteht keine Summe, ſondern ein —; mithin ſind ſie gar nicht mit in Anſchlag gekommen. Gleich nach vollbrachter Repartition wird iedem Einwohner ſein Laus deo ins Haus geſchickt; welches er auf vier Termine zu bezahlen hat. An den Terminen verſammlet ſich das Kreisgericht auſſerordentlich und nimmt die Gelder ſelbſt öffentlich in Empfang; welche hernach ſogleich an die Volkskaſſe weiter geliefert werden. Da lieſet ein Gerichtsbeiſitzer die Familien nach der Reihe ab, wie ſie in der Wohlſtandstabelle ſtehen. So, wie der Nahme einer Familie ausgerufen wird, betritt der Vater oder Sohn aus ihr die Gerichtshöhe, zahlt ſeinen Termin und empfängt in ſeinem Buche darüber Quittung. Ein

anderer

anderer Beiſitzer zählt das Geld nach und der Diſtriktrichter quittirt. Die Auſſenbleibenden werden aufgeſchrieben und zum dritten Tage darauf beſonders vor das Gericht gefordert. Sind ſie durch Faulheit, Unmäſſigkeit und lůderliche Wirthſchaft in Rückſtand geblieben, ſo müſſen ſie ſolchen unabbittlich abarbeiten. Können ſie aber ihr Unvermögen zu bezahlen durch Menge der Kinder, durch Krankheiten und andere häusliche Unglücksfälle rechtfertigen: ſo wird ihrentwegen ein beifälliger Bericht an das höchſte Gericht gemacht. Alsdann erfolgt Erlas, und das dadurch in der Beitragsſumme ſämtlicher Diſtrikte fehlende Quantum wird aus dem Vorrathsfond zugelegt, an den es im künftigen Jahre vom ganzen Lande wieder erſetzt wird; ſo, daß hier im eigentlichen Verſtande einer des andern Laſt trägt und alle für einen ſtehen. Auf ſolche Weiſe gibt es hier keine Abgabereſte und kann auch keine geben, und die Eintreibung der iährlichen Staatsgefälle erfordert keine weitläuftigen Anſtalten, noch irgend ein Exekutionsmittel weiter, als daß ieder, wer ſie abtragen kann und nicht will, es ſei nun durch ſelbſtverſchuldetes Unvermögen oder durch Widerſetzlich-

ſetzlichkeit, ſie öffentlich abarbeiten mus. Dis würde auch den Reichſten und Angeſehenſten treffen, ſobald er die Abgabe verweigerte. Die Mäſſigkeit der Abgabe aber auf der einen Seite, und die Ordnung, an welche die Nation nun ſchon ſeit Jahrhunderten gewöhnt iſt, auf der andern verurſachen, daß die Obern nur ſelten zu dieſem Mittel greifen dürfen. Man ſieht von Jugend auf die Genauigkeit, mit welcher die Eltern ihre Abgabe auf den Tag leiſten; man wird in der Schule ſorgfältig darüber unterrichtet, daß dis eine der erſten Pflichten des Bürgers ſei; man iſt immerwährender Augenzeuge von der edelſten und gemeinnützigſten Verwendung der öffentlichen Gelder; man lieſet die abgelegten Rechnungen darüber; man kann auf den Fall eigener unverſchuldeten Armuth aus derſelben Kaſſe wieder Beiſtand hoffen, an die man erſt Beiſteuern zahlt; man weis endlich, daß man arbeiten mus, ſobald man nicht bezahlt und doch Kräfte hat; — — ſo ſind Wenige nur ſo ſchlechtgeſinnet, daß ſie ſich zur Leiſtung ihrer Schuldigkeit gegen das Vaterland erſt durch Gewalt bewegen laſſen ſollten. Tritt der Fall aber ein, daß dis geſchehen mus, ſo arbeitet der Schuldner ſo lange am

öffent=

öffentlichen Bau, bis er durch Tagelohn ſo viel zu fordern hat, als ſeine Abgabe beträgt. Alsdann bezahlt der Bauaufſeher von den empfangenen Baugeldern für ihn die Abgabe ans Diſtriktgericht, welches ſie bei dem nächſten Termin als Reſt vom vorigen mit in Berechnung bringt. Uebrigens iſt es ſchon Zug im hieſigen Nationalkarakter geworden, daß ein ſolcher Menſch von ſeinen Mitbürgern nicht mehr geachtet wird.

Am vierten Tage nach den Zahlungsterminen der Abgabe iſt allemahl ein Volksfeſt im ganzen Lande. Wer muthwillig ſeinen öffentlichen Beitrag verweigert hat, oder wer auch nur ſelbſt daran Schuld iſt, daß er ihn im Termine nicht zahlen können, darf nicht dabei erſcheinen; und wagt er es doch, ſo weiſet ihn der Diſtriktrichter vor allen ſeinen Mitbürger öffentlich aus der Zuſammenkunft weg. Solchergeſtalt kennet ieder ganze Diſtrikt in kurzem ſeine loſen Bezahler. Den Armen aber und den aus unverſchuldetem Unglück Rückſtändigen wird die vollkommenſte Theilnahme an allen Freuden des vaterländiſchen Tages menſchenfreundlich verſtattet. Dieſe vier Volksfeſte nach den Zahlungster-

minen

minen ſind ſogar durch ein feierliches Landes-
geſetz geheiligt worden. Das Geſetz macht
dem Geiſte der Nation Ehre, ſo wie folgende
Stellen aus einer Beilage dazu der Seele ih-
res Verfaſſers:

„Das Volk mus auf alle mögliche Weiſe
in der Ueberzeugung geſtärkt werden, daß
es nur gebe, um immer wie-
der zu nehmen. Es mus ſeine ganze
Abgabe als Geld betrachten, welches es blos
dazu abliefert, daß ſein eigenes Wohl damit
befördert werde. Dis ſieht es nun zwar
iährlich aus der abgelegten Rechnung des
Suma; aber keinen ſinnlichern Beweis
kann man ihm davon geben, als wenn man
ihm ausdrücklich kurz nach ieder Hebung der
Abgabe von derſelben ſelbſt einen Tag
des allgemeinen Vergnügens berei-
tet. Da gibt es heute, um nach ei-
nigen Tagen gleich wieder zu nehmen.
Die Folge zwiſchen beiden iſt zu nahe, zu ge-
drängt, als daß es ſie verkennen ſollte. Das Joch,
welches ihm einmahl auferlegt werden mus,
wird ihm ſolchergeſtalt mit Blumenketten um-
wunden, und ſcheint ihm dadurch eine leich-
tere Bürde; denn — ob etwas ſchwer ſei,

oder nicht, liegt oft nicht ſowohl an der Laſt ſelbſt, die es mit ſich führt, als vielmehr an der Willigkeit oder Unwilligkeit des Trägers es zu tragen. Es kann nicht anders, als Wohlgefallen, Freude und Leben unter ein Volk verbreiten, wenn der Tag, an welchem es ſeine öffentlichen Abgaben entrichtet, der Vorbereitungstag zu einem öffentlichen Lebensgenus für daſſelbe wird. Es verſteht ſich auch, daß nur dieienigen am Freudentage Theil nehmen, welche am Zahltage nicht durch ihre Schuld auſſenblieben. Welche Ermunterung alſo noch nebenbei, ein guter Abgabebezahler zu ſein! Jeder kennet ſeinen Nachbar; ieder wird von ſeinem Nachbar geſucht. So vermißt nicht nur am Freudentage bald einer den andern, ſondern weis auch die Urſache anzugeben, derentwegen er ihn vermißt. Eine geſchriebene Liſte der Nichtbezahler und Rückſtändigen, die von Hauſe zu Hauſe in iedem Kreiſe umhergetragen würde, könnte ſelbige nicht ſo ſchnell und ſo allgemein bekannt machen, als es dieſe einfache Anſtalt thun wird. In weſſen Seele noch ein Funke von edlem Ehrgeitz iſt, der wird ſich auf das ſorgfältigſte einrichten, ſeine Abgaben auf die Stunde bereit zu halten;

damit

damit er ſich nicht durch ſein Auſſenbleiben am Freudentage öffentlich zur Schau ausſtelle. Jeder wird die Freiheit, an dem Volksvergnügen Theil nehmen zu dürfen, als den zweiten Schein betrachten, der ihm darüber vom Suma ſelbſt ausgeſtellt wird, daß er ehrlich bezahlt habe; und ſo wird allgemeines Beſtreben, ieder zu ſeinem Theil ſeinen Beitrag zum Wohl des Ganzen zu leiſten, immer mehr um ſich greifen und nach und nach der Volksgeiſt von Trakimor werden. Damit aber der Arme, der gar nicht in Schätzung genommen werden kann, und der Bürger, der einmahl aus Noth in Rückſtand bleibt, ſehen, daß unverſchuldetes Unvermögen keine Schande ſei, ſo werde dieſen die Theilnehmung am Freudentage iederzeit verſtattet. Das iſt gar nicht etwa Grosmuth, welche die Obern ihnen erweiſen; ſondern es iſt bloſſe Rechtſchaffenheit, die ſie Menſchen ſchuldig ſind, welche durchs Schickſal leiden. Man kann gewis ſein, daß man ſeines Zwecks damit nicht verfehlen werde. Die Unglücklichen werden ſich nicht nur dadurch getröſtet fühlen, ſondern es wird auch die kräftigſte Ermunterung für ſie ſein, alles zu thun, um ſich ſelbſt in beſſere Umſtände

zu verſetzen; damit ſie für die ihnen erwieſene öffentliche Güte öffentlich dankbar werden und in der Folge ihre Abgaben deſto ungeſäumter entrichten können. — Milde und eine weiſe Schonung erreichen in den mehreſten Fällen ihre guten Abſichten weit glücklicher, als Härte und Unmenſchlichkeit.

Auſſer dieſen vier Volksfeſten nach den Zahlungsterminen gibt es, wie oben bereits geſagt, noch mehrere. In iedem Monat iſt wenigſtens eins; dieienigen abgerechnet, welche menſchenfreundliche Suma's bei gewiſſen Veranlaſſungen noch auf ihre eigene Koſten der Nation auszurichten pflegen. An ſolchen Tagen wird nun freilich in Trakimor nicht gearbeitet, und daraus könnte mancher unpatriotiſche Finanzminiſter, herrſchaftliche Plusmacher und kameraliſtiſche Bürger- und Bauerfeind ienſeits des Grabens den Staat von Trakimor einer der ärgſten Arten des öffentlichen Luxus beſchuldigen; allein darauf dient aus dem Stegerif ſogleich zur allergenugſamſten Antwort, daß es dafür auch hier zu Lande keinen iüdiſchen oder iüdiſchchriſtlichen Ruhetag in ieder Woche, noch viel weniger noch obendrein faſt ebenſoviel Marien-

Apoſtel-

Apoſtel= Märtirer= und Heiligentage das Jahr hindurch gebe, an welchen in vielen europäiſchen Ländern dem Volke zwar zu tanzen, zu ſpielen und ſchwelgen, aber nicht durch nützliche Geſchäfte ſich ehrlich und chriſtlich zu nähren erlaubt iſt. Eine ausführlichere Nachricht von den trakimorſchen Volksfeſten wird hier am rechten Orte zu ſtehen kommen.

Der menſchlichere Geiſt, welcher mit der groſſen Revolution in Geſetzgebung und Staatsverfaſſung überall eindrang, ſchuf auch dieſe öffentlichen Volksluſtbarkeiten. Ihre immerwährende Dauer ward durch feierliche Geſetze beſtätigt und einer der ältern Suma's ſchrieb darüber eine ſehr menſchliche Abhandlung, aus welcher wenigſtens einige Bruchſtücke die Verſendung ienſeits des Grabens verdienen.

„Der Trieb, ſich zu vergnügen, liegt in iedem menſchlichen Herzen. Es wäre nicht nur Grauſamkeit, ihn erſticken zu wollen, ſondern ieder Verſuch davon wäre auch eine der erſten Thorheiten. Durch gewaltſame Einſchränkungen dieſes Triebes würde man nur bewirken, daß er auf irgend einer

andern Seite deſto unbändiger durchbräche. Es iſt alſo weit klüger gehandelt, daß man ihn dem menſchlichen Herzen laſſe und — ihn nur gehörig zu richten und zu leiten ſuche. Dis iſt beſonders Pflicht für Obere in Betracht eines ganzen Volks. Den Vorſtehern und Obervorſtehern der Länder kann es nicht gleichgültig ſein, wie ſich das Volk vergnüge. Es iſt ihnen nicht unbekannt, daß die Art ſeiner Vergnügungen auf ſeine geſammte Geſinnungs- und Handlungsart den gröſten Einflus habe. Grobheit, Wildheit, Unmäſſigkeit und Zügelloſigkeit der Freuden des Volks müſſen dem Volke auch im Ganzen eine grobe, wilde, unmäſſige und zügelloſe Stimmung geben. Iſt alſo den Obern daran gelegen, das Volk wirklich zu veredeln, ſo müſſen ſie beſonders ihr Augenmerk auf die Veredlung ſeiner Luſtbarkeiten richten. Alle noch ſo gute Erziehungsanſtalten ſind ſonſt vergeblich und alle noch ſo weiſe Geſetze erreichen ihren Zweck nicht. Der Knabe verſchwärmt in dem ausgelaſſenen Kreiſe der Seinen iede gute Empfindung wieder, die ihm in der Schule eingeflößt ward, und der Mann begeht im Taumel der unſinnigen Luſt die ſtrafbarſten Handlungen. Es iſt alſo

beſſer,

beſſer, die Obern ſelbſt bereiten dem Volke Freudentage und gewöhnen es dadurch an ſittliche und menſchliche Vergnügungen; ſo verfällt es nicht auf ſchlechte und thieriſche, und ergötzt ſich nicht an Albernheit oder gar an Bosheit. Das iſt eine Hauptſache bei allem, was dem Volke Gerechtſame iſt, was es ſich einmahl nicht nehmen läſſet und was doch ins Groſſe geht, daß die Obern es ſich dabei nicht ſelbſt überlaſſen, ſondern daß ſie hinzutreten, ihm den Genus deſſelben ſogar befördern aber auch zugleich einrichten. Indem ſie hierdurch für Bildung und Wohlfart des Volks wahrhaftig väterlich ſorgen, erwerben ſie ſich auch ſogar die Liebe dererjenigen unter ihren Mitbürgern, welche dis nicht einſehen; denn kein Gedanke macht tiefere und rührendere Eindrücke auf das Volk ohne Unterſchied, als der — unſere Obern ſorgen ſogar für unſer Vergnügen. Der Schlus, welcher durchgängig daraus gezogen wird, iſt dieſer — ſo müſſen ſie es doch recht gut mit uns meinen und recht wackere Männer ſein.“

„Wäre es möglich, daß es irgendwo ein Volk gäbe, welches keinen Sinn für Vergnü-

gen und Luſtbarkeit hätte, ſo würde dis entweder ein äuſſerſt dummes, oder ein äuſſerſt träges, oder ein äuſſerſt tückiſches Volk ſein. Schon unter den Thieren ſind Traurigkeit und Trübſinn unfehlbare Anzeigen von Dummheit, Trägheit und Tücke; wie vielmehr unter den Menſchen, die viel weiter um ſich greifen und unendlichmehr in ihren Genus verwandeln können! So bewahre die Sonne ieden Suma vor dem Wunſch, einem Volke vorzuſtehen, das nicht nach Freude verlangt! Wollte er in dieſem Fall lieber, daß das Freudehaſſende Volk dumm, oder daß es träge, oder daß es tückiſch wäre? Es ſei von dieſem, was es ſei, ſo wird er nie ein glückliches Volk daraus machen können. Iſt es dumm, ſo wird es nie einſehen, nie begreifen, daß er es glücklich machen wolle. Iſt es träge, ſo wird es nie mit ihm zugleich Hand anlegen, ſich glücklich von ihm machen zu laſſen. Iſt es tückiſch, ſo wird es ihn ſogar daran behindern. Iſt er aber nicht Suma eines glücklichen Volks, ſo kann er ſelbſt auch nicht glücklich ſein. So freue ſich vielmehr ein Suma über den Hang ſeines Volks zur Freude! Er hege, ſtärke,

befriedige dieſen Hang, der, ſobald er nur edel geleitet und gerichtet wird, unendlichviel Gutes, und zwar Gutes von der ſchönſten Art, bewirkt. Heitere Menſchen ſind in den mehreſten Fällen auch kluge Menſchen, oder doch der Klugheit empfänglich. Heitere Menſchen greifen mit an, ſind arbeitſam und unermüdet. Heitere Menſchen handeln offen, ſind treu und biegſam, laſſen ſich gern glücklich machen und theilen ihre Glückſeligkeit gern mit, werfen in Gefaren den Muth nicht weg, können für andere leiden und umfaſſen mit ihrem Wohlwollen nicht blos ihr Haus und ihre Verwandſchaft, ſondern das ganze Vaterland. Ein Suma, dem die Güte ſeines Volkes wahrhaftig am Herzen liegt, macht ſeinem Volke Freudentage.“

„Schon das Wort — Volksfreuden — bringt es mit ſich, daß ſie öffentlich und allgemein genoſſen werden müſſen. Wenn dis aber auch nicht ſo wäre; wenn man unter Volksfreuden auch überhaupt alle die Glückſeligkeit verſtehen könnte, welche dem Volke in ſeinem geſammten Zuſtande gewähret wird; ſo müſte man doch darauf be-

dacht ſein, ſelbiges gewiſſe beſondere und auſſerordentliche Vergnügungen öffentlich und zuſammen genieſſen zu laſſen. Hieraus entſpringen weſentliche Vortheile. Was die Oeffentlichkeit anbetrift, ſo iſt es ausgemacht, daß ſie an ſich ſchon von den Vergnügungen die Unmäſſigkeit, die Ausſchweifung und das Laſter verſcheuche. Das müſte ein äuſſerſtzügelloſer Menſch ſein, der vor den Augen aller ſeiner Mitbürger in der Freude ſich übernehmen, oder gar ungeſcheut Lüderlichkeiten begehen könnte. Und wenn er dann dis thäte, ſo machte er ſich ſelbſt als einen ſchlechten Menſchen öffentlich bekannt, und ſo ſpränge auch das Gute noch heraus, daß man nun auch öffentlich an ſeiner Beſſerung arbeiten könnte. Das Laſter kriecht aber lieber zu Winkel und ſättigt ſich im Verborgenen. Da, wo Hunderte mit Fingern auf ihn weiſen würden, wird auch oft der ausſchweifendſte Menſch in den Schranken der Ehrbarkeit zurückgehalten. Je geheimer ein ſinnlicher Freudengenus iſt, deſto näher iſt er der Ueppigkeit; ie öffentlicher, deſto geſicherter vor ihr. Die Oeffentlichkeit der Vergnügungen iſt aber auch zugleich mit Aufſicht verbunden, und

dieſe macht es, ſobald ſie rechter Art iſt, unmöglich, dabei auszuſchweifen. Jeder findet dabei ſeine Leute, die, ohne dazu erſt hingeſtellt zu werden, ſchon über ihn die Aufſicht führen. Der Vater blickt nicht nur dabei auf ſeine Kinder, und der Hausherr auf ſeine Hausgenoſſen; ſondern auch der Freund auf ſeine Freunde, der Wohlthäter auf die Gegenſtände ſeiner Wohlthätigkeit, der Vorgeſetzte auf ſeine Untergebenen, der Richter auf die Bürger ſeines Kreiſes; und ſo auch umgekehrt. Jeder wird durch den Anblick deſſen, von dem er zu hoffen oder zu fürchten hat, und vor dem er ſich beſonders zu ſchämen hat, von Leichtſinn, Unmäſſigkeit und Laſter bei dem Freudengenus zurückgehalten. Auſſer dieſer allgemeinen und wechſelſeitigen Aufſicht der Freudengenieſſer ſelbſt auf einander findet aber auch noch eine beſondere und auſſerordentliche Aufſicht der Obern im Staat, die dabei ſind, über ſie alle Platz. Dieſe richten das Vergnügen ein, beſtimmen die Art, die Dauer, die Grenzen deſſelben, und es iſt in ihrer Macht, ieden Ueberſchritt der leztern ſogleich in das vorgeſchriebene Gleis zurückzubringen. Wenn dieſe Männer von wahrem Anſehen ſind, ſich ihre Aufſeherpflicht

pflicht recht angelegen ſein laſſen und nur einige Geiſtesgegenwart beſitzen: ſo mus der öffentliche Freudengenus der ſchuldloſeſte, würdigſte und anſtändigſte werden. Lernt nun das Volk ſeine öffentlichen Vergnügungen ſo anſtändig, erſättlich und tugendhaft genieſſen, ſo gewöhnt es ſich allmählich an dieſe Art des Genuſſes auch bei allen ſeinen übrigen Vergnügungen. Es genießt bald auch ſeine häuslichen, verborgenſten und einſamſten Freuden, wobei es ohne alle Aufſicht ſeines Obern iſt, ebenſo rein und genügſam. Welch ein Segen, den wohleingerichtete öffentliche Freudentage für ein ganzes Volk ſtiften! Warlich, ſo mus es angefangen werden, wenn man den Bürger auch in ſeinem Hauſe, das heißt — wahrhaftig gut machen will!!! Die Allgemeinheit ſolcher Freudentage aber anbelangend kann niemand in Abrede ſein, daß dieſe gleichfalls den erheblichſten Nutzen ſtifte. Dadurch werden erſtlich die Gerechtſame jedes Menſchen auf Freude öffentlich anerkannt und von den Obern feierlichſt beſtätigt. Hiermit werden die Vornehmern und Reichern von dem Vorurtheil, daß Gott

die

die Geringen und Armen blos zur Arbeit und zum Plag, ſie aber allein zum Wohlleben geſchaffen habe, am glücklichſten geheilt. Ferner bringt auch die allgemeine Miſchung der Bürger an ſolchen Tagen das Gefühl ihrer urſprünglichen Gleichheit in ſie insgeſamt zurück. Man weis es, wie dieſes Gefühl, welches doch die Stütze aller Bürgertugend iſt, durch die Verſchiedenheit, in welcher das Schickſal die Güter dieſes Lebens austheilt, nur gar zu leicht unterdrückt werde. An ſolchen Tagen aber, wo ieder ſo viel iſt, als der andere, und wo ieder ſo herzlichen Antheil an der Freude nehmen kann, als der andere, erwacht es wieder. Leute, welche ſonſt von einander weit entfernt leben, mengen ſich da bunt durch einander, müſſen ihren Stolz, können ihre Demüthigung ablegen, lernen ſich näher kennen, lernen einander dulden und ſchätzen. Und ſo befördern ſolche allgemeine Freudentage offenbar den allgemeinen Geiſt der Geſelligkeit, der Menſchen- und Bruderliebe im Volk. Endlich iſt auch der Umſtand noch bemerkenswerth, daß Menſchen, welche oft öffentliche

Ver-

Vergnügungen gemeinſchaftlich genieſſen, zuletzt auch Geſchmack daran finden, iedes Vergnügen mehr mit andern zu genieſſen und von allem Guten, das ihnen zu Theile wird, mitzutheilen. Sie empfinden an ſolchen Freudentagen Erhöhung ihrer eigenen Glückſeligkeit durch Umgebenſein mit lauter ſolchen Menſchen, die ſich auch glücklich fühlen. Sie ſehen in dieſen Menſchen nicht blos ihre Kinder, ihre Hausgenoſſen, ihre Nachbarn und Freunde, ſondern auch den bloſſen Mitbürger. Nun, ſo iſt geſorgt für allgemeine Barmherzigkeit, für thätigen Beiſtand iedes Nothleidenden auf der Stelle und für Mitleid aller Art: Welche kräftige Bewegungsgründe für Obere, denen das Wohl und Weh ihrer Bürger zu Herzen geht, für allgemeine Freudentage des Volks zu ſorgen! Dadurch richten ſie gewis mehr aus, als durch noch ſo feierliche Geſetze und Verordnungen darüber, daß ein Bürger den andern als Mitbürger, und ein Menſch den andern als Bruder in allen Fällen betrachten ſolle; mehr, als durch alle noch ſo hohe Belohnungen, welche ſie demienigen verſprechen, der einen Ertrunkenen rettet oder einen Erſtickten wie-

der

der ins Leben zurückbringt. Wer Menſchen menſchenfreundlich, theilgetreu und mitleidig machen will, der gebe ihnen nicht blos Bewegungsgründe dazu, ſondern — übe ſie fleiſſig in den Vorübungen der Menſchenfreundſchaft, der Theilgebung und des Mitleids; ſo verfehlt er am ſicherſten ſeines Zwecks nicht!“

Die erſte Regel alſo, nach welcher man die hieſigen Volksfeſte eingerichtet hat, iſt dieſe, daß ſie — öffentlich und allgemein ſind. In iedem Diſtrikt iſt dazu ein groſſer runder Platz eingeräumt, der ringsum mit hohen Bäumen in dreifachen Reihen eingefaßt iſt und auf welchem noch hie und da einzelne ſchattenreiche Bäume ſtehen. Er liegt gerade zwiſchen der Gerichtshöhe und dem Gottesacker iedes Diſtrikts mitten inne; ſo, daß ieder Bürger die drei ihm ſo wichtigen und doch zu ſo verſchiedenen Beſtimmungen geweiheten Ståten, — die, wo ihm ſein Recht geſprochen wird, die, wo er ſich vergnügt, und die, wo einſt ſeine Gebeine ruhen werden, mit einem Blick umfaſſen kann. Die zur öffentlichen Freude beſtimmten Tage ſind in allen Diſtrikten dieſelben;

daß

daß man alſo hier mit Wahrheit ſagen kann, daß ſich an dieſem oder ienem Tage die ganze Nation ihres Lebens freue. An dieſen Tagen kommt Alles, vornehm und gering, reich und arm, iung und alt zuſammen. Nur Vergehungen ſchlieſſen von der Theilnahme daran aus. Niemand ſchämt ſich aber auch, denſelben beizuwohnen. Man würde eher einen Tagelöhner, der etwa unaufſchiebliche Geſchäfte hat, dabei vermiſſen, als einen reichen Kaufmann; und eher einen Fruchtbauer, als einen Mann im öffentlichen Amte. So ſind Menſchlichkeit, Bürgereintracht, Gemeinſchaftlichkeit in Lebensgenüſſen und Geſchmack an Vergnügungen, die man mit andern theilt, allgemeiner Nationalkarakter geworden. Es iſt eine Freude, zu ſehen, wie an ſolchen Tagen das Volk von allen Seiten her ſo heiter und froh zuſammenſtrömt. Das Land ſcheint alsdann von lauter kleinen Familienkaravanen zu wimmeln, die alle ihren Zug nach dem Freuderund iedes Diſtrikts haben, um daſelbſt in eine einzige groſſe Familie zuſammenzuflieſſen. Greiſe ſogar ſieht man an ihren Stäben herzuſchleichen, und bei ieder Familienkaravane ſind mehrentheils auch ein paar Sänften zu

er=

erblicken, auf welchen abgelebte Väter und Mütter von ihren Kindern und Enkeln dahingetragen werden; — ein wahrhaftigrührender Anblick!

Jedes ſolcher Feſte dauert niemals länger, als — nur einen Tag. Kommen kann ieder nach Sonnenaufgang, wann er will; mit Sonnenuntergang aber geht alles wieder aus einander. Es fällt auf der Stelle in die Augen, daß dieſe Einrichtung weit vernünftiger, edler und zweckmäſſiger ſei, als wenn man das Volk drei, vier Tage lang, oder wohl gar ganze Wochen hinter einander ſeine Luſtbarkeiten genieſſen und dabei noch obendrein ohne alle Aufſicht ſchwärmen läſſet. Dis gilt vom Bairam an bis zum Karneval, und vom Karneval wieder bis zur Kirmes. Chriſten und Muſelmänner haben einander hierinn nichts vorzuwerfen. Daß der Stifter der erſtern ſich durch ein vierzigtägiges Faſten zu ſeinem Lehramte vorbereitet habe, lieſet man wohl; aber daß er ſich zu dieſem ſeinen Faſten durch eine Art von Karneval vorbereitet habe, lieſet man nicht. Es iſt ein verabſcheuungswürdiger Schandfleck, welchen die Chri-

ſten ihrer Religion dadurch anthun, daß ſie die Zeit ihrer ſinnlichſten Ausſchweifungen und die Zeit ihrer höchſten Andachten ſo dicht auf einander folgen und iene ſogar dieſen vorangehen laſſen. Welch eine verworfene Vorbereitung zu frommen Empfindungen ſind die üppigſten Lebensgenüſſe! Was würde beſonders ein Fremdling aus einem andern Welttheil, der ein Mann von geſundem, ſchlechten Menſchenverſtande und von warmen Herzen für Gott und für alles Gute wäre, dazu ſagen, wenn er einmahl den ſogenannten chriſtlichen Faſtnachten beiwohnte, alle die Sauſerei und Brauſerei, Völlerei und Gaukelei dabei erſt mitanſähe und dann hintennach die Bewandnis erführe, welche es mit dieſer Volksluſtbarkeit unter den Chriſten habe? Würde er nicht zu den niedrigſten Begriffen von der Religion der Chriſten und von ihrer Polizei verleitet werden und ausrufen — „Seid ihr ganz in der Irre, daß ihr Toben und Lermen, Uebermaſſe in Speiſe und Trank, und Ausübung alles möglichen Unfugs und Muthwillens für Vorbereitung zu dem feierlichen Andenken an die frommen Leiden

und an die grosmüthige Aufopferung eines der edelſten Menſchen für die Wohlfart ſeines Geſchlechts ausgeben könnet? Wie ſtimmen die Begriffe zuſammen — einen Leidenden für uns in ſeinem Blute uns denken — zu ſeiner Nachfolge im Leiden, in Mäſſigkeit und Verleugnung unſerer ſelbſt ſich verpflichtet glauben, — und die zügelloſeſten Freuden genieſſen, Unmäſſigkeit aller Art begehen und laſterhafter ſein, als iemals? Und dis thut ihr unter den Augen eurer Prieſter und im Angeſicht eurer Obrigkeit? Eifern iene nicht dagegen? Straft euch dieſe nicht, wenn ihr euern Glauben ſo läſtert und Tags vorher, wenn heilige Stille die Stimmung eurer Seelen werden ſoll, die Häuſer faſt umkehret? Redet nicht vom Glauben an euren groſſen Lehrer; — ihr habet keinen Glauben an ihn. Redet nicht von Gefühl für ihn und für ſeine Leiden; — hättet ihr die geringſte Empfindung dafür, ſo ſchämtet ihr euch, ſo zu thun. Und eure Prieſter müſſen etwa mitſchmauſen und

mitſaufen; ſonſt eiferten ſie wohl dagegen. Und eure Obern müſſen noch nicht recht darüber nachgedacht haben; ſonſt ſteuerten ſie wohl dem heilloſen Unfug.“ Was hierauf auch nur mit einigem Schein zu erwiedern wäre, iſt nicht einzuſehen, und es bleibt ewigwahr, daß die europäiſchen Suma's bei der groſſen Reform des Religionsweſens in ihren Reichen und Ländern, zu der es endlich Zeit wird, einen ihrer erſten Blicke auf Abſtellung der ſchändlichen Faſtnachtsluſtbarkeiten des Volks zu richten haben; denn etwas unmoraliſcheres von öffentlichen Vergnügungen, und wenn man es auch nur Konnivenz nennen wollte, läſſet ſich nicht denken.

Geſetzt nun auch, daß andere Völker zwei- dreimahl im Jahre ganze Wochen von Luſtbarkeiten hätten und daß man hier zu Lande monatlich nur auf einen luſtigen Tag rechnen dürfte: ſo hätte man hier doch mehr. Eben dadurch, daß die öffentliche Vergnügungszeit hier ſo weiſe eingetheilt und gleichſam über das ganze Jahr hin ausgeſtreut iſt, genießt man auch ieden dem Vergnügen gewidmeten Tag ganz. Es

iſt

iſt unmöglich, daß langedauernde Luſtbarkeiten wahre Luſtbarkeiten ſein können. Man genieſſet ſie nur anfangs, wird hernach ſtumpf gegen ſie, fängt an zu gähnen und ſehnet ſich nach ihrer Endſchaft. Sind ſie vollends mit nächtlichen Schwärmereien begleitet, ſo wird man ihrer noch eher müde. Die letzten Tage werden dann im wirklichen Taumel nur zugebracht, verdienen den Aufwand nicht, welchen ſie verurſachen, und ſind ſo gut als verlohren. Iſt es da, wenn man die Sache auch nur blos von der Seite des wahren Genuſſes betrachtet, nicht unendlichklüger gehandelt, mit iedem einzelnen Freudentage abzubrechen. Dann eine lange Pauſe wieder zu machen, während derſelben neue Empfänglichkeit für öffentliche Luſtbarkeiten zu ſammlen und hernach die nächſte davon wieder recht herzlich zu genieſſen? Werden Luſtbarkeiten, ſo genoſſen, nicht wahre Erfriſchung unſerer Kräfte, wahrer Lohn unſerer Berufsgeſchäfte, wahre Würze unſeres Lebens? Es iſt überall noch ein weſentlicher Fehler der Menſchen, daß ſie ſich auf den Genus ihrer Freuden nicht recht verſtehen. Daher

klagen ſie über Mangel an Freude. Die Schuld liegt aber warlich nicht an der Erde, auf der ſie leben, ſondern an ihnen ſelbſt. Die Erde iſt gar nicht ſo arm an Freuden für ſie, wie ſie ſie gern ausſchreien möchten. Dieſe hat vielmehr Ueberflus daran für ſie; aber — ſie genieſſen mehrentheils davon zu viel auf einmahl. Freude wird blos Freude durch den Kontraſt. Man mus dazwiſchen wacker arbeiten. Geſchicht dis nicht, genießt man ſie in einem fort: ſo ſchmeckt man ſie nicht mehr. Soll ſie dann ia noch ſchmecken, ſo mus man ſeine Zuflucht zu ihrer immer gröſſern Erhöhung nehmen; damit wenigſtens wieder einiger Kontraſt zwiſchen ihren Graden entſtehe. Da geht es uns dann wie Leuten, welche durch zu vielen Gebrauch ſtarker Gewürze ihre Geſchmacksnerven verderbt haben. Dieſe ſuchen nun immer heftigere Gewürze auf, und am Ende haben auch die allerheftigſten keinen Reitz mehr für ihren zerſtörten Gaumen. Das Leben iſt eine Suppe; die Luſtbarkeiten ſind das Salz daran. Wenig Salz macht die Suppe wohlſchmeckend; zu

viel

viel Salz verpökelt ſie. Wenn nun Menſchen viele Tage hinter einander in öffentlichen Luſtbarkeiten zuſammen zubringen, ſo kann es nicht anders kommen, als daß ſie mit iedem neuen Tage auf Vergrösſerung derſelben bedacht ſein müſſen; damit ſie ihnen nur von neuem reizend werden. Dieſe Vergröſſerung erfolgt auch genau nach der Progreſſionsregel. Am dritten Tage wird die Luſtbarkeit viermahl ſo gros ſein müſſen, als am erſten; am ſechſten Tage zweiunddreiſſigmahl ſo gros. Da iſts dann aber natürlicher Weiſe nicht mehr menſchliche Luſtbarkeit, ſondern thieriſche Wildheit; und dieſe iſt dann auch iederzeit das Final aller langedauernden Volksluſtbarkeiten. Schuf Gott aber die Freude wohl darum, daß Menſchen durch ſie Thoren oder gar Raſende werden ſollten? Ausruhen in ihren Armen ſollten ihre Genieſſer von den Arbeiten und Sorgen des Lebens; neue Kräfte zu künftigen Geſchäften und Leiden ſollten ſie in ihren Schoſſe ſammlen, und blühende Munterkeit, Geiſtes- und Leibesſtärke ſollten ſie von den Genüſſen derſelben zurückbringen. Wenn nun auch

der einzelne Bürger nicht darauf hält, daß er ſeine einſamen, verborgenen und häuslichen Vergnügungen nach dieſer wohlthätigen Willensmeinung des Schöpfers genieſſe: ſo müſſen doch wenigſtens die Obern der Länder dafür ſorgen, daß die öffentlichen Volksgelage und Volkserquickungen derſelben gemäs genoſſen werden; denn dis können ſie zwingen. Sieht man aber in Ländern, wo das Volk ſich viele Tage und ganze Wochen hinter einander beluſtigt und ſchwärmt, die Leute an, wenn ſie von ihren Feſten zurückkommen: ſo iſts, als kämen ſie von langen, beſchwerlichen Reiſen, oder aus unterirrdiſchen Gefängniſſen zurück, oder als hätten ſie eben erſt ein langwieriges Krankenbette verlaſſen; ſo verbleicht, entnervt und zerſtört ſehen ſie aus. Auf Stirn, Augen und Wangen tragen ſie die Mahlzeichen der wüſten Lebensart, welche ſie geführt. Durch Eſſen und Trinken in Uebermaſſe und zur Unzeit, durch unbändige Erhitzung und durch eine Reihe von verwachten und vertobten Nächten geſchwächt und völlig herabgeſpannt, haben ſie nun weder Kraft noch Trieb zur Arbeit, müſſen den verlohrnen Schlaf erſt wiedereinbringen,

ſiechen, mediciniren und haben wohl gar zum Theil ihre Geſundheit ſo verderbt, daß ſie ſie nie wiederbekommen. Mit Fingern zeigt dann ein künftig frühſterbender Vater auf die Woche hin, in welcher er, ohne es dabei zur Abſicht zu haben, den Grund dazu legte, daß ſeine Kinder verlaſſene Waiſen wurden, und verflucht ſterbend die raſende Woche. Und die Mutter, welche durch ihre Tochter ein Spott der Welt wird, weis dann den Tag wohl genau zu beſtimmen, an welchem das Mägdgen ſeine Tugend verlohr, und vermaledeiet den heilloſen Tag. Von allen dieſen unſeligen Folgen öffentlicher Luſtbarkeiten weis man hier blos darum nichts, weil ſie nie über einen Tag dauern. Man bleibt hier Menſch auch im Vergnügen, man zerſtört nicht ſeine Geſundheit durch die Luſtbarkeiten, ſondern man befördert ſie dadurch; man opfert dabei nicht ſeine Tugend auf; man iſt Tags drauf heiter und blühend, zur Arbeit geſchickt und hurtig, die gehabte Muſſe des vorigen Tages durch verdoppelten Fleis wieder einzubringen. Alles dis wird durch die ewige Feſthaltung eines einzigen Geſetzes bewirkt, welches alſo lautet: Laſſet das Volk ſich nie länger, als

nur einen einzigen Tag, auf einmahl öffentlich luſtig machen!

Das ganze Perſonale iedes Diſtriktgerichts iſt bei dieſen Volksvergnügungen von Anfang bis zu Ende gegenwärtig und führt die Aufſicht über Ordnung, Ruhe und Sittſamkeit dabei. Auch iſt ſehr oft der Weiſe oder der Repräſentant iedes Diſtrikts dabei zugegen. Ja, ſelbſt der Suma beſucht ſie und wechſelt damit ab; ſo, daß er iährlich einmahl von der Freude iedes beſondern Zwölftheils ſeiner Nation Zeuge wird und daran Theil nimmt. Die Obern laſſen im Genus des Vergnügens ſelbſt keine Superiorität blicken; ſie würden ſich aber auch um alles in der Welt willen nicht einer Handlung dabei ſchuldig machen, welche ſogar den bloſſen Bürger beſchimpfte. Ihr edles, beſcheidenes und mäſſiges Beiſpiel dient vielmehr auf der Stelle den übrigen zur Richtſchnur ihres Verhaltens an dieſen Tagen. Sie miſchen ſich unter das Volk und wollen ſo lange nicht mehr ſein, als ieder andere Bürger, bis Ausſchweifungen begangen werden, die dem Endzweck der Luſtbarkeit entgegen ſind; da ſie ſich dann ſofort ihres richterlichen Anſehens bedienen. Sie verſcheuchen

daher

daher keineswegs den Geiſt der wahren Freude von dieſen Feſten; man ſieht ſie nicht ungern dabei; man ſehnet ſich nicht darnach, daß ſie ſich bald wieder entfernen möchten, um nicht eingeſchränkt zu ſein; ihre bloſſe Gegenwart iſt aber auch gröſſtentheils ſchon hinreichend, allem Unfuge vorzübeugen. Unfug iſt — wenn iemand ſich im Trunk übernimmt, wenn Streit entſteht, und wenn wild getobt und gelermt wird. Der Trunkene wird auf der Stelle über die Seite gebracht und darf ſich nicht unterſtehen, den drei nächſten Volksfeſten wieder beizuwohnen. Entſteht Zank, ſo unterſucht der Kreisrichter ſogleich, wer Urheber davon ſei, und verweiſet dieſem ſeine unverſchämte Störung des öffentlichen Vergnügens nachdrücklich. Wird getobt, ſo gebieten die Obern den Lermenden beſcheidneren und menſchlichern Freudengenus. Laſſen ſich Zänker und Tober durch dieſe Verweiſe nicht beſänftigen, ſo bekommen ſie öffentlich den Laufzeddel. Leiſten ſie dieſem keine Folge, ſo werden ſie fortgebracht und hernach begangenen öffentlichen Ungehorſams gegen die Obern wegen vor Gericht gefordert. In beiden Fällen, ſie mögen fortgeſchickt oder fortgebracht worden ſein, machen ſie ſich der Theil-

nahme

nahme an den drei erſten nächſten Volksfeſten verluſtig. Dieſe Verfahrungsart iſt nun ſeit Jahrhunderten ſchon dieſelbe; iedermann weis ſie und kann ſich alſo darnach richten. Es iſt aber, zur Ehre der trakimorſchen Nation geſagt, nur ein äuſſerſtſeltener Fall, daß die Obern zu ihr greifen müſten. Vier Jahrhunderte von allgemeinedler Erziehung und von wahrer menſchlichen Aufklärung haben den Geiſt der Nation im Ganzen bereits ſo männlich, mäſſig, beſcheiden, verträglich und mittheilend geſtimmt, daß es wirkliche Stärkung des Herzens iſt, auch nur auf ſo einen Tag mitten unter einer ſich vergnügenden hieſigen Volksmenge zu ſein. Kleine Anomalien abgerechnet, die die Obern bald zur Regel zurückzubringen wiſſen, würde man, wenn man alsdann an das Betragen des Pöbels in den geſittetſeinſollenden Reichen und Ländern der Erde zurückdenkt, anfangs auf einem andern Planeten zu ſein glauben, wenn man hier nicht ſo gut, wie anderwärts mit ſeinen beiden Füſſen wirklich auf der Erde ſtände; ſo herzlich und ſo ganz, und doch zugleich ſo vernünftig und ſo geräuſchlos weis man hier nicht die alltäglichen Freuden und Ergötzlichkeiten zu genieſſen.

Freilich trägt die Einrichtung dieſer Feſte ſelbſt auch viel dazu bei, das Volk an ſelbigen in einem zwar frohen, aber doch guten Ton zu erhalten. Dieſe iſt ganz Werk der Obern, und macht ſo, wie ſie iſt, ihrem Herzen, wie ihrem Verſtande Ehre. Mithin darf ſich nicht nur niemand dabei nach eigenem Willkür zum Erfinder neuer Luſtbarkeiten aufwerfen, ſondern man hat ſich auch von Seiten der Obern ſelbſt wohl vorgeſehen, dem Volke nicht Albernheiten, oder gar Grauſamkeiten zu Quellen ſeiner Freude anzuweiſen oder auch nur als ſolche einzuräumen; denn es iſt ausgemacht, daß hierdurch Aberglaube, Dummheit, Wildheit und Unmenſchlichkeit unterhalten werden, und der Schlus von den Volksvergnügungen auf den Volkskarakter iſt untrüglich vor der groſſen Revolution, da man ſich weder die Aufklärung noch die Veredlung der Menſchheit angelegen ſein lies, ſtand dieſe wichtige Volksangelegenheit auf einem höchſtelenden Fus. Einen vollkommenern Begrif von dem damahligen Freudegeſchmack gibt iene ſchon angeführte Abhandlung eines der ältern Suma's über die öffentlichen Vergnügungen; von der man deshalb, wenn man nicht mit

Gewiſ-

Gewisheit wüſte, daß ſie vor einigen hundert Jahren ſchon hier in Trakimor geſchrieben worden ſei, glauben würde, daß ſie noch in der Mitte dieſes Jahrhunderts erſt in Madrid, oder in London, oder in Wien, oder ſonſt irgendwo in Europa ans Licht getreten und hernach ins trakimorſche überſetzt worden wäre. Der Verfaſſer ſagt darinn unter andern:

„Mit Entſetzen erfüllt mich die Vorſtellung, daß meine Vorfaren, die Könige, eine Menge wilder Bureangs einfangen lieſſen, damit ſich die Waghälſe an ihrem Hofe und unter ihren Bürgern mit dieſen wüthenden Thieren in dazu verfertigten Schranken herumſchlügen und ſo das ſcheuslichſte Schauſpiel gewährten. Sie ſelbſt waren mit ihrem ganzen Hofe dabei; alles Volk lief hinzu; Männer und Weiber, Alte und Kinder gaften dem mörderiſchen Unſinn zu, freueten ſich drob und prieſen den unvorſichtigen oder ſchwachen Wagehals, den ſo ein Bureang in Stücke zerris, als wenn er ſein Leben auf das edelmüthigſte für ſein Vaterland aufgeopfert hätte. Ueberzählte man am Ende des Jahres die gefällten Bureangs und die zer-

riſſenen

riſſenen Menſchen, ſo kamen leicht hundert zuſammen, und die umgekommenen Menſchen machten wenigſtens ein Drittheil davon aus. Wie es nur möglich war, daß ein ganzes Volk daran eine Augenweide finden konnte, menſchliches Leben mit iedem Augenblick in Gefahr zu ſehen, von wilden Thieren vernichtet zu werden, und daß ſeine Könige ſelbſt ihm ein ſo abſcheuliches Spiel veranſtalteten! Warlich, unſere Nachkommen nach einigen Jahrhunderten werden die Sage hiervon lieber für Lug und Trug, und für das albernſte Mährchen des Alterthums anſehen; ſo tief liegt ſie unter aller Würde der Menſchheit! Doch das war nun einmahl der Geiſt unſerer Vorwelt; — der Sonne ſei Dank, daß er endlich von uns gewichen iſt! Untergang der Weſen, Tod und Verderben der Geſchöpfe, oder auch nur die Hofnung, ſie verderben zu ſehen, waren der herrſchende Geſchmack in Vergnügungen und wurden allenthalben miteingewebt, und iede Feierlichkeit war öde und leer ohne ſie. Man hetzte Thiere gegen Thiere, lies ſie vorher erſt recht heishungrig werden und hatte dann ſeine innigſte Freude daran, wie ſie ſich einander zerfleiſchten. Man ſtellte öffentliche Kämpfe

zwiſchen Menſchen und Menſchen an, die ſich für einen gewiſſen Preis zum Wohlgefallen vieler Tauſende mit Fäuſten zerſchlugen. Man lies, um wetten zu können, Pferderennen halten, wobei Leute die Hälſe brachen. Man veranſtaltete Balgereien der Fiſcher, die auf Kähnen gegen einander gefahren und ſich mit Stangen ins Waſſer ſtürzen muſten. Kurz, es war, als könnte es keine Freude geben, wenn nicht Unglück, oder doch Gefar, unglücklich zu werden, dabei wäre. Thierquälerei war das gewöhnlichſte öffentliche Vergnügen. Nicht nur die Könige fanden Wolluſt darinn, wenn ſie ein armes Wild, das ſie mit leichter Mühe hätten erlegen laſſen können, erſt Tage lang herumiagten und es ſo lange iämmerlich abmatteten, bis es mit weitheraushangender Zunge auf ſeinen eigenen Füſſen zu Boden ſtürzte; ſondern auch die Fruchtbauern konnten faſt keine Hochzeit mehr ausrichten, wenn ſie nicht dabei einen Hahn, den ſie bis an den Hals in die Erde gegraben hatten, erſt todtängſtigten und dann todtſchlugen, oder eine lebendige Gans zum Ziel beim Rennen machten und ſie ſtückweiſe zerriſſen. So war Grau-

ſamkeit

ſamkeit faſt in alle öffentliche Luſtbarkeiten eingewebt, und, wo ſie ia fehlte, da ward ſie durch Gaukelei und Albernheiten abgelöſet. Menſchlichkeit ſuchte man bei den meiſten Vergnügungen vergeblich, geſunde Vernunft bei allen. Entweder man war mitten in den Volksergötzungen ein Wüterich und ein Narr zugleich, oder ein Frömmling und ein Narr dabei. Man wallfahrtete in groſſen Volksſchaaren nach gewiſſen heiligen Hölen auf dem Gebirge, von welchen eine alte Sage ſich fortgepflanzt hatte, daß Sambul daſelbſt ſich aufgehalten habe. Beſonders war der Zug nach einer derſelben ſehr ſtark, weil man von ihr vorgab, daß ſie an gewiſſen Tagen im Jahre durch ihre bloſſen Dünſte noch alle Arten von Krankheiten heile. Siechlinge in Menge eilten nicht nur deshalb zu ihr an ſelbigen hin, ſondern zehnmahl mehr Geſunde machten auch die fromme Wanderung mit, um unterwegs alle nur mögliche Ueppigkeiten und Ausſchweifungen zu begehen. Auch wurde iährlich an einem beſtimmten Tage ein ſehr feierlicher Aufzug gehalten, wobei Sambuls Bild durch ganz Trakimor umherſchleppt ward. Dis war der Tag, an welchem Sambul nach alter alberner Erzäh-

lung gen Himmel aufgefahren ſein ſollte. Niemand wuſte, wie er eigentlich ausgeſehen haben mochte; die Verſchiedenheit der von ihm gemachten Bilder erregte daher den gerechten Spott der Klügern. Auf dem einen ſah er aus, wie ein Greis, auf dem andern wie ein Jüngling. Auf dem einen war er gros, auf dem andern klein. Auf dem einen hatte er runde Wangen und dicken Umris überall, auf dem andern hatte er die Auszehrung. Wer ſo einem Bilde begegnete, muſte niederfallen. Dem Aufzuge im Königsorte wohnte der König ſelbſt bei und ging dicht hinter dem Bilde her. Am Ende wurden die Bilder in Häuſer gebracht, die oben offen waren. Dann kniete die Verſammlung bei iedem auf das heiligſte nieder und ſah inbrünſtig zu, wie Sambul gen Himmel fuhr, oder vielmehr, wie das Bild an Seilen in die Höhe gewunden und durch die obere Oefnung aus den Augen der Zuſchauer hinausgezogen ward. Das abſcheulichſte dabei war, daß ſolche fromme Volksfeierlichkeiten mit den wildeſten Volksvergnügungen oft auf das ſchnelleſte abwechſelten. Heute z. B. war groſſe thierquäleriſche Jagd und Hetze, und morgen ward nach Sambuls

Höle

Höle gewallfarthet; oder geſtern war aller⸗heiligſter Aufzug mit Sambuls Bilde gewe⸗ſen, und heute war allerraſendſtes Bureangs⸗gefecht.“

Von allen ſolchen Thor⸗ und Tollheiten iſt bei den gegenwärtigen trakimorſchen Volks⸗feſten auch nicht die geringſte Spur anzutref⸗fen. Die erſten Stunden des Morgens, während welcher man noch immer von allen Seiten her zuſammenkommt, werden mit Ge⸗ſpräch hingebracht, wobei man von den ſchönſten Früchten der Jahrszeit frühſtückt. Da ſtehen bald zwei, bald zehen, bald zwan⸗zig bei einander und freuen ſich nicht blos einander zu ſehen, ſondern unterhalten ſich auch auf das beſte über geſchehene Vorgänge, ſtellen Ueberlegungen zuſammen an, geben einander Rath, treffen Verabredungen, legen Zwiſtigkeiten bei, machen Aufträge, ſtatten von ausgerichteten Aufträgen Bericht ab, u. ſ. w. Die meiſten Unterhandlungen von Wichtigkeit pflegt man auf den nächſten Freu⸗dentag zu verſparen, weil man da einander vorzufinden gewis iſt und auch Muſſe genung dazu hat, ohne ſich ſelbſt und andere in Ge⸗ſchäften zu ſtören. Iſt unterdeſſen der Di⸗

ſtrikt zuſammengekommen, ſo hebt die Muſik an. Dieſe iſt unter der trakimorſchen Nation allgemeinbeliebt. Da werden dann nun keine beſondere zünftige Muſikanten geholt und bezahlt, ſondern ieder Bürger iſt muſikaliſch, und ſo iſt auf der Stelle eine ſtarke Kapelle beiſammen, welche auf zwar ganz einfachen, aber doch verſchiedenen und wohlklingenden Inſtrumenten der ganzen Verſammlung einen herrlichen Ohrenſchmaus bereitet. Tobende und lermende Inſtrumente hat man dabei ſo wenig, als man Präſto und Furioſo ſpielt. Inſtrumente ſowohl, als die Piecen, welche darauf gegeben werden, ſind blos dazu eingerichtet, den Geiſt der ſanften Freude zu erregen und zu verbreiten. Nach geendigter Morgenmuſik tritt einer von den Erforſchern der Natur im Diſtrikt auf und redet etwa dreiviertelſtunden lang. Der Gegenſtand ſeiner Rede iſt entweder das Lob eines ſeit dem letzten Freudentage verſtorbenen wackern Diſtriktmitbürgers, oder die Erzählung einer ausnehmendſchönen That, welche im Lande neuerlich ausgeübt worden, oder die Empfehlung irgend einer wohlthätigen Anſtalt oder Landesverbeſſerung, die kürzlich in Gang gebracht worden, oder

die

die Verbreitung einer wichtigen, aber noch ſeltenen Naturerkentnis, oder eine Pflicht des bürgerlichen und häuslichen Lebens. Durchgängig mus die Rede ſo beſchaffen ſein, daß Groſſe und Kleine, Männer und Weiber, Geübtere und Ungeübtere im Nachdenken dabei zuhören und davon Nutzen haben können. Man ſpricht deutlich, überzeugend, rührend und edelfrei. Die Stille, welche dabei herrſcht, übertrift noch die devoteſte Stille der Chriſten in ihren Tempeln, und man weis ſorgfältig iedes kleine Kind, welches Geſchrei und Geräuſch machen könnte, unterdeſſen zu entfernen. Auf die Rede folgt eine kurze Promenade unter den hohen ſchattigen Baumreihen, welche durch den Ausruf des Volksfeſtbeſorgers — laſſet uns eſſen und trinken — abgebrochen wird. Nun wird Mittagstafel gehalten und der Anblick davon hat viel Aehnlichkeit mit ienem Diner oder Souper, welches einſt auch unter freiem Himmel in Galiläa an einem Orte, wo viel Gras war, dem Volke gegeben ward. Man lagert ſich hier ebenſo, wie dort, im Graſe, lagert ſich auch bei Tauſenden und nimmt gleichfalls mit kalter Küche vorlieb; nur mit

 dem

dem Unterſchied, daß man hier mehr als zwei Fiſche auftragen mus und daß hier fünf Nagasbrode nicht ſo weit reichen wollen, wie dort fünf Gerſtenbrode. Dis thut aber zur Sache nichts. Es iſt für Nagasbrod und Nagaskuchen, für Fleiſch und Obſt reichlich geſorgt. Vom Fleiſch gibt es dreierlei, damit ieder wählen könne, was er will; vom Obſt aber wird der ganze Reichthum des Monats aufgetiſcht. Man lagert ſich Familienweiſe. Jede Familie bringt für ſich die nothwendigſten Geräthſchaften, als Teller, Meſſer und Becher mit, damit der Volksfeſtbeſorger damit nichts zu thun haben dürfe. Dieſer beſorgt bei Tiſche nur das, was gegeſſen und getrunken wird. Unter der mittlern Baumreihe ſtehen durchweg niedrige ſchmale Tafeln; ſo, daß von beiden Seiten von den Gelagerten zugelangt werden kann. Von ieder Familie iſt nur der Hausvater oder die Hausmutter an der Tafel in Bewegung und legt den übrigen, welche gelagert bleiben, vor. Traubenſaft, Obſt- und anderer Früchte Saft ſind bei dem Eſſen das Getränk, und ieder Hausvater ſorgt dafür, daß keiner von ſeiner Familie ſich übernehme.

Den

Den übrigen Theil des Tages hindurch trinkt man Quellwaſſer mit dergleichen Säften gemiſcht. Das ganze Freudenmahl dauert nicht länger als eine Stunde. Auſſer dem Volksfeſtbeſorger, der vorher ſchon alles angeſchaft hat, ſind noch ſo viel Taglöhner, als nöthig, dabei beſchäftigt, welche auftragen und ihm ſonſt noch hülfliche Hand leiſten. Dieſe bekommen ein gutes Taglohn und mit ihrem Aufſeher die Nachmahlzeit. Die ſeligſte Heiterkeit herrſcht durchgehends während des ganzen Mahls und man genießt wie am Tiſch der Natur herzlichgemeinſchaftlich, was die Natur für alle ihre Kinder erzeugte. Obſt, Früchteſaft und Quellwaſſer bleiben den ganzen Tag über auf den Tafeln ſtehen; ſo, wie aber die übrigen Speiſen abgetragen ſind, fängt man an zu ſingen und bleibt dabei gelagert. Auch dis iſt ein Lieblingsvergnügen der Trakimorianer. Der Diſtriktrichter hebt den Geſang an und ſo ſtimmen rechts und links alle Tauſende bald mit ein. Man ſingt ohne wildes Geſchrei, freudig zwar und heiter, aber doch mäſſig, und Volkslieder, die allgemeinbekannt ſind. Dergleichen gibt es hier in Menge, und zwar von der edelſten Art. Seit Jahrhunderten haben

die Aufgeklärteſten der Nation, welche wahres Dichtertalent hatten, ſolche geliefert, und es hat ſogar Suma's gegeben, welche es nicht unter ihrer Würde fanden, auch durch wackere Volkslieder bei der Nachwelt im Andenken zu bleiben. Man richtet hier aber auf dieſe Art von Liedern ſein vorzügliches Augenmerk. Wer ſchamlos genung wäre, ein üppiges Lied oder ſonſt ein Lied, das thieriſche Leidenſchaften erregte, ſingen zu lehren, der würde zum Lohn dafür öffentlich zur Schandſchaue hingeſtellt werden Der Inhalt aller Volkslieder darf daher nichts anders ſein, als — Gottesverehrung, Naturpreis, Vaterlandsliebe, Sumalob, edle Bürgerthat, Familienglückſeligkeit, Freundſchaftsfreudenſchilderung und Erweckung ſanfter Freude und lauter edler Empfindungen. Gegenwärtig hat man auſſer einer weit gröſſern Menge anderer, die auch alle des Singens werth wären, wenigſtens hundert, welche im Beſitz des Beifalls der ganzen Nation ſind. Dieſe machen gleichſam das neue Geſangbuch von Trakimor aus und man kann ſie faſt alle auswendig. Am Volksfeſt wird nach

ein-

eingenommenen Mahl zuförderſt ein Loblied des Schöpfers geſungen; dann folgt das älteſte unter allen Volksliedern, das Lied auf die groſſe Staatsrevolution in Trakimor; dann ein Lied auf Haiamal, worinn er dem Verfaſſer, als er es ihm überreichte, einige Strophen ſtrich, die aber dennoch mitgeſungen werden. Wenn er nun gerade einem Volksfeſt beiwohnt und man will dieſe Strophen ſingen, ſo gibt er wohl ein Zeichen mit der Hand, daß ſie weggelaſſen werden ſollen; aber man ſtimmt ſie doch an, und hat das Volk noch nicht herzlich geſungen, ſo ſingt es dann erſt recht. Hernach folgen allerlei andere Volksgeſänge, z. E. ein Lied auf die gegenwärtige Jahreszeit, ein Lied auf die Schönheiten der Natur überhaupt; Freiheitslieder, Freundſchaftslieder, Freudenlieder. Von weitem nimmt ſich dis gar treflich aus und man kann der Ueberzeugung dabei ſchlechterdings nicht widerſtehen, daß da, wo ſo geſungen wird, ein wahrhaftigglückſeliges Völklein bei einander ſein müſſe. Iſt man mitten darunter, ſo kann man auf das deutlichſte ſehen, wie von Geſang zu Geſang der Geiſt der wahren, herzlichen Freude ſich über die ganze Geſellſchaft noch immer mehr und

mehr ausgieſſe. Dieſe frohe Unterhaltung dauret wenigſtens länger noch als die vorhergegangene Mahlzeit; alsdann wird Anſtalt zum Tanz gemacht. Hierinn dürfte die trakimorſche Nation unſtreitig die Meiſterin auf dem Erdboden ſein. Ihr vortreflicher Wuchs und die Leichtigkeit des Körpers, welche durch einfache und natürliche Lebensart erzeugt und lange erhalten wird, kommen ihr dabei ſehr zu ſtatten, und eben darum, weil ſie gut tanzt, tanzt ſie auch gern. Jung und alt tanzt, und es macht einen ganz eigenen Eindruck, wenn man ein zwanzigiähriges Mägdgen an der Hand eines hundertundzwanzigiährigen Greiſes oder ein hundertundzwanzigiähriges Mütterchen am Arm eines zwanzigiährigen Jünglings auf dem Tanzplatz erblickt. Wie man nun ein Volk auch an ſeinen Tänzen erkennt, ſo ſticht in der That aus iedem hier üblichen Tanz der frohgeſittete oder geſittetfrohe Karakter des hieſigen Volks hervor. Man ſieht dabei keine wollüſtigen Bewegungen, Beugungen und Sprünge gegen einander; man walzt ſich nicht nach Thierart; man ſpringt aber auch nicht nach deutſcher Bauern Art. Da die Nation muſikaliſch iſt, ſo iſt ſie auch taktfeſt im Tanz, und

es ſieht ſich daher ihr ſehr angenehm dabei zu. Am liebſten ſind ihr die Rundtänze und die Tänze mit vielen Verwickelungen. Jene machen allemahl den Anfang und auch den Beſchlus der Tanzgelage. Am Volksfeſt wird auf dem groſſen freien Platz, der in der Mitte des geſelligen Ortes iſt und den man auf das bequemſte dazu eingerichtet hat, wacker getanzt. Ein Rundtanz fällt alsdann am artigſten in die Augen. Es ſtehen nehmlich hie und daſelbſt einzelne, weitſchattende Bäume; um ſelbige her wird dieſer Tanz gemacht und zwar ſo, daß nahe am Baum nur ſo viel Perſonen, als die Dicke des Stamms erfordert, um gemächlich um ihn her tanzen zu können, den erſten Rundreihen bilden. Um dieſen ziehet ſich in einiger Entfernung wieder ein gröſſerer Rundreihen her; um dieſen noch ein gröſſerer und ſo fort. So tanzen oft zehen, zwölf ſolche Rundreihen um einander her, wovon die äuſſern immer gröſſer werden, und der eine linkshin, der andere rechtshin hüpft. Dis reicht den Anblick eines netten Gewirres von frölichen Menſchen, wenn man dazu auf einem erhabenen Orte ſteht, und die Tänzer wiſſen es ſo einzurichten, daß der Umfang, den ſie unten einneh-

men,

men, mit dem Umfang, welchen oben der Baum mit ſeinen Zweigen einnimmt, genau übereinſtimme. Mit dieſem Rundtanz weihet man ſich gleichſam zum ganzen Tanzfeſt ein, und hernach trennet man ſich in ſehr viel kleine Tanzgeſellſchaften. Bald ſind die Tänzer Muſikanten, bald die Muſikanten Tänzer. Wer nicht mehr tanzen will oder gar nicht tanzt, der ſucht ſich ſeine Geſellſchaft, mit der er ſpricht. Geſpielt wird gar nicht; auſſer — von Kindern. Dieſe ſpielen auf mancherlei Art; doch immer ſo, daß einige Leibesbewegung dabei Statt findet. Da ſitzt dann bald ein einzelner Greis unter ſo einem Haufen von ſpielenden Kindern und ſieht der luſtigen Nachwelt froh und ſegnend zu; bald ſitzen mehrere ſolcher Greiſe bei einander und laben ſich durch Erzählungen und Erinnerungen alter Geſchichten noch einmahl in das vorige Jahrhundert zurück. Der ganze Tag verſtreicht allen und ieden auf das ſchnelleſte, und ſo, wie die Sonne nahe am Untergange iſt, wird der Beſchlusrundtanz gemacht. Alsdann kann ieder, wer will, eine kühlende Milch genieſſen. Endlich kommt der Volksfeſtbeſorger und ruft aus — Laſſet uns gehen; die Sonne iſt unter.

ter. Hierauf wird ein Abendvolkslied angeſtimmt und dabei auf das herzlichſte auseinander gegangen. Alles ſingt ſich nach Hauſe, und ſo iſt ganz Trakimor alsdann ein groſſer Tempel, der überall von menſchlichen Freudenſtimmen erklingt. Der Volksfeſtbeſorger theilt ſofort den ganzen Ueberreſt von Speiſe und Trank unter die Armen ſeines Diſtrikts aus, und wird der letzte Mann, welcher nach Hauſe geht.

Wer nun auch nie einem hieſigen Volksfeſt beigewohnt hätte, ſondern ſie blos aus dieſer Beſchreibung kennen lernte, müſte dennoch ihre Einrichtung für die zweckmäſſigſte halten. Der Endzweck ſolcher Feſte kann kein anderer ſein, als -- dem ganzen Volke einen frohen Tag zu machen und — es dennoch dabei gut zu erhalten. Beides wird hier im Ganzen allemahl und durchgehends meiſtentheils erreicht. Alles, was dem natürlichheitern und zugleich geſitteten Menſchen ſchätzbar iſt, Naturgenus, Unterredung mit ſeinesgleichen, Anhörung eines Weiſen, eine frugale Mahlzeit in groſſer Geſellſchaft ohne allen Zwang, Muſik, Geſang und Tanz, iſt hier beiſammen.

Nur die europäiſche Spielſucht geht dabei leer aus; allein in Trakimor wird es, wie hernach umſtändlicher gemeldet werden ſoll, unter der Würde eines Mannes gehalten, zu ſpielen. Ebenſo iſt aber auch auf der andern Seite durch die ganze Einrichtung auf das möglichſte dafür geſorgt, daß man durch ſolche Freudentage kein ſchlechter Menſch werde. Das Volk hat ſich auch durch ſie ſo glücklich geſtimmt, daß man weiter wenig oder gar nicht von groſſen Schmauſereien im Lande hört. Familienweiſe iſt man gern beiſammen; aber — um in ſtarken Geſellſchaften zu ſein, verſpart man bis zum nächſten Volksfeſt, wo man gewis die ſtärkſte Geſellſchaft antrift. Dis iſt eine der wohlthätigſten Wirkungen dieſer Feſte; weil dadurch dem zügelloſen Aufwand in den Häuſern geſteuert, die Wirthſchaft in Ordnung erhalten und eine edlere Kinderzucht ungemein befördert wird. Nur ſelten wird daher hier der Fall eintreten, daß ein Bürger, er ſei Kaufmann oder Fruchtbauer, durch Gaſtereien ſich zu Grunde richtet.

Dieſe Idee, dem ausgelaſſenen Geiſt der Schmauſerei den Zugang zu verwehren, war auch

auch eine von denen, welche die Weiſen der Vorwelt antrieb, ſolche Volksfeſte nicht in Picknicks zu verwandeln, zu welchen ieder ſein Eſſen und Trinken mitbrächte, ſondern die Mahlzeiten an ſelbigen aus der öffentlichen Volkskaſſe beſtreiten zu laſſen.

„Geldſtolz, ſpricht iener ältere Suma in ſeinem Traktat über die öffentlichen Vergnügen, könnte die Reichern leicht antreiben, an ſolchen Volkstagen mit ihrem Ueberflus ſich ſehen laſſen zu wollen. Hierdurch würde der Praſſerei, der Unmäſſigkeit und allen aus ihr folgenden Laſtern nicht nur Thüre und Thor geöfnet, ſondern auch der groſſe Endzweck dieſer Tage — die völlige Gleichheit, in welcher ſich an ſelbigen alle Bürger fühlen ſollen — ganz vereitelt. Jedermann weis, wie leicht ſo geſchloſſen wird — ich habe etwas beſſeres zu eſſen, alſo bin ich mehr. Jedermann weis auch, wie leicht einfältige Aermere, die ſchlechter eſſen müſſen, dieſen albernen Schlus gelten laſſen. Die Reichern würden alſo durch die Theurung und durch die Menge ihrer Speiſen die Aermern zu demüthigen ſuchen, und viele von dieſen, wenn

ſie nach ihren Tiſchen blickten, würden ſich auch dadurch gedemüthigt glauben. Das würde ein ſchönes Beiſammenſein nach Tiſche geben, wenn die Reichern den Aermern noch immer darum nur über die Achſeln anſähen, weil ſie beſſer gegeſſen hätten, als er. Nein, am Volksfeſt mus ieder eſſen und trinken können, was der andere ißt und trinkt. Auch könnte der Fall ſein, daß mancher Aermere dem Reichen nichts nachgeben wollte und ein Grosthuer würde. So lieſſe er ſich wohl ebenſoviel und ebenſoſchöne Gerichte nachbringen, als dieſer, überſtiege damit die Kräfte ſeiner Haushaltung und geriethe dadurch in Schulden. Welch ein trauriger Erfolg unſerer gutgemeinten Volksfeſte wäre dis, wenn Bürger dadurch an den Bettelſtab geriethen! Ja, halbkluge Aermere, die zwar klug genung wären, den Reichern zu ihrem Schaden nicht nachäffen zu wollen, die aber nicht klug genung wären, um einzuſehen, daß es ſie nicht beſchimpfe, wenn dieſe neben ihnen beſſer äſſen, als ſie, könnten dadurch Veranlaſſung nehmen, von dieſen Feſten wegzubleiben, und ſo verlöhren wir wieder unſere Abſicht der Allgemeinheit ſolcher Freudentage. Darum iſt es nothwendig, daß der Schmaus

an ſelbigen vom Staat ſelbſt ausgerichtet werde. So kann und mus ieder eſſen und trinken, was ihm gereicht wird, und wer daran nicht genung hat, kann zwar davon bleiben, mus den Schmaus aber doch bezahlen helfen.“

Eben dieſer durchſehende alte Patriot mit dem Diamantshut ſpricht ferner: „So würde es auch nie an Geizhälſen unter uns fehlen, welche gewohnt ſind, zu Hauſe mit Weib und Kindern ſich kaum ſatt zu eſſen. Dieſe würden auf der Stelle ſich von den öffentlichen Freudentagen ausſchlieſſen, weil ſie ſich ſcheuen würden, vor allen ihren Mitbürgern ihre hundiſche Lebensart zu zeigen und doch auch ihrem Geiz durch Aufwand eines menſchlichern Lebens daſelbſt kein Herzeleid zufügen wollten. Wird der Schmaus aber auf allgemeine Koſten ausgerichtet, die ſie einmahl tragen helfen müſſen, ſo wird ſie eben ihr Geiz antreiben, hinzuzueilen und ihren Beitrag wieder abzuſchmauſen. Vieleicht, daß dieſes, wenn ſie es doch wenigſtens zwölfmahl im Jahre thun, auf ihre ganze hungrige Denkart eine gute Wirkung hat. Sie kommen da doch unter

Menſchen, lernen Lebensgenüſſe kennen und werden vom allgemeinen Freudengeiſt umſchwebt. Alle Anlage zu menſchlicher Empfindung müſte ia in ihnen ſchon zerſtört ſein, wenn dis nicht einigen Nutzen für ſie haben ſollte.“

Endlich ſpricht auch dieſer menſchliche Suma; „Wie ſollte es denn dem Armen gehen, wenn ieder ſeine Mahlzeit ſich zum Volksfeſt mitzubringen hätte? Soll er ganz davon bleiben? O ihr Unmenſchen, die ihr ſo etwas vorſchlagen könnet! Sehet, ſo einen Tag, wie ihr da beim Volksfeſt habet, habet ihr wohl täglich in euren Häuſern, und ihm wolltet ihr denſelben nicht einmahl monatlich gönnen? Wiſſet, er mus der erſte dabei ſein; er hat das gröſte Recht dazu, dann er hat lange keinen frohen Tag gehabt. Was ſoll er aber da? Soll er hungern, während daß ihr praſſet? Das mus er vieleicht in ſeiner Hütte und in ſeiner Einſamkeit thun; wollet ihr noch die Schadenfreude haben, es ihm vor eurem Augen thun zu ſehen? Soll er ſein trocknes Nagasbrod blos mit zum Feſt bringen? Wie? könnte euch eure überflüſſige Mahlzeit auch

wohl

wohl ſchmecken, wenn er gegen euch über nichts, als Brod käuete? Oder wollet ihr ihn da etwa an euren Tiſch nehmen? So müſte er ſich ia aber bei euch bedanken! Ihr ſollet ihn mit an euern Tiſch nehmen; ihr ſollet ihn, weil er abgabefrei iſt, durch eure Abgaben, von denen der Schmaus gegeben wird, daſelbſt beköſtigen; aber — ohne daß er ſich bei euch bedanken müſſe. Handelt ein Wohlthäter nicht erſt alsdann ganz edel, wenn er den, welchem er Gutes thut, auch der Mühe des Danks überhebt? Und was iſt es denn, woran ihr ſolchergeſtalt am Volksfeſt den Armen Theil nehmen laſſet? Sind es nicht die Gaben der Sonne und der Erde? Hat nicht ieder Menſch zu dieſen an ſich ſchon ein ihm angebornes Recht? Alſo dafür ſollte ſich der Arme bei euch bedanken, daß ihr ſo barmherzig wäret, ihn ſelbige mitgenieſſen zu laſſen? Kann er dafür, daß euch das Schickſal in der menſchlichen Geſellſchaft beſſer ſetzte, als ihn? O ſeid am Volksfeſt gern der Wirth und laſſet ihn Gaſt ſein! Vorzug genung für euch, daß ihr ihn bewirthet; wie gern wäre er reich und bewirthete euch! So hätte er es auch zu Hauſe ſo gut, wie ihr.

 Darum

Darum ſo eilet, eilet recht, wenn Volksfeſt iſt, dahin, und den ganzen Tag über ſchwebe euch da der ſüſſe Gedanke vor der Seele — heute bewirthen wir Reichere die Armen im Lande! Habet ihr das geringſte Menſchengefühl, ſo wird euch dieſer Gedanke ſo wohlgemuth, wie an den ſeligſten Tagen eures Lebens machen."

Damals, als der alte ehrliche Mann mit dem erſten Hut im Lande dis niederſchrieb, muſte es hier viel unedeldenkende Reiche geben. Jetzt würde er nicht nöthig finden, ſo heftig gegen ſie zu deklamiren. Schlechtes mochte überhaupt wohl zu ſeiner Zeit Regel ſein, und Gutes nur Ausnahme; gegenwärtig iſt es umgekehrt. Wenn es auch hier und da noch einzelne Begüterte gibt, die am Wohlthun eben nicht ihre Freude finden: ſo ſind doch die allermehreſten unter ihnen edle Menſchenfreunde. Man ſieht es ihnen an, daß das Vergnügen ihrer Mitbürger ſie erſt recht vergnügt mache und daß ſie ſich auf die Kunſt verſtehen, durch Theilgebung ihre eigenen Genüſſe noch zu erhöhen und zu verſchönern. Sie eilen nicht nur zu den Volksfeſten, ſondern ſie zeichnen ſich auch daſelbſt als Rei-

che wirklich aus und machen ganz den Wirth dabei. Sie behandeln nicht nur die Armen, von denen es bekannt iſt, daß ſie nichts zum Volksſchmauſe beigetragen haben, ebenſo höf= lich und liebevoll, wie ihresgleichen; ſondern ſie laſſen ihnen auch bei ieder Gelegenheit da= bei den Vorrang. Weit entfernt, daß ſie ſie ihren beſondern Rundtanz zuſammen machen lieſſen, vermiſchen ſie ſich vielmehr mit ihnen recht abſichtlich; und ebenſoweit entfernt, daß ſie ſie bei der Mahlzeit an beſondere Tafeln verwieſen, ruft iede wohlhabende Familie vielmehr einen derſelben zu ſich, bedient ihn, legt ihm von allem zuerſt vor und bewirthet ihn in recht eigentlichem Verſtande in ihrem Schoſſe. Wenn dann der reiche Hausvater ſei= nem armen Gaſt das Eſſen und Trinken zuträgt, ſo thut er dis auf eine ſo gutherzige Weiſe, daß es iſt, als wenn man ihn dazu ſagen hörte — genies doch recht reichlich und freu= dig, zu Hauſe haſt du es ia nicht. Man müſte ſich auch warlich auf ächtes menſchli= ches Vergnügen nicht verſtehen, wenn man als Reicher bei ſolchen Gelegenheiten nicht ſo thun wollte; denn das Benehmen der Armen den ganzen Volkstag über gewährt iedem ge= fühlvollen Herzen einen überaus angenehmen

Anblick. Sie vergeſſen gleichſam auf zwölf oder ſechzehn Stunden, daß ſie arm ſind, fühlen ſich ſo reich, als ſich nur der Suma fühlen kann, laſſen ſichs herzlichwohl gehen, ohne dabei Thiere zu werden, und ſingen ſich mit den Ueberreſten des Schmauſes am lauteſten nach Hauſe. Hierdurch wird auch dem Neide vorgebeugt, mit welchem ſie ſonſt auf die gröſſere äuſſerliche Glückſeligkeit der Reichen blicken möchten, und ſo kann man mit Recht ſagen, daß in Trakimor die Volksfeſte es ſind, die das durch ungleiche Austheilung der irrdiſchen Güter zerriſſene Band zwiſchen Menſchen und Menſchen wieder zuſammenknüpfen.

Freilich machen dieſe Feſte in iedem Diſtrikt einen beſondern Mann nothwendig, der ſie beſorgt, der weiter nichts thun kann, als daß er ſie beſorgt, und der vom Staat ausdrücklich dazu beſoldet werden mus. Inzwiſchen ſind dergleichen Männer ia auch ienſeits des Grabens keine Seltenheit und man läſſet daſelbſt die Beſoldungen für die Vergnügenaufſeher, Vergnügeneinrichter und Vergnügenmeiſter unter den öffentlichen Ausgaben ohne Widerrede in Rechnung paſſiren. Nur

der einzige Unterſchied möchte etwa dabei ſein, daß hier zu Lande vor dem Titel Vergnügen- oder Feſtaufſeher noch das Wörtlein Volks ſteht. Dis rührt nun aber von der eigenthümlichen Verfaſſung des Landes Trakimor her, vermöge welcher die Suma's ſich keinesweges allein und im Nahmen aller freuen, ſondern ſich mit dem Volke zugleich freuen ſollen, und nicht etwa nur eine gewiſſe Zahl von vornehmgebornen und vornehmgemachten Dienern, Lieblingen und Müſſiggängern, ſondern alle Rechtſchaffenen in allen zwölf Diſtrikten den Hof vorſtellen, der zu den Ergötzungen ſeines Suma den Zutritt hat. Eine Verfaſſung, deren ſich Trakimor, falls ſie auch die einzige in ihrer Art auf dem Erdboden ſein ſollte, weder vor Gott noch vor Menſchen zu ſchämen haben dürfte! Und — ohne zu unterſuchen, ob nicht ienſeits des Grabens dergleichen Männer, die weiter nichts thun, als daß ſie für das Vergnügen ihrer Suma's ſorgen, auch oft zu zwölfen bei einander ſind und beſoldet werden:

 ſo

ſo iſt nur blos noch zu bemerken, daß alle die zwölf, welche hier die Volksfeſte beſorgen, zuſammen nicht ſo viel Sold bekommen, als dort oft Einer empfängt, der den Vergnügensmeiſter für den Hof nur macht. Die Aeuſſerung ienes alten Suma deshalb, der über die Volksfeſte ſchrieb, iſt zu wacker, als daß ſie nicht unter den Auszügen aus ſeiner Abhandlung wenigſtens den letzten Platz verdiente:

„Allerdings mus es in iedem Kreiſe einen unſerer Mitbürger geben, der die Beſorgung des Volksſchmauſes hat. Einer ſolchen Bedienung darf man ſich ſo wenig ſchämen, als man ſich zu ſchämen hat, einer von den Wirthen am Meere zu ſein, die die ankommenden Bewohner iener Eilande aufnehmen und beköſtigen. Es iſt aber begreiflich, daß man damit alle Hände voll zu thun habe und daß ein ſolcher Mann weiter nichts betreiben könne, wenn er zur Zufriedenheit ſowohl, als auch zum Beſten des Volks ſein Amt abwarten will. Mus er nicht immer auf den Vorrath zur Beköſtigung einer ſo groſſen Menge Volks von Zeit zu Zeit bedacht

dacht ſein? Mus er nicht, um auch das öffentliche Vergnügen mit möglicher Erſparnis zu betreiben, immer um ſich ſehen, daß er zur rechten Zeit und am rechten Ort einkaufe? Wovon ſoll er alſo mit den Seinigen leben? Soll er etwa ieden Schmaus für einen gewiſſen Preis ausrichten und dabei ſeinen Sold einhandeln? So könnte er hernach die verdorbenſten und ſchlechteſten Speiſen und Getränke geben, wie er wollte. Er mus alſo den Schmaus auf Rechnung ausrichten. Soll er auf die Nebenvortheile gewieſen werden, die er ſich beim Einkauf ſtiften kann? Dis wäre ebenſoviel, als wenn man ihn berechtigte, ein öffentlicher Betrüger zu werden? Sollen ihm die Ueberbleibſel des Schmauſes überlaſſen werden? Dieſe gehören den Armen. Lieſſe man ſie ihm aber auch, ſo könnte er es ſo einrichten; daß noch einmahl ſo viel übrig bliebe, als aufgezehrt wird. Er mus demnach öffentlich beſoldet werden. So hat er für ſeine Arbeit Brod und ſo kann das Volk auch von ihm die genaueſte Rechnung fordern. Das ſind dann nun freilich zwölf Beſoldungen, welche gereicht werden müſſen. Aber wer trägt ſie denn? Trägt ſie nicht das Volk? Wie?

könnte ein Suma auch wohl ie hierüber reden? Könnte er es, ſo gäbe er zu erkennen, daß er nicht darüber unwillig ſein würde, wenn ſie das Volk nur für ihn trüge. Aber das Volk trägt ſie für ſich. Nun, ſo frage man das Volk, ob es ſie tragen will; unter allen Laſten wird es gewis keine williger tragen, als dieſe. Freilich ſo ein Suma Trolldidoll, wie der war, den wir einmahl hatten, würde mit Kopf und Beinen dagegen gearbeitet haben, daß ſolche unnütze Beſoldungen nicht gereicht werden müſten; aber — daß einer von den Vergnügenmeiſtern für ſeinen bloſſen einzigen eigenen Leib mehr koſte, als dieſe zwölf zuſammen, welche dem Volk zuweilen auch einen luſtigen Tag bereiten ſollen, davon würde er kein Wort geſprochen haben. Und ſolcher Vergnügenmeiſter für ſeinen eigenen Leib und höchſtens für ſeine Lieblinge und Schmeichler hatte er auch wohl zwölf. Dieſe geſchäftige Müſſiggänger waren blos dazu da, lauter ungeſchäftige Müſſiggänger zu erfreuen und zu erquicken, und — das Volk muſte ſie alle auch beſolden. O, über den Nichtswürdigen! Ein Suma mus nicht im Nahmen ſeines Volks eſſen und

trinken und ſich luſtig machen wollen, wäh= rend daß das Volk ſich plagt und quält, um die Koſten für ſeinen Schmaus und Tanz zu= ſammenzuſchwingen. Der Vergnügenmeiſter mus nicht für ihn, ſondern für das Volk ge= halten werden. Wird er für das Volk ge= halten, ſo wird er ia doch im Genus für ihn gehalten, denn der Anblick ſeines ſich freuenden Volks mus ſeine Freu= de ſein. Nur auf dieſe Weiſe gereicht es ihm zur Ehre, daß man im Lande ſage — unſer Suma hält ſich Vergnügen= meiſter. Darum nennet den Suma, wel= cher iemals wieder Vergnügenmeiſter für ſeinen eigenen Leib blos haben will, Trolldidoll den zweiten; und ſo lange es heiſſen ſoll, daß Freiheit und Le= bensgenus im Lande ſei und daß man in Tra= kimor auch für Bürgerfreude ſorge, werde iedes unſerer Volksfeſte heilig gefeiert; denn — ſie ſind die Tage der Menſch= heit!“

Unter allen Suma's, welche, ſeitdem dieſer Vortrefliche den Hut nicht mehr tragen wollte, regiert haben, kann keiner mehr über dieſe Materie mit ihm ſimpathiſirt ha= ben,

ben, als Haiamal; und es iſt bereits geſagt worden, wie ſo gern er auch auſſerordentliche Volksfeſte aus ſeiner eigenen Taſche veranſtalte. Deſto ſorgfältiger hält er aber auch darauf, daß das Volk ſeine übrigen Tage betriebſam und wacker anwende. Er gibt es bei ieder Gelegenheit zu verſtehen, daß man an den Volksfeſten wohl genung haben könne, um in vergnügten groſſen Geſellſchaften zu ſein, und daß übrigens ieder Mensch nach vollbrachten Geſchäften in dem Schoſſe ſeiner Familie ſich am beſten befinden müſſe. Mithin würde er nicht verſtatten, daß iemand Gewerbe daraus machte, auſſer ienen allgemeinen Feſten noch öffentliche Vergnügungen zu veranſtalten und an ſelbigen das Volk für baar Geld Theil nehmen zu laſſen. „Das macht Müſſiggänger, pflegt er zu ſagen, Verſchwender und Schwelger. Am Ende liefe man wohl tagtäglich hin. Wenn das auch mancher mit ſeinem Vermögen aushalten könnte, ſo würden es doch auch viel andere nachthun, die dadurch ſchlechterdings zu Grunde gehen müſten. Und geſetzt, alle unſere Bürger hätten Geld genung dazu, welche Unordnungen würden dadurch im Innern ihres Hausweſens entſtehen, wie würde

die

die Kinderzucht dabei leiden, wie würde es um alle unſere einfache und natürliche Lebensart und mit dieſer um iede Haustugend, um iede Bürgertugend, um unſere Geſundheit, um das glückliche Alter und um die Dauer unſerer Lebenslänge geſchehen ſein! Menſchen, welche tagtäglich ohne Noth von Weib und Kindern liefen, müſten ihr zärtliches Gefühl für ſie immer mehr verliehren. Ihre Sucht nach Vergnügungen würde alle edle Thätigkeit für andere in ihnen erſticken. Sie würden am Ende zu den erſten Pflichten der Menſchheit, zu Hülfsleiſtungen und Rettungen keine Zeit mehr haben. Schlüge die Stunde, in welcher ihr Alltagsgelag ſich anhübe, ſo würden ſie alles andere ſtehen und liegen laſſen, Gelegenheiten, Nutzen zu ſtiften von ſich ſtoſſen, gegebene Zuſagen nicht erfüllen, Rathgebungen, die heute noch erfolgen müſten, bis morgen früh, da ſie ſchon zu ſpät ſind, aufſchieben, Bitten verſagen, nur rennen, als wenn ihnen der Kopf brännte, und unterwegs noch umkommen laſſen, wer umkommen wollte. Und — wenn dis auch alles nicht wäre, lebt denn wohl ein Menſch dazu, um ſich ewig zu zerſtreuen, den Endzweck ſeines Daſeins

aus

aus den Augen zu verliehren, gar nicht zu ſich ſelbſt zurückkommen, nicht über ſich nachzudenken und ſich nicht zu fragen, wie es um ſeinen Geiſt, um Fortſchritte in edlen Kentniſſen und um Ausbildung guter Geſinnungen an ihm ſtehe? Geht er aber wohl zum Gelage, um dieſe Unterſuchung da anzuſtellen? Kann er ſie da anſtellen? O wie fremd gegen ſich ſelbſt, wie wüſte und wie ſchlecht müſte ein Menſch werden, der ſich gar nicht mehr mit ſich ſelbſt unterhielte, ſondern immer im Geräuſch lebte! Wie würde er ſich im Alter, wenn er nicht mehr zur Welt könnte, in ſeinem Hauſe nun zur Laſt ſeiner ſich ſeines Lebens ſchämen und vor dem nahen Wechſel der Welten zittern! In Trakimor aber ſoll man freudig ſterben, und um dis thun zu können, mus man weiſe und edel gelebt haben."

Es gibt daher hier keinen andern öffentlichen Tanzboden, keinen andern öffentlichen Koncertſal und keinen andern öffentlichen Eß- und Trinkplaz, als den im groſſen freien Rund, welches ieder Diſtrikt zwiſchen Gerichtshöhe und Gottesacker aufzuweiſen hat und wo man nur an den von den Obern angeſezten Tagen zuſammenkommt. Auch fallen hier

hier alle beſondere Luſtbarkeiten der Dienſtboten weg; weil Geſinde und Herrſchaft ſich am Volksfeſt zugleich luſtig machen. Von den eigentlichen ſogenannten Handwerkergelagen, bei welchen es in Europa oft ziemlich thieriſch hergeht, weis man hier ebenfalls nichts; denn es gibt hier keine Innungen. Jeder arbeitet und verfertigt, was er kann und will. Je beſſer er es gelernt hat, deſto vollkommenere Arbeit liefert er; und wer die beſte Arbeit macht, der hat die meiſten Kundleute. Man weis von keinen Jungen, von keinen Geſellen und Meiſtern. Die Wörter, aufdingen und losſprechen, kommen gar nicht vor. Gewandert wird auch nicht. Mehrentheils werden die Söhne, was die Väter ſind, und dann lernen ſie bei dieſen. Im gegenſeitigen Fall bringt der Vater den Sohn zu einem ſeiner Mitbürger, der das Metier treibt, das dieſer einſt treiben will und bezahlt ſo lange für ihn, bis er entweder bei ſeinem Lehrherrn oder bei einem andern für ſeine Arbeit freien Unterhalt empfangen kann. Lehrherr und Lehrling ſind nicht an einander gebunden; ieder kann den andern entlaſſen oder von dem andern gehen, wie er will. Lehrt iemand einen fremden Purſchen aus

freiem

freiem Willen unentgeldlich, ſo hat er des⸗
halb kein Zwangsrecht auf ihn; weil es ſonſt
keine Barmherzigkeit wäre, die er an ihm
ausübte. Arme iunge Leute, die keinen
Freund wiſſen, der ſie umſonſt in dem Metier,
wozu ſie Luſt haben, unterrichten will, die⸗
nen oder taglöhnern erſt eine Zeitlang und
ſammlen ſich Geld dazu. So geſchiehts oft,
daß völlig erwachſene Leute, ia Männer, die
Frau und Kinder ſchon haben, noch ein
Handwerk lernen. Mancher Bürger ver⸗
ſteht ſich auf drei, vier Handwerke, und
treibt bald dieſes, bald ienes, nachdem er es
am nützlichſten für ſich findet, und niemand
ſtellt ihn darüber zur Rede. Mancher ver⸗
tauſcht in höhern Jahren noch ſein bisher
getriebenes Handwerk mit einem andern, das
er nun erſt lernt; mancher hat gar keinen
Lehrherrn gehabt, iſt ſein eigener Unterrich⸗
ter geweſen, und bekommt darüber keinen
Vorwurf, wenn er nur gute Arbeit macht. Der
Grundſatz gilt hier durchgängig, — daß
eben darum, weil der Staat von
dem Bürger fordert, daß er ſich
und die Seinigen ernähren ſolle,
auch dem Bürger vom Staat das
Recht zugeſtanden werden müſſe,
auf

auf iede ehrliche Art und Weiſe ſich zu nähren, wie er will, ohne daß ihm ſeine Mitbürger im geringſten dabei hinderlich ſein dürfen. Man fragt alſo nicht, wenn iemand die Anzeigetafel von ſeiner Arbeit über der Hausthüre aufſteckt, ob er auch vom Handwerk ſei, wie viel Jahr er zugebracht, ehe er die Arbeit gelernt, ob er einen Lehrbrief vorzeigen könne und ob er ein Meiſterſtück verfertigt habe; noch viel weniger gehen Obermeiſter herum und nehmen ſogenannten Pfuſchern das Handwerkszeug weg. Pfuſcher heiſſen hier nur ſolche Arbeiter, die ſchlechte Arbeit machen. Dieſe legen ſelbſt das Handwerkszeug bald wieder weg, weil niemand ihre Waaren kauft. Wer ſonſt Luſt dazu hat, kann ſein Haus über und über mit Anzeigetafeln bekleiden, und die einzige Frage, welche darüber an ihn geſchieht und die die natürlichſte iſt, thut blos der Kaufluſtige, nehmlich — haſt du von dieſer oder iener Art Arbeit fertig? Dieſe wird genau unterſucht, nicht aber der Mann, der ſie macht. Taugt ſie nichts, ſo geht der Käufer weiter. Hieraus entſteht der groſſe Vortheil, daß die Arbeiter ſamt und ſonders

unter einander wetteifern, daß ſie zu billigen Preiſen verkaufen und daß es ohne alle Innungen und Zünfte dennoch keinen immerwährenden wirklichen Pfuſcher gibt. Statt, daß man anderwärts nur ein- für allemahl das Meiſterſtück macht, mus man hier iede Arbeit, die man abſetzen will, zum Meiſterſtück machen.

Die genaue Aufſicht, welche man ſolchergeſtalt, wie vorhin beſchrieben, über öffentliche Luſtbarkeiten hat, kann ſchon in voraus das Schickſal beſtimmen, das hier die Gaukler und Narren aller Art haben würden, welche auf den Einfall kämen, ihre unnützen oder gar ſittenverderbenden und lebensgefährlichen Künſte umſonſt und für Geld ſehen laſſen zu wollen. Vor der groſſen Revolution, da man ſich auch an Thierkämpfen und Menſchenbalgereien, wie an Wallfarten nach Sambuls Hóle und an Proceſſionen mit Sambuls Bilde, beluſtigte, waren Taſchen- und Tafelſpieler, Thiertanzgeber, Luftſpringer und Seilläufer in Trakimor ſo willkommen, wie ſie es nur noch heut zu Tage ienſeits des Grabens ſein können; iezt aber hat ſie die geſunde Vernunft gänzlich

lich weggebannt. Seit den glücklichern vier Jahrhunderten kam ein Wagehals von einer der entferntern Inſeln im vorigen Jahre zu- erſt wieder auf den Einfall, ſich hier an Land ſetzen zu laſſen, um ſich mit den unnatürlich- ſten, lächerlichſten, gefährlichſten und fürch- terlichſten Poſituren, in die er ſeinen Körper verdrehen und verrenken konnte, für Geld zu zeigen. Er machte ohne Anfrage den er- ſten Verſuch damit nahe am Meer und bekam wenig Zuſchauer. Schon wollte er wieder zurück in ſein Vaterland, als es ihm wieder einfiel, ſich in der Reſidenz ein beſſeres Schick- ſal zu weiſſagen. Er eilte dahin und bot täglich eine beträchtliche Abgabe, um ſeine auſſerordentlichſten Künſte, wie er ſie nannte, dem Suma und den Vornehmern zu zeigen. Haiamal lies ihn beim Kopf nehmen und ſchickte ihn mit der Warnung, nie wieder zu kommen, wenn er nicht etwa Luſt hätte, Sand zu karren, wieder nach Hauſe. Weil er ſich doch aber ſo gern hatte dem ganzen ehrſamen trakimorſchen Publi- kum zeigen wollen, ſo that man ihm dieſen Willen und lies ihn an einem Morgen vor ganz Trakimor auf der ehrwürdigſten Ge- richtshöhe am Pfahl zur Schau ſtehen. Auf

der Bruſt hatte er dabei eine Tafel mit der Innſchrift — ein Narr mit Lebensgefar. Haiamal ſelbſt hielt dazu dieſe wackere Rede:

„In einem Lande, wo geſunde Vernunft herrſcht, mus kein Narr auf den Einfall kommen, ſich öffentlich ſehen laſſen zu wollen; es wäre denn — an dieſem Pfahl. Schon ſein bloſſer Gedanke, daß er mit ſeinen Narrheiten daſelbſt Beifall finden werde, iſt eine Beleidigung des ganzen Landes, und die beim Suma ſogar dazu geſuchte Erlaubnis iſt die höchſte Beleidigung für Land und Suma. Wir müſſen nichts ſchätzen, und wenn es die unnachahmlichſte Kunſt wäre, ſobald es ohne Nutzen iſt. Wozu? Wozu? mus bei allem, womit wir uns beſchäftigen und andere beſchäftigt ſehen, unſere erſte und letzte Frage ſein. Nur die Güte des Zwecks rechtfertigt erſt iedes Unternehmen; keineswegs aber die Schwürigkeit des Unternehmens ſelbſt blos. Je mühſamer und unnützer zugleich etwas iſt, deſto verächtlicher iſt es vielmehr. Wozu dient nun aber wohl die ganze Kunſt dieſes Narren, den ihr hier ſehet? Wird dadurch das geringſte

ringſte Gute für eine menſchliche Geſellſchaft geſtiftet, zu der er gehört oder unter der er umherreiſet? Iſt der Holzfäller, der Taglöhner nicht ein weit verdienſtvollerer und ſehenswürdigerer Menſch, als er? Laſſet uns dem Fruchtbauer zuſehen, wenn er gräbt, dem Weber, wenn er Zeug macht; — das iſt der Mühe werth; dieſe Leute recken ihre Glieder zum Segen für uns aus. Dieſer Narr aber verrenkt ſeine Glieder ohne Noth. Es iſt wahr, er lebt davon; aber kann er nicht das Feld graben, Holz fällen und Sand karren? So lebt er auch hiervon und iſt zugleich ein nützlicher Menſch. Solch ein Müſſiggänger mus nicht einmahl mehr von unſerm Brod, das ſo arbeitſam erbauet wird, miteſſen dürfen, als was dazu gehört, um ihn nicht Hungers ſterben zu laſſen, bis er wieder anderswohin kommt; geſchweige denn, daß er einſt in der Heimat erzählen ſollte, wie wir ihn ehrenvoll aufgenommen, begaft, bewundert und angeſtaunt hätten. Nein, er erzähle zu Hauſe, daß Trakimor ein Land ſei, wo man keinen öffentlichen Tagedieb duldet und man mehr können müſſe, als gaukeln, um ſich mit Ehren ſehen zu laſſen. Um Geld zu ſchneiden thut der Unwürdige, wenn er

ſeine Künſte zeigt, in iedem Augenblick, als wenn er ſich für die Zuſchauer zerknicken, zerquetſchen und zermalmen wollte; ſollte er aber in wirklichen Nothfällen, in Feuers- und Waſſersgefahren für andere nur den zehnten Theil ſo viel thun, ſo würde er nicht dazu bereit ſein. Ihr ſeid zu klug, Mitbürger, als daß ihr denken könntet, ich hätte euch eine Freude verdorben, daß dieſer Narre ſein Spiel nicht bei uns treiben dürfe. Wer unter euch poſſirliche Bewegungen, Verwickelungen und Sprünge ſehen will, der kann ſie täglich an der groſſen Baumſchlange ſehen, welche ſie noch weit künſtlicher macht, als er. Wer von euch fürchterliche Bewegungen ſehen will, der gehe im Sturm ans Meer und blicke nach den Fahrzeugen, die ſich noch weit ſchaudererregender umherwerfen als er. Euer Suma mus kein Gauklerſpiel im Lande dulden, das nur Narrheit und Schwindelei befördert. Und wenn ie ein Suma dergleichen verſtattete, ſo müſte ſein Volk ihn beſchämen und nicht einmahl darnach hinſehen. Dieſer Narr macht ſich durch ſeine Künſte zu aller nützlichen Arbeit ungeſchickt, zerſtört ſeine Geſundheit, verkürzt ſein Leben und — ſtirbt doch einmahl mitten

in

in ſeiner Waghalſigkeit den Tod aller Wag=hälſe. Will er ſich aber ſchlechterdings das Netz zerreiſſen oder will er den Hals brechen: ſo ſoll er dis wenigſtens in Trakimor nicht thun. Die Welt iſt gros genung; er kann ſich allenthalben das Netz zerreiſſen, kann al=lenthalben den Hals ſtürzen. Nur wir wol=lens nicht ſehen; nur wir wollen den Selbſt=mörder nicht unter uns liegend haben, da es ſonſt, der Sonne ſei Dank, keinen unter uns gibt. Denket einmahl, wenn iemand von euch von ungefähr einen Menſchen fände, der ſich das Leben nehmen wollte; würdet ihr es ihm zulaſſen? Und — ich — euer Suma, ſollte es zulaſſen, daß dieſer Un=beſonnene vor meinen Augen unglücklich werden könnte? Ich ſollte ihm ſogar auf ſein Anſuchen es erlauben, daß er den Verſuch machen ſollte, umzukom=men? Er ſollte die Ehre haben, daß es, wenn nach langen Jahren noch von ſeinem Tode geredet würde, hieſſe — als Haia=mal Suma war, mit Haiamals Bewilligung, unter Haiamals Augen hat er um den Suma und das Volk zu beluſtigen den Hals brechen dürfen? Nein, ſo ein Schand=

fleck klebe weder an meiner Regierung noch an dieſem Hut, den ihr mir gabet. Und wenn an deinem Leben auch nichts gelegen wäre, und ich deinen unnützen Hals verantworten könnte, du nichtswürdiger Gaukler, ſo ſind mir doch meine Mitbürger zu lieb, und zwar nicht nur die gegenwärtigen, ſondern auch die künftigen, welche iezt noch Knaben ſind. Dieſe, noch albern und unbeſonnen genung, würden deine gliederknickenden und halsbrechenden Künſte ſehen und — nachmachen. Dein Narrenſpiel eines Abends könnte mich zehen Söhne meines Volks koſten, die, wenn ſie auch nicht die Hälſe brächen, doch Krüppel würden. Wie würden ihre Eltern über mich ſeufzen, daß ich mich aufs Sumaſein nicht beſſer verſtand und dich Narren ſo ein öffentliches böſes Beiſpiel zum Spas geben lies! Wie würde ich, ſo oft mir einer dieſer Krüppel begegnete, den Tag verfluchen, an welchem du hier mit meiner Bewilligung deinen gaukleriſchen Unſinn triebſt! Nein, die Söhne meines Volks ſollen ihre geſunden Gliedmaſſen behalten, um wacker einſt damit arbeiten zu können, und kein Narr ſoll ſie darum mit meinem Wiſſen bringen. Darum

ſchaffet

ſchaffet den Buben fort, ihr Gerichtsdiener von Trakimor und laſſet ihn bis an das nächſte Eiland fahren. Er verſuche anderwärts ſein Heil; aber — kein Suma wird ihn gaukeln laſſen, der das Leben ſeiner Bürgerkinder höher ſchätzt, als das ſchändliche Erlaubnisgeld, welches ihm dieſer Bube zollt...“

Bei dieſen letzten Zeilen würde ein dreifaches Notabene nicht übel angebracht ſein, wenn das Buch vom goldenen Lande iemals nach Europa kommen könnte, wo iede gefährliche Gaukelei ohne Ausnahme entweder tagtäglich erlaubt iſt oder doch wenigſtens unter Meß- und Marktfreiheit gerechnet wird, und wo den unſinnigſten Wagehälſen noch im eigentlichen Verſtande Geſundheit und Leben der in Haufen herbeieilenden, zuſchauenden und nachahmungsſüchtigen Bürger- und Bauerkinder auf das gewiſſenloſeſte Preis gegeben wird, ſobald der Luftſpringer, Seiltänzer, Aufkopfſteher und Koboldſchieſſer nur mit gnädigſter Erlaubnis einer hohen Obrigkeit ſich ſehen laſſen, oder welches einerlei iſt, ſich bei den Ac-

ciſen, Kammern und Kämmereien der Fürſten und Magiſtrate verzollen will. Was übrigens alle die Taſchen- und Tafelſpieler- Bären- und Hundekünſte betrift, welche ienſeits des Grabens noch die Aufmerkſamkeit des Pöbels in allen Ständen an ſich ziehen, ſo gereichen dieſe der Menſchheit daſelbſt ebenſowenig zur Ehre, als man von dem Glauben an ihre Swedenborge, St. Germains, Schröpfer, und alle übrige hochgeprieſene Tauſendkünſtler, Steindenweiſenſucher, Goldmacher, Schatzgräber, Geiſtercitirer und Teufelsbanner älterer und neuerer Zeiten auf ihre wahre Aufklärung einen günſtigen Schlus machen kann. Alle dieſe Arten von Leuten würden in Trakimor, wo man alles natürlich zu erklären gewohnt iſt und wo ieder Fruchtbauer und Taglöhner durch gute Naturkentniſſe von Jugendauf vor dem Glauben an allen Hokuspokus ohne Unterſchied verwahret wird, ein gar erbärmliches Glück machen; man würde ſie, wenn ſie ſich öffentlich ankündigten, kaum der Nachfrage würdigen, und ſie würden, wenn ſie nicht verhungern wollten, Sand karren, oder Holz fällen müſſen. Wenn man hier einem Erforſcher der Natur von dem groſſen

Nahmen

Nahmen erzählt, welchen dergleichen Betrüger und Schwärmer in Europa haben: ſo iſt die gewöhnlichſte Erwiederung darauf — — „welche abentheuerliche Erſcheinung! So viel Licht und ſo viel Finſternis in einem und demſelben Lande bei einander! Warlich, euer Glaube mus weder recht gelehrt, noch recht verſtanden, noch recht ausgeübt werden!“

Auf die Frage — ob es hier ein Theater gebe — dient zur Antwort, nein. Zur Winterluſtbarkeit bedarf man deſſelben nicht; weil der gröſſeſte Theil des Jahres überaus ſchön iſt. Hat man aber hier die Annehmlichkeiten der Natur, ſo weis man ſie auch zu ſchätzen, genießt ſie, ohne ihrer ſatt zu werden, und vertauſcht ſie nicht gegen erkünſtelte Freuden. Man würde den Direktor einer Schauſpielergeſellſchaft, der in Monaten, wo Gärten, Feld und Wald mit den herrlichſten Dekorationen prangen, ſeine Bühne öfnete, für einen Mann anſehen, welcher einen Verſuch wagte, den Bürger ſich ärmer fühlen zu laſſen, als er wirklich iſt, die Nation zu verſchrauben und Schwindel an die Stelle der einfachern Genügſamkeit zum herrſchenden Geiſt zu machen. Dis

Ur-

Urtheil, ſo fremd es auch in Europa klingen möchte, iſt doch die allernatürlichſte Philoſophie, und man kann geradezu behaupten, daß diejenigen, welche ſich wie aus Bedürfnis ſchon auch an den anmuthvolleſten Abenden des Jahres nach dem Schauſpielhauſe ſehnen, Leute von verderbten Geſchmack und von abgeſtumpfter wahrer Empfindung ſind. Die Stille der Natur iſt ihnen zu öde; um ſich zu unterhalten, müſſen ſie ſtürmende oder doch erſchütternde Leidenſchaften in ſich erwecken, und ſo gerathen ſie von dem geraden und einzigen Wege, ſelbſt glücklich zu ſein und Glückſeligkeit um ſich her zu verbreiten, ab. Hier hangt man mehr an ſeiner Familie, als anderwärts, und ſo befindet man ſich auch an den unfreundlichſten und ſtürmiſchſten Tagen im Schoſſe derſelben wohl. Da gewähren dann dem Vater ſeine heranwachſenden, erzogenen und durch ihn glücklichen Kinder das rührendſte Schauſpiel, und die Mutter veranſtaltet dazu durch die vollkommenſte Beordnung des innern Hausweſens die ſchönſten Dekorationen. Zum bloſſen Zeitvertreib iſt man des Theaters noch weniger benöthigt. Dieſes Wort findet ſich gar nicht in unſerer Sprache; und das iſt um ſo auffallender,

weil

weil man hier zu Lande noch einmahl ſo lange lebt, als in Europa, wo auf Zeitvertreib ſogar recht geſonnen und ſtudirt wird. Man ſucht vielmehr, ſo viel, als möglich, immer mit Bewuſſtſein und Thätigkeit zu leben, damit die wirkliche Länge des Lebens noch ſcheinbar vergröſſert werde; mithin rechnet man es unter die Unbegreiflichkeiten, wie die Europäer, denen der Luxus ſo ſchon im eigentlichen Verſtande die Zeit genung vertreibt, oder mit andern Worten, die ſich durch unnatürliche Lebensart um die Hälfte des Alters, welches man hier erreicht, bringen, auch den Einfall haben können, die ihnen noch übrige Zeit ſogar im uneigentlichen Verſtande durch unnatürliche Vergnügungen ſich zu vertreiben und ſolchergeſtalt auch dieſe nicht einmahl gern und wirklich leben zu wollen. „Huſch, huſch — ſpricht Haiamal, wenn hiervon die Rede iſt — ihr Europäer kommet mir wie Leute vor, die nur eilen und eilen, daß ſie nach Hauſe kommen und unterwegs alles vergeſſen, was ſie auszurichten haben. Ihr gleitet nur über die Erde weg, wiſſet am Ende nicht zu ſagen, was auf ihrer Oberfläche war und vorging, und müſſet erwarten, daß euch das

oberſte

oberſte Weſen noch einmahl auf ſie zurück⸗ ſchicke, damit ihr nicht im erſten nächſten Stern, wohin die Reiſe mit uns gehen ſoll, wie Burſche da ſtehet, die man noch nicht an das Leſen bringen kann, weil ſie die Buchſtaben nicht haben lernen wollen. Euch wird die Zeit zu lang; uns wird ſie zu kurz. Ihr ſinnet darauf, gar nicht zu le⸗ ben; wir ſinnen auf Unſterblichkeit. Unſtrei⸗ tig handeln wir vernünftiger. Uns geht es durchs Herz, wenn ein Kind ſtirbt; denn wir glauben nach dem, was wir von dem Menſchen wiſſen, daß es dort einſt noch das werde nachholen müſſen, was es hier eingebüſſet hat. Und — uns ſollte die Luſt anwandeln, vorſätzlich als Kinder weg⸗ gehen zu wollen?“

Geſetzt aber auch die Natur wäre hier nicht ſo ſchön, als ſie iſt, und der Trieb zum Familienleben nicht ſo gros, als er iſt; ſo würde doch, wenn man auch Winterluſtbar⸗ keit oder Zerſtreuung und Zeitvertreib ſuchte, das Theater nicht der Lückenbüſſer ſein, den man wählte. Da Illuſion bei ſel⸗ bigem alles thun mus, ſo iſt es ſchon aus dieſer Urſache nicht möglich, daß iemals in

Trakimor, wo man, wenn man auch die Natur ſelbſt nicht haben kann, doch alles natürlich haben will, Geſchmack daran entſtehen könnte. Es würde z. E. ein allgemeines Gelächter geben, wenn iemand, von dem es die ganze Nation wüſte, daß er weder Suma, noch Weiſer, noch Richter, noch ſonſt eine öffentliche Perſon wäre, hintreten und auf ein paar Stunden thun wollte, als wenn er ſo eine öffentliche Perſon, als wenn er Richter, oder Weiſer, oder Suma wäre. Ebenſo würde man, wenn iemand auf einen Abend ſich zum Spas verlieben, oder ohne Noth weinen, oder recht muthwillig ſich erboſſen wollte, die Köpfe gewaltig ſchütteln. Und wenn man gar Mord und Selbſtmord auf dem Theater mitanſehen ſollte, ſo würde man der tragiſchen Poſſe männlich den Rücken zukehren. Vernarriren würde man ſich vollends nicht laſſen; denn man verachtet hier ſchon den Narren in natura, der es doch am allervollkommenſten iſt, geſchweige denn den Narren, der ſich nur das Anſehen geben wollte, als wäre er ein Narr. So, wie ein Trakimorianer alſo mitten im Schauſpiel irgendwo mit verbundenen Augen ins Parterre geriethe,

würde er ſeinen Gedanken nach wirklichen Vorgängen des Lebens beiwohnen, ſich ruhig verhalten, aufmerken und ſorgen, wohinaus die Dinge wollten. Sobald er ſich aber die Binde abnehmen dürfte und merkte, daß an allem dem, was er höre, kein wahres Wort ſei, würde er anfangs mistrauiſch auf ſich ſelbſt werden und ſich nach dem Puls fühlen, hernach aber, wenn dieſer richtig ginge, den Puls der Schauſpieler in Verdacht nehmen und ſie ſamt und ſonders für Leute halten, die am hitzigen Fieber litten und iezt eben den heftigſten Paroxiſmus hätten. Erfüre er dann aber, daß er ſich hierinn irre und daß ſie ſich alle ſo geſund, wie er, befänden: ſo würde ſeine Verwunderung darüber ohne Grenzen ſein, daß ſie ſichs ſo angelegen ſein lieſſen, Rollen zu ſpielen, erdichtete Perſonen anzunehmen und noch Leidenſchaften zu affektiren; da doch iedem Bürger ſeine wirkliche Rolle, die ihm auf dem Schauplatz der Geſellſchaft angewieſen iſt, wenn er ſie mit Anſtand ausführen will, Arbeit genung mache, ieder Menſch ſeine eigene Perſon ſchon vorſtellen müſſe und ieder mit ſeinen wirklichen Leidenſchaften ſchon genung zu ſchaffen habe.

Zur Schule der Moral bedarf man hier des Theaters am allerwenigſten. Da, wo man zu dieſem Behuf nicht einmahl Kanzeln bauet, wird man auch keine Bühnen dazu bauen. Tugenden, welche hier nicht ausgeübt werden können, werden hier auch nicht empfohlen; vor Laſtern, die man hier nicht kennet, braucht hier auch nicht gewarnt zu werden. Alles Gute übrigens, das Gutes für Trakimor iſt, wird in den Volksſchulen ſehr vollkommen gelehret und in allen Ständen durch die wackerſten Beiſpiele verſinnlicht. Vom Sumahut an bis zum Taglöhnergewerb findet man hier in allen Geſellſchaftslagen, Berufen, Lebensarten und Verhältniſſen ſehr ausgezeichnete rühmliche Karaktere, und hat alſo nicht nöthig, dergleichen erſt erdichten zu müſſen. Dieſe ſind wirklich und lebend da, folglich thun ſie auch die ſtärkſte Wirkung auf Andere und reizen weit mehr zur Nachahmung, als erdichtete, von welchen man, ie meiſterhafter ſie entworfen ſind, deſto eher auch behauptet, daß ſie überſpannt und nur auf dem Theater möglich ſind. Alles ſucht und wetteifert im Ganzen, ſeine Beſtimmung und Rolle im geſellſchaftlichen Leben geſchickt und glücklich

auszuführen, und ſo iſt das Land Trakimor ſelbſt ein groſſer, wohleingerichteter Schauplatz. Beiſpiele von Laſtern und Schandthaten gibt es zwar auch; aber man hat an ihrem Anblick in natura genung und ſieht ſo ſchon nicht gern nach ihnen hin, wenn man hinſehen mus, geſchweige daß man ſie ſich auf der Bühne noch einmahl geben laſſen möchte. Wenigſtens würde ein Menſch, der z. E. die Rolle des Geizigen, des Betrügers, des Jachzornigen und des Unverſchämten auf dem Theater machte, noch weit mehr verabſcheut werden, als der wirkliche Geizhals, Betrüger, Jachzornige und Unverſchämte im menſchlichen Leben; ia, man würde ihn nur in deſto höherer Maſſe verabſcheuen ie mehr Vollkommenheit er ſeinem Spiel zu geben ſuchte.

In Europa könnte übrigens wohl der Fall ſein, daß man das Theater auch als den Ort betrachtete, wo man gewiſſen Leuten und Ständen viel heilſame Wahrheit, die ſie ſich ſelbſt nicht ſagen und die ihnen auch von andern nicht ohne Riſiko geſagt werden kan, mit guter Manier beibringe;

hier aber findet auch dis nicht Statt. Theils gibt es hier dergleichen gewiſſe Leute und Stände nicht, wie z. E. Geiſtliche, Advokaten, Pachter, Officire, Edelleute und Aerzte, welche immer einmahl ums andere der Gegenſtand europäiſchen Theaterſpotts ſind; theils befindet man ſich auch nicht in der ängſtlichen Lage, wenn man dieſem oder ienem die Wahrheit ſagen will, erſt eine Fabel dazu erſinnen zu müſſen, deren Anwendung er dann, wenn er nehmlich dazu Luſt hat, auf ſich machen möge. Jeder kann dem andern die Wahrheit ohne Fabel und Gleichnis ins Geſicht ſagen und dazu ſprechen -- mit dir rede ich, dich meine ich. Bei dieſer Freiheit ſteht man ſich unendlich beſſer, als bei aller der europäiſchen Theaterfreiheit. Was hilft es z. E. daß der Richter Fabian, der alle Sachen, um deſto beſſer zu ſportuliren, in die gewiſſenloſeſte Länge zieht, in der Komödie erſt verächtlich und dann lächerlich gemacht werde? Richter Sebaſtian, ein Mann von demſelben Schlage ſitzt im Parterre, denkt — du heißt nicht Fabian, — und — lacht mit. Was hilft es, daß die pflichtvergeſſenen Fürſten im Trauerſpiel gezüchtigt werden? Der Fürſt, welcher ſich des Guten

nicht bewuſt iſt, läſſet das Trauerſpiel entweder gar nicht aufführen oder bekommt Migraine, die ihn vom Schauſpielhauſe am Repräſentationsabend zurückhält. Hier geht man vom ungerechten Richter auf die ehrwürdigſte Gerichtshöhe und bekommt Recht. Hier hält man dem Suma ſeine Pflichtverletzung vor, und, wenn er ſie zum drittenmahle wagt, nimmt man ihm den Hut. Dabei bleibt der beſſere Suma unbeleidigt und der gewiſſenhaftere Richter unbeſchimpft; dahingegen der Erfolg der europäiſchen Theaterperſiflage nur gar zu oft dieſer iſt, daß das Parterre den Spott, welcher nur einzelne Mitglieder eines Standes gilt, auf alle ſeine Mitglieder ohne Unterſchied deutet, die Unſchuldigen mit den Schuldigen vermiſcht, die Anwendung der gehörten Sentenz nach Belieben macht, und ſolchergeſtalt die beſten Menſchen verächtlich und ganze Stände, die doch nach Geſetzen und Verfaſſungen noch ehrwürdig ſein ſollen, lächerlich findet. So unabſichtlich dieſer Erfolg auch immer ſein mag, ſo natürlich iſt er doch, und der europäiſche Klerus, welcher noch hie und da ſeine Uniform auf dem Theater nicht zur Schau geſtellt wiſſen will, ſcheint dis unter

allen

allen Ständen daſelbſt am meiſten beherzigt zu haben. Nur ſollte man denken, daß das, was ihm recht, den andern auch billig ſei.

So viel man weis, hat es auch vor der groſſen Revolution hier kein wirkliches Theater gegeben; denn die Hannswurſtſtreiche, welche herumziehende Gaukler mit Erlaubnis der Könige öffentlich ausübten, verdienen dieſe Benennung doch wohl nicht. Dieſe Narren traten nehmlich hin und neckten ſich erſt wacker, ſagten ſich Grobheiten, zankten ſich dann, ſchimpften einander und ſchloſſen am Ende das Spiel mit förmlichen Prügeleien. Man findet deshalb auch keinen trakimorſchen Schriftſteller, der über das Theaterweſen im geringſten etwas geäuſſert hätte. Haiamal aber weis deſto mehr davon aus dem Ramslande zu erzählen. Als er es ehemals beſuchte, herrſchte daſelbſt eine wahre Theaterſucht, und die Europäer waren es geweſen, welche dieſe Sucht, wie zehen andere ſonſt unbekannte Suchten, im Lande ausgebreitet hatten. Wer wöchentlich nicht drei- oder viermahl ins Schauſpiel ging, war kein Menſch von Geſchmack. Wer nicht fürs Theater geſchrieben hatte, war kein Schrift-

ſteller von Anſehen. Je abentheuerlicher der Stof war, welchen der Verfaſſer gewählt hatte, ie unnatürlicher und übertriebener die gezeichneten Karaktere waren, deſto mehr gefiel das Stück. Man hörete auf dem Theater die heftigſte Sprache ieder Leidenſchaft; man ſah die ſchrecklichſten Handlungen auf ſelbigem unter ſo viel Gräslichkeit, als kaum iemals in der Natur bei einander iſt, vorgeſtellt werden, und fand dis meiſterhaft. Je grauſenvoller, deſto ſchöner. Räuberbanden z. E erſchienen da, erzählten ſich Teufeleien, berathſchlagten Teufeleien und begingen Teufeleien, und es hatte das Anſehen, als wenn die ganze Nation zum Raube ermuntert werden ſollte. Die Verfaſſer ſolcher Theaterſtücke aber behaupteten, daß durch eine ſo lebhafte Darſtellung iedes Laſters die Gemüther der Zuſchauer zum herzlichſten Abſcheu vor ſelbigen bewegt würden. Die Schauſpielergeſellſchaften waren ſich ſelbſt überlaſſen, zogen im Lande umher, liefen zuſammen und wieder aus einander, wie ſie wollten, und führten iedes Schauſpiel nach eigenen Gutdünken auf. Die zügelloſeſten Jünglinge und die lüderlichſten Dirnen fanden bei ſelbigen offene Freiſtäte, und es war ſolchergeſtalt

ſtalt nichts ärgerlicher, als wenn dergleichen Leute öffentlich hintraten und die Lehrer der Moral machten. Man ſah es ihnen an, daß ſie die Tugend gar nicht kleidete, wenn ſie einmahl das Gewand derſelben auf einen Abend anlegten; dahingegen, wenn ſie eine laſterhafte Rolle ſpielten, ihre ungemeine Fertigkeit darinn recht ins Auge fiel. Sie wußten alsdann durch die natürlichſte Aktion das Stück recht vollkommen zu beleben und bereicherten es noch mitten im Spiel aus eigenen Erfahrungen. Statt eines ihnen zu ſchwachklingenden Fluchs deklamirten ſie drei rechte derbe; wo noch keine unſittliche Equivoken vorkamen, da ſchuf ihre fruchtbare Einbildungskraft dergleichen, und, damit keine davon dem Parterre unverſtanden entwiſchte, legten ſie einen ſtarken Accent auf ſie. Dafür klatſchte ihnen das verſammlete Publikum dann Beifall zu und pries die Nahrung über alles, welche es heute für Verſtand und Herz empfangen habe.

Man ſieht Haiamaln, wenn er von dieſem Unweſen im Ramslande ſpricht, den edelſten Unwillen darüber an, und ſeine Erklärung über das Theater überhaupt, welche

er einſt gelegentlich dabei gab, iſt zu richtig und bider, als daß ſie nicht dem Buche vom goldenen Lande einverleibet werden ſollte:

„Mit uns meints die Sonne zu gut. Wir können unmöglich darauf fallen, uns nach Schauſpiel zu ſehnen; oder wir wären des glücklichen Himmelsſtrichs, unter dem wir leben nicht werth. Und — Ausländer verführen uns nicht. Geſetzt aber, mein Volk beſtände darauf, ſo würde ich erſtlich alles thun, um es davon abzubringen; denn ſollte es aus Mangel an Vergnügen nach Schauſpiel verlangen: ſo würde ich mich ſchämen müſſen, Suma eines Volks zu ſein, das ſich mitten in ſeinem Reichthum an wahren menſchlichen Freuden, die ihm der Himmel und die Erde in ſeinem Vaterlande gewährten, ſo arm fühlen könnte. Hilf Gott, wie verſchraubt müſten die Menſchen ſchon ſein, welche in Trakimor ſprechen könnten — es gebricht uns an Vergnügen; drum laßt uns Vergnügen erſinnen! Und — zu ſeinem Nutzen, zu ſeiner Ausbildung und Veredlung das Schauſpiel verlangen — — ſollte man dis im Ernſt können? Um andere handeln

zu

zu ſehen, dazu hat ja das alltägliche bürgerliche Leben Gelegenheit genung. Da gibt es gute, da gibt es böſe Handlungen, und gerade ſolche, deren wir auch in unſern Lagen fähig ſind. Da erblicken wir die nothwendigen Folgen derſelben, wie ſie wahrhaftig kommen, erblicken ſie nicht nur auf ein paar Stunden, ſondern unaufhörlich, und können ihren Zuſammenhang mit den Handlungen ſelbſt nicht ableugnen. Nach dieſem Schauplatz hin mögen unſere Augen recht emſig gerichtet ſein. Da iſt Wirklichkeit; und dieſe hat in einem Augenblick mehr Lehrreiches für uns, als die Erdichtung während eines ganzen Abends, bei der wir uns, ſo nahe ſie auch der Wahrheit gebracht ſein mag, des Gefühls ſchlechterdings nicht erwehren können, daß ſie keine Wahrheit ſei; wodurch alsdann der Eindruck, den ſie auf unſer Herz machte, wieder verlohren geht oder wohl gar die ſchlimme Wendung nimmt, daß wir gleichgültig gegen ihn werden, wenn ihn auch hernach einmahl ein ähnlicher Vorgang im wirklichen Leben auf uns macht. Auf dieſem Schauplatz des Lebens können wir auch mithandeln, ſtatt daß wir auf jenem nur Zuſchauer ſind. Warum wollten

wir aber nur immer handeln ſehen? — — Wäre iedoch der Fall, daß ich Schaubühnen in unſerm Lande dulden müſte, ſo würde ich ihnen wenigſtens eine ganz andere Einrichtung geben, als die war, welche ſie in Ramſens Lande hatten. Das Recht, über ſie zu wachen, gäbe mir der Gedanke, daß ſie ein öffentliches Volksvergnügen ſein ſollten, und zur Pflicht, dis zu thun, machte es mir die Ueberzeugung, daß die Volksvergnügungen den gröſſeſten Einflus auf die ganze Denkungs- und Handlungsart des Volks haben. Ich erſchrecke vor der Sorgloſigkeit iedes Suma, der, wie Rams, in ſeinem Lande ieden Schauſpieler ſpielen läſſet, wer da will und was er will. Mithin würde ich erſtlich ſchlechterdings nicht geſtatten, daß Schauſpielergeſellſchaften ſelbſt ſich vereinigten, das Land durchzögen und ihre Bühne aufſchlügen, wie und wo ſie wollten. Nur ſtehende Bühnen litte ich, und zwar ihrer nur ſo viel, als der Volksreichthum des Landes erforderte. Dieſe bekämen den Nahmen der Volksbühnen und wären der immerwährende Gegenſtand der genaueſten Aufſicht der Obern. Niemand dürfte auf ſelbigen auftreten, als wer das Zeugnis der

edel-

edelſten Sitten und eines wahrhaftigunſträf-
lichen Wandels für ſich hätte. Ich würde
bei Auswahl der Schauſpieler und Schau-
ſpielerinnen ſo ſtreng ſein, als man hier bei
der Wahl der Lehrer und Lehrerinnen in den
Volksſchulen iſt; und ſo, wie dieſe die erſte
laſterhafte Handlung um ihr Amt bringt,
würde iene die erſte Ausſchweifung auf immer
von der Bühne bringen. Es kann ia nichts
unſer feineres Gefühl mehr empören, als,
wenn wir Menſchen Weisheits- und Tugend-
ſprüche ſchwatzen hören, von denen es übri-
gens bekannt iſt, daß ſie die ärgſten Thoren
ſind und das unmäſſigſte, zügelloſeſte und
lüderlichſte Leben führen. Das wäre eine
wahre Aufforderung für das ganze Volk, nur
ſchön und lieblich reden zu lernen und dabei
ſo ſchlecht zu handeln, als man wollte. So-
dann würde ich aber auch auf die Stücke,
welche aufgeführt würden, die ſorgfältigſte
Wachſamkeit führen laſſen. Ohne Erlaub-
nis der Obern dürften die Geſellſchaften
ſchlechterdings keine Vorſtellung geben. Bloſſe
Poſſen und Gaukeleien duldete ich auf keinen
Fall. Wir wollen kein albernes und läppi-
ſches, ſondern ein männliches Volk ſein. Eben-
ſo litte ich aber auch keine fürchterlichen und

ſchaudererregenden Vorgänge auf der Bühne. Ich wollte, daß ich dieſe ſogar aus dem gemeinen Leben vertreiben könnte; weil dis aber nicht geſchehen kann, ſo würde ich wenigſtens verlangen, daß man an dieſen genung hätte. Platte und grobe Begebenheiten, die nur im Kreiſe der plumpſten und ungebildeteſten Menſchen vorfallen können, erlaubte ich auch nicht öffentlich nachzumachen. Wie kann ein Schriftſteller die geringſte Ehre davon haben, wenn er dieſe auch noch ſo wahrhaftig ſchildert? Wenn man die Sprache ſchlechter Menſchen noch ſo richtig trift, ſo bleibt ſie ia doch immer eine ſchlechte Sprache. Wendet man nicht im gemeinen Leben ſchon das Ohr von ihr weg, ſo bald man kann? Und man ſollte ſie auf der öffentlichen Bühne hören? Kein unzüchtiger Scherz, keine Zweideutigkeit, vor der die Tugend erröthet und die der verwilderten Einbildungkraft des Leichtſinnigen Nahrung gibt, dürften im Schauſpiel vorkommen. Alle Laſter, wie ſie nur Nahmen haben, dürften nie der Gegenſtand deſſelben werden; ihre Ausübung und ihre Folgen möchten auch noch ſo treffend dargeſtellt ſein. Was für ein unbeſonnener Einfall wäre es, ein ganzes Volk mit

den

den feinſten Wendungen und Liſten der Ruch-
loſigkeit, auf welche nur hier und da einzelne
Böſewichter fallen, vertraut zu machen!
Raſerei aber iſt es, irgend ein Laſter mit ſo
abſcheulichen Zügen hinzuſtellen, als man im
wirklichen Leben kaum zugleich bei einander an-
trift. Will man etwa damit lehren, der
Menſch ſei noch weit fürchterlicherer Bosheit
fähig, als er zur Zeit noch ausübt? Begnügte
man ſich damit, das Laſter nur lächerlich zu
machen und es zu verſpotten, ſo würde man
ſeinen Zweck dadurch ganz verfehlen. Um
alles in der Welt willen mus man nicht Ge-
legenheit dazu geben, daß über ſchlechte Hand-
lungen gelacht werde; dis iſt der Weg, ſie
in den Augen derer, welche ſchon Hang dazu
haben, klein und verzeihlich zu machen.
Stellte man aber auch am Ende das Laſter
mit allen ſeinen Straffolgen noch ſo unglück-
lich und verabſcheuungswürdig vor: ſo würde
ſich doch der Laſterhafteſte unter allen Zuſchau-
ern den Troſt im Stillen reichen — ſo
gehts ia nur im Schauſpiel her.
Je übertriebener nun gar das Laſter geſchil-
dert iſt, deſto eher hätte er dieſe Ausrede für
ſich bei der Hand. Es iſt überhaupt noch
eine groſſe Frage, ob nicht die ſchändlichſten

und niederträchtigſten Geſinnungen uns erträglicher werden müſſen, ſobald wir dadurch, daß ſie niemand äuſſert, eine Kunſt an ihm zu bewundern haben. Iſt dis nun noch obendrein ein Menſch, den wir ſonſt ſchätzen: ſo mus ia dieſe Werthſchätzung ſeiner nothwendig das ſchändliche in der Denkart mildern, welche er zu erkennen gibt. Ich kann nicht begreifen, wie ein wahrhaftiggutter Menſch auch nur im Stande ſei, das unſelige Geſchäft zu übernehmen, auf einen Abend vor allen ſeinen Mitbürgern in der Geſtalt eines Buben zu erſcheinen und ein Verdienſt dariun zu finden, den Buben recht vollkommen zu machen. Warum ſoll denn auch zur Beſſerung der Menſchen es nöthig ſein, daß man das Laſter in ſeinen Abſcheulichkeiten ſchildert? Man will die Menſchen gut machen; nun wohlan, ſo lege man ihnen die Reize der Tugend aus, man mache ſie mit ihren Seligkeiten bekannt; ſo werden ſie nach ihr greifen und auf dieſem ſanftern Wege weit zuverläſſiger beſſere Menſchen werden. Dem Verbeſſerer der Menſchen ſelbſt mus ia auch ſein Beruf weit ſüſſer ſein, wenn er ihn durch holden Tugendpreis, als durch Laſterverdammung

mung ausüben kann. Wer zergliedert denn nicht lieber Schönheit, als Häslichkeit? So dürfte alſo nichts, als edle, wackere Handlung, Stof zum Schauſpiel werden. Tugend, wie wir ſie hier brauchen und wie wir ſie ausüben können. Zwecklos wäre es, wenn auf der Bühne in Trakimor Ermunterung zu Thaten gegeben würde, welche, wenn ſie an ſich auch noch ſo gut wären, doch im Lande Trakimor gar nicht in Nachfrage kämen; z. B. zur Tapferkeit im Kriege für das Vaterland, zur Grosmuth gegen die Ueberwundenen, zur Schonung des mit Abgaben bis in den Staub gedrückten Unterthanen, zur Verleugnung des Stolzes auf angeborne Ehre und Würde, zur Vertheidigung unſchuldig zum Tode Verdammter u. ſ. w. Und ohne allen Nutzen wäre es, wenn auch ſolche Tugenden, die hier Statt finden, als in übermenſchlicher Gröſſe ausgeübt, auf der Bühne vorgeſtellt würden. Das iſt zu viel von uns gefordert, würde es heiſſen; und wer zu viel fordert, erhält mehrentheils nichts. Mithin müſte blos bürgerliche und häusliche Tugend, und zwar ohne alle Uebertreibung, blos ſo, wie ſie der gute Menſch wirklich ausübt, im Schauſpiel auftreten und

und handeln. Alsdann müſte ieder Bürger unentgeldlich Zuſchauer werden können, und die Schauſpieler wären öffentlich zu beſolden; denn betrachtete man die Bühne als Vergnügen. Wer hat gegründetere Anſprüche auf das Vergnügen, als der arbeitſamſte Theil des Volks, der es nicht bezahlen kann? Oder betrachtete man ſie als Schule der Lebensweisheit und Lebenstugend, wer bedarf mehr des Unterrichts in beiden, als er? — — doch, wie geſagt, die Sonne meint es zu gut mit uns und wir ſind dankbar genung, die Vorzüge unſerer Himmelsgegend zu ſchätzen. Unſer Volk wird ſich alſo nie nach überflüſſiger und erkünſtelter Unterhaltung und Täuſchung im Schauſpielhauſe ſehnen; es müſte denn mit unſern Köpfen eine gänzliche Verſchraubung vorgehen, wovor uns der Himmel in Gnaden bewahren wolle.“

Jene wohleingerichteten öffentlichen Volksfeſte haben nun, wie leicht vorherzuſehen war, auf die Nation die glückliche Wirkung gehabt, daß ſie auch den Ton bei den Familienfeſten angaben, und derſelbe Geiſt, welcher bei ienen im Groſſen herrſcht, herrſcht auch bei dieſen im Kleinen. Man ver-

vermeidet hier ebenſo den unnützen Aufwand und vergnügt ſich ebenſo wie dort. Solche Familienfeſte werden mehrentheils den Alten zu Ehren veranſtaltet; wenn ihr Geburtstag iſt, oder wenn ſie Luſt haben, einmahl ihre Kinder, die anderswo wohnen zu beſuchen. Da fließt dann alt und iung, gros und klein und alles, was ſich Grosvater, Vater, Geſchwiſter, Kind und Enkel nennet, zuſammen und freuet ſich ſeines Nochbeiſammenſeins auf der Erde ungefähr auf eben die Art, wie ſich die empfindſamen Europäer erſt bei dem Wiederfinden der Ihrigen im Himmel zu freuen gedenken. Hier zu Lande ſchätzt man ſchon ſeine Freunde und Verwandte, ſo lange man ſie wirklich noch hat, und will ſie nicht erſt durch ihren Verluſt ſchätzen lernen. Beſonders iſt die zärtliche Achtung, mit welcher man den Greiſen und Familienälteſten begegnet, in ihrer Art vieleicht die einzige unter der Sonne. Wenigſtens möchte einem Europäer, der noch Gefühl für Naturgüte hat, das Herz brechen, wenn er in Trakimor den herzlichen Empfang mitanſieht, welchen ein Fruchtbauer ſeinem ihn beſuchenden Grosvater gewährt, und wenn er ſich dagegen an

die Klagen erinnert, die in vielen Gegenden ſeines Vaterlandes der Bauer über das lange Leben ſeiner Eltern führt. Freilich iſt man hier nicht mit Abgaben ſo belaſtet, daß man das Wohlthun an Vater und Mutter auch darunter zähle und dieſer Abgabe, als der einzigen, welcher man iemals los zu werden Hofnung hat, am erſten überdrüſſig werde; aber man wird auch von Jugend auf mehr zur Erkentnis der Wohlthaten ſowohl, die man von ſeinen Eltern empfängt, als auch der Pflichten, die man ihnen dafür ſchuldig iſt, gewöhnt. Nie ſind ſie daher den Kindern und Nachkommen im Wege; immer haben die Alten das Recht, die Streitbeileger und Friedenswiederherſteller in ihren Familien zu ſein; und ein Menſch, der ſeine abgelebten Vorfaren im Mangel ohne Unterſtützung und in der Schwachheit ohne Pflege laſſen kann, wird unter den Abſchaum der Nation gezählt. Bei ſolchen Familienzuſammenkünften ſitzt man dann unter hundertiährigen Lauben, die die Alten pflanzten und und unter zweihundertiährigen Bäumen, welche ſie noch als dünne Stämme kannten. Mit einer frommen Andacht blicken ſie erſt die Bäume und Lauben, und dann ihre Nach-

kommen

kommen im dritten und vierten Glide an, und erzählen dieſen dann von dem Tage, da ſie die Laube pflanzten, und von den Jahren, wo die Bäume noch ſo dünngeſchaftet waren. Geſchichte der Vorwelt, Preis der Vorſehung, Lob der Erdenwelt, Segnung ieder Tugend und Betrachtungen über die wahre Beſtimmung des Menſchen ſind eine Zeitlang der Stof ernſthafterer Unterhaltung. Man genießt hernach, was der Garten gibt. Man ſingt, man tanzt, man muſicirt; und die Alten ſind bei dieſen unſchuldigen Vergnügungen ebenſo mit Leib und Seele gegenwärtig, wie es vorher die Jungen bei ihren geſetztern Geſprächen waren.

Man kann ſogar ſagen, daß die öffentlichen Volksfeſte nicht nur für die beſondern feſtlichen Tage in den Familien, ſondern auch für das ganze Familienleben den Ton angegeben haben. Jeder Hausvater iſt nach vollbrachter Arbeit am Abend mit den Seinigen froh, und zwar auf eben die Art froh, wie dort im groſſen freien Rund. Arbeit hält man für den Beruf des Menſchen, und Freude für den Lohn, der iedem gebührt, der ſeinen Beruf treu erfüllt. Geſpräch, Ge-

ſang, Muſik und Tanz ſind alsdann ebenfalls die abwechſelnden Unterhaltungen. Hier, wo ieder Menſch von Jugend auf wahrhaftige Aufklärung empfängt, ſpricht ſichs äuſſerſt gut mit Leuten von iedem Metier. Man iſt an der Seite des Webers, wenn man nicht von ſeinem Weberſtuhl mit ihm reden kann, ebenſowenig zum Stillſchweigen verdammt, als in Geſellſchaft des Kaufmanns, mit dem man ſich nicht über Handelsgeſchäfte zu unterhalten vermag. Nicht, als wäre Trakimor ein Gelehrtenſtaat und ieder Bürger ein Kandidat zur Akademie der Vierziger; — in dieſem Fall möchte man bei Zeiten auf Lazarethe und Narrenſpitäler fleiſſig bedacht ſein müſſen — ſondern der Taglöhner hat hier ſo gut ſeinen geſunden Menſchenverſtand, als der Erforſcher der Natur und ihrer Kräfte, ieder iſt von den erſten Wahrheiten des Menſchen durchdrungen und erwärmt, ieder kennet das, was um ihn her lebt, wächſt und geſchieht, ieder hält ſein Vaterland für das glückſeligſte Land unter der Sonne und weis, warum er es dafür hält, ieder hat natürliches Gefühl für wahres Gutes, Groſſes, Schönes und Edles; und ſo iſt es unmöglich, daß man, ſobald

man

man mit andern beiſammen iſt, dieſe mögen übrigens ſein, wer ſie wollen, bei einander Langeweile haben könne. Wer den einleuchtendſten Beweis davon haben wollte, was menſchliche Erziehung und wahre Kultur vermögen, der müſte erſt zuweilen Gelegenheit gehabt haben, in Geſellſchaft europäiſcher Fuhrleute, Muskatiere, Roskämmrer und Matroſen zu ſein, oder in europäiſche Bauerſchenken und Schuſterzuſammenkünfte einzukehren, und dann — einen Haufen von trakimorſchen Fruchtbauern, oder Schiffern, oder Taglöhnern und Holzfällern zuſammen ſprechen hören. Etwas ähnliches von dem, was er alsdann empfände, würde er auch fühlen, wenn er auf eine Stunde unter trakimorſchen Müttern und Töchtern wäre und ſich dabei an die Empfindeleien und an das Modegeſchwätz halber und ganzer Pariſerinnen zurückerinnerte. Eben darum nun, weil man hier ſprechen kann, und zu ſprechen weis, iſt man auch geſprächig; denn die üble Laune abgerechnet, zu welcher man hier ebenfalls weder aus Spleen, noch aus Fürſtendruck ſich hinneigt, iſt mehrentheis der Mangel an vernünftigen und gemeinnützigen Kentniſſen die Urſache des Stummſeins in den Geſell-

ſchaften ienſeits des Grabens. Man würde ſeine Geiſtesarmuth und ſeine ungeſunde Urtheilskraft verrathen, wenn man ſpräche; man ſchweigt alſo dort lieber und bleibt ein anſcheinender Weiſer, von dem es wenigſtens noch nicht ausgemacht iſt, ob er ein Thor ſei oder nicht. Dazu kommt die volle Freiheit, mit der man hier ſprechen darf. Es ſchleicht kein falſcher Höfling in den Geſellſchaften umher, der ſich durch Hinterbringung iedes Urtheils über öffentliche Sachen bei dem Tirannen einzuſchmeicheln ſuche. Auch lauert kein tückiſcher Mönch in den Häuſern auf, der von gewitterten unkirchlichen Meinungen der heiligen Inquiſition Bericht abſtatte. Man ſchätzt alſo den Werth eines vernünftigen und vertrauten Geſprächs ganz; man betrachtet es als einen der höchſten Vorzüge der menſchlichen Natur und als eine immerflieſſende Quelle der Weisheit, der Tugend und des Troſtes für das ganze Leben. Ein Schriftſteller, der ſchon zu Trerid Heſimols Zeiten über die häusliche Glückſeligkeit ſchrieb, drückt ſich darüber alſo aus:

„Das mus ein trauriger Zuſtand geweſen ſein, als die Menſchen noch ohne

Sprache waren. Und gewis haben ſie ſelbige, wie iede andere Kunſt und Wiſſenſchaft, nicht nur ausbilden und nach und nach vollkommener machen, ſondern auch ſogar erfinden müſſen. Wie es noch iedem einzelnen Menſchen im Anfang ſeines Lebens damit geht, ſo ging es auch ohnfehlbar der ganzen Menſchheit damit. Erſt ſpricht das Kind durch Geberden, dann durch einzelne unverſtändliche Laute; allmählich lernt es dieſe einzelnen Laute vernehmlicher ſprechen, dann ſetzt es mehrere zuſammen; lange, lange währet es, ehe es eine zuſammenhangende deutliche Rede führen kann. Und dennoch iſt es auf allen Seiten von Erwachſenen umgeben, die ihm ſchon vollkommen vorſprechen und es alſo ſchnell darinn unterrichten. Wie lange mus es nun nicht gewähret haben, ehe die Menſchheit überhaupt ohne fremden Unterricht und blos durch ſich ſelbſt zur vollkommenen Sprache gelangte! Wie nun dieſe aber das höchſte iſt, was der menſchliche Verſtand ie hervorgebracht hat, ſo macht ſie auch unſer Leben erſt zu einem wahrhaftigmenſchlichen Leben. Wir ſind einmahl ſo an ſie gewöhnt, daß wir ihren

unausſprechlichen Segen für uns faſt überſehen; wenn wir uns aber in Gedanken in die Lage verſetzen, daß wir allein da wären, die Welt für uns nur betrachtet und unſer Urtheil nur darüber gefället hätten, und wenn wir dann auf die erſten Empfindungen merken, welche es auf uns machen würde, wenn noch ein Menſch an uns träte und uns auch ſein Urtheil über die Welt ſagte, ſo würde es uns vorkommen, als wären wir noch einmahl da, und hätten noch ein paar Augen und noch ein paar Ohren bekommen. Was Tauſende wiſſen und denken, das erfahren wir durch Geſpräch, und ſo iſts, als wären wir die Tauſende ſelbſt. Was an tauſend Orten geſchieht, wo wir wirklich nicht ſind, das wird uns durch ſelbiges ſo ſinnlich gemacht, als hätten wir es mitangeſehen, nnd ſo iſts als wären wir allenthalben. Durch das Geſpräch wird die allervollkommenſte Mittheilung der Menſchen an einander bewirkt, und dieſe iſt es eben, welche dem geſellſchaftlichen Leben erſt den gröſſeſten Werth und die reineſte Seligkeit gibt. Sprechen wir, ſo iſt es, als öfneten wir unſer Herz und lieſſen andere in das Innerſte deſſelben blicken; ſpre-

chen andere, ſo iſts, als läſen wir in ihren Herzen, wie in einem aufgeſchlagenen Buch. Kentniſſe, die andere haben, werden durch Geſpräch die unſrigen; Kentniſſe, die wir haben, die ihrigen. Und eben dadurch, daß eine menſchliche Kentnis zur andern kommt, mit der andern verglichen und durch ſie berichtigt und vergröſſert wird, entſteht allein vollkommene Kentnis. Wie äuſſerſt mangelhaft, wie erbärmlich bliebe aller Unterricht ohne Sprache! Frage ſchaft Antwort, Antwort wieder Frage, und ſo ins Unendliche; Frager und Antworter denken nun erſt recht über den Gegenſtand des Geſprächs nach, und ſo gehen ſie nie aus einander, ohne auf beiden Theilen klüger geworden zu ſein. Iſt es nicht die Sprache, welche uns unſere Pflichten erſt vollkommen kennen und ausüben lehrt? Würde das bloſſe Beiſpiel ohne ſie viel Nutzen ſtiften? Iſt eine ausführliche Ermahnung nicht unweit kräftiger, als ein bloſſer Fingerzeig, eine nachdrückliche Warnung nicht erſchütternder, als das bloſſe Aufweiſen einer geballten Fauſt? Wenn wir ſprechend bitten, wie ſind wir ſo weit ſicherer, daß der, den wir bitten, den Sinn unſerer Bitte nicht verfehlen werde!

Welche Kraft haben ſolche bewegliche Bitten auf das Herz des Stärkern! Wie vollkommen kann der ſprechende Rathgeber ſeinen Rath ertheilen, und wie horcht der Rathbedürfende auf ihn ſo zuverſichtlich auf, wie auf eine Stimme vom Himmel! Und der Troſt, der aus dem Munde eines Menſchen in das Herz des andern fließt – von was für unſäglichen Segen iſt er! Selbſt die bloſſe menſchliche Sprache an ſich betrachtet iſt das Anmuthvolleſte, was unſer Ohr nur hören mag, und der reizendſte Geſang des Trulim, der vielleicht der lieblichſingendſte Vogel der Welt iſt, hat bei weitem nicht den Wohllaut für uns, als ſie. Iſt die Sprache, welche wir hören, nun vollends die Sprache eines Weiſen und Edlen, ſo mus in der ganzen Welt nichts mehr unſere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, als ſie. Der einzige Fall, der uns noch aufmerkſamer machen müſte, wäre der, wenn Gott ſelbſt zu uns ſpräche. Bis dahin, daß dis geſchieht, laſſet uns auf kluge und gute Menſchen horchen, wie wir auf Gott horchen würden. — — Dis alles vorausgeſetzt, können wir uns im geſellſchaftlichen Leben nicht würdiger, menſchlicher

ſicher und unſerer Beſtimmung gemäſſer unterhalten und vergnügen, als durch Geſpräch. Je vernünftiger, wackerer und unſchuldigfroher daſſelbe iſt, deſto mehr hat es Weisheit für das wirkliche Leben, geſtärkten Tugendſinn und erhöhete Lebensgenüſſe für uns in ſeinem Gefolge. Man ſammle nützliche Kentniſſe ein, um ſprechen zu können, oder wenn man ſie nicht hat, ſo ſchaffe man ſich wenigſtens die Gabe an, Leuten zuzuhören, die dergleichen haben und mittheilen; ſo wird keine Geſellſchaft, ſie ſei gros oder klein, einer Rotte von Verleumdung gleichen, die den unſchuldigen Mitbürger nur durchhecheln, um einander nicht angähnen zu müſſen, und ſo wird man noch weniger, um nur endlich der Verleumdung ein Ende zu machen, ſeine Zuflucht zur unmännlichſten Unterhaltung unter allen, zum Spiel, nehmen müſſen. Spielen gehört für Kinder. — Iſt aber das Geſpräch in ieder Geſellſchaft die ſchönſte Unterhaltung für Menſchen, wie vielmehr mus es ſolche in der häuslichen Geſellſchaft ſein! Da tragen ia die nähern Verbindungen, Bekantſchaften und Verpflichtungen, und das daher entſtehende wechſelſeitige Zutrauen gegen einander

alles

alles das ihrige dazu bei, das Geſpräch noch offener, treuherziger, wärmer, lehrreicher und ſüſſer zu machen. Wer hat mehr mit einander zu reden, als Eltern mit ihren Kindern? Wer kann unzurückhaltender und nachdrücklicher mit dem andern reden, als der Vater mit dem Sohn und die Mutter mit der Tochter? Auf wen werden die Kinder inniger und herzlicher hören, als auf die ſprechenden Eltern? Wer kann ſein Herz dem andern völliger entdecken, als der Bruder der Schweſter und die Schweſter dem Bruder? Wie viel immerwährenden Inhalt zu Geſprächen geben die Erziehung und Verſorgung der Kinder, die gemeinſchaftliche Gotteserkentnis und Gottesverehrung, der Bau und die Schönheit unſerer Gärten, die Betreibung der Berufsgeſchäfte, das innere Hausweſen und die mehr als alltäglichen Vorfälle in der ganzen kleinen Welt des Hauſes! Nimmt nicht ieder von der geſamten Hausgenoſſenſchaft an dieſem allen ſo viel Antheil, als der andere? Sind nicht auch in iedem unſerer Häuſer noch Bürger aus der Vorwelt, ſilberharne, lebenskundige Greiſe, welche in ihren Gedanken die Geſchichte der gegenwärtigen Zeit mit der Ge-

ſchichte

ſchichte der vergangenen verbinden, uns durch ihre Erzählungen in das Alterthum verſetzen und daſſelbe mitgelebt haben laſſen, bei iedem vorkommenden Fall ſich an ſchon erlebte ähnliche erinnern und uns ſo die bündigſten Vorſtellungen thun und zur Faſſung der zweckmäſſigſten Anſchläge geſchickt machen können? O ſo ſtehe in Trakimor unter den Vergnügungen des häuslichen Lebens das Geſpräch obenan!“

Gerade ſo, wie hier geſchrieben ſteht, geht es auch in Trakimor zu. Man iſt in den Familien nur ein Herz und eine Seele, und hierdurch entſteht eine rechte Sehnſucht nach Geſprächen unter einander am Abend, wenn alle häuslichen Geſchäfte beſchloſſen ſind. Geſprächweiſe ertheilen da die Eltern den Kindern den ſchönſten Unterricht und die beſten Lehren. Geſprächweiſe geben die Kinder den Eltern Beweiſe ihrer Hochachtung, Liebe und Zärtlichkeit für ſie. Geſprächweiſe überlegen Mann und Frau das ganze Hausweſen auf das gemeinſchaftlichſte. Geſprächweiſe verbinden ſich die Geſchwiſter unter einander noch immer inniger. Geſprächweiſe werden die Grosväter und Eltervätter

noch

noch hohe Segenſtifter für ihre Nachkommen und erregen in dieſen den Wunſch nach ihrem noch fortdauernden Leben. Geſprächweiſe ſtärkt ſich die ganze beiſammenlebende Hausgenoſſenſchaft in würdigen Begriffen über die erſten Gegenſtände aller menſchlichen Erkentnis, in ſchönen Gefühlen für alles Gute und Edle und in Ausübung aller ihrer Pflichten. Den nächſten Rang auf Geſpräch behauptet in den häuslichen Vergnügungen Geſang. Von den vernünftigen und herzerhebenden Volksliedern, durch welche ſich Trakimor ſo ſehr zu ſeinem Vortheil auszeichnet, iſt bereits geredet worden. Dieſe werden auch in den Familien geſungen, und man wählet davon diejenigen, welche auf das häusliche Leben den meiſten Bezug haben. Die Dichter haben jederzeit dafür geſorgt, daß dieſer Gegenſtand von ihnen vorzüglich bearbeitet ward; und zwar ſehr zu ihrem Ruhm. Wenn man z. E. europäiſche Wiegenlieder gehört hat, in welchen der ſinnloſeſte Ammen- und Kinderwärterinnenwitz herrſcht, und dann ein Lied hört, womit eine trakimorſche Mutter das Kind nicht in den Schlaf ſingt, ſondern es wachend auf ihrem Schoſſe beluſtigt; oder wenn man chriſtliche Morgen- und Abendlieder

lieder der Erwachſenen geleſen hat, worinn ſie ſich bei dem lieben Gott bedanken, daß der Satan ſie nicht gefreſſen, ob er es gleich begehret, oder worinn Männer und Frauen ohne Unterſchied den holdſeligſten Immanuel in ihrem Bette ſuchen, und hernach ein hieſiges Lied bei Sonnenauf- oder Untergang lieſet: ſo mus man vor dem geſundern heidniſchen Menſchenverſtande in Trakimor ehrfurchtsvoll ſein Haupt neigen. Da man ſich hier weder durch frühe Wollüſte noch durch unnatürliche Lebensart die Organen der Stimme verdirbt, ſo ſingt man durchgängig gut und melodiös, ohne dazu weiter andern Unterricht zu bekommen, als daß man von Kindheit an tagtäglich gut ſingen hört. Auch verſteht man ſich darauf, den Affekt des Liedes richtig zu treffen und auszudrücken. Man hörts den Leuten, wenn ſie ſingen, gleich an, daß ſie wiſſen, was ſie ſingen, und daß ſie es auch wohl zu Herzen nehmen. Ein Europäer kann dieſe Bemerkung nicht machen, ohne bis an die Ohren über ſein Vaterland roth zu werden, wo die Leute noch dem lieben Gott lateiniſche Lieder vorſingen müſſen, die er zwar verſteht, wovon ſie aber kein Wort verſtehen.

ſtehen. Wenn das nicht heiliger Unſinn iſt, ſo gibt es keinen. Ebenſo kann man aber auch, wenn man hier die unanſtöſſigen und doch heitern Freudenlieder, ſo beſcheiden und vergnügt zugleich geſungen werden, hört, ſich des Abſcheus an dem ausgelaſſenen, wilden Weſen nicht erwehren, mit welchem die Chriſten noch häufig, wenn ſie, wie es heißt, in Geſellſchaft aufgeräumt werden, die üppigſten Reime und ihre Sauf- und Zechlieder abſchreien. Man hälts hier zwar auch für keine Sünde, von Liebe und Wein zu ſingen; aber man ſingt nicht thieriſch darüber. Es iſt alles edler ausgedrückt; und wenn man auch die römiſche und griechiſche Götterlehre noch ſo inne hätte, ſo würde man doch ein Narr zu ſein glauben, wenn man zu Trakimor und noch dazu heut zu Tage von Bacchus und Cithere ſänge. Folglich würde man auch, wenn man ihn gleich kennte, den Apoll nicht erſt zu Anfang eines Liedes um ſeine Leier erſuchen, oder, wenn auch noch ſo viel von ihnen erzählt würde, die Grazien, die Suada, den Tokus und den Phantaſus nicht erſt einladen, daß ſie kämen und die Leier ſtimmten. Man ſingt auch natürlich,

lich, wie man alles natürlich thut; man bedarf keiner fremden Wörter und Nahmen, um ſich ſchön, oder ſtark, oder erhaben auszudrücken. Die Gedanken im Liede ſind es, die dem Liede Schwung geben, und den Reim findet man ohne Muſen und Meduſen. An ſchönen Abenden, dergleichen die mehreſten ſind, ſind alle Gärten von Trakimor voll heitern und Glückſeligkeit ankündigenden Geſangs, und die ganze Nation unterſchreibt, aus Erfahrung von der Wahrheit derſelben überzeugt, die Gedanken, welche der Verfaſſer des Buchs von häuslicher Zufriedenheit über Werth, Kraft und Segen des geſellſchaftlichen Geſangs alſo geäuſſert hat:

„Geſang belebt die Schöpfung überall, und alles, was ſingen kann, ſingt in Feld und Wald um die Wette. Behaglicher Zuſtand, Wohlbefinden, Freude werden auch von unvernünftigen Thieren dadurch eifrig an den Tag gelegt So, wie die Sonne aufgeht, ſchwirren die Tauſende von Limſals in die Höhe und füllen die Lüfte mit ihrem reizenden Liedlein an. Sobald das Gewitter über iſt und der Sturm ſich legt, ſchlagen

im Dickigt die Trulim wieder ihren königli=chen Schlag. Treu ſitzt, wenn ſein Weib=gen brütet, der rothgebrüſtete Kaial unweit des Neſtes und verſingt ihm unermüdet die Zeit. Jeder geſangfähige Vogel, ſobald er krank wird, ſchweigt; läſſet er ſich wieder hören, ſo iſts ein Zeichen, daß er wieder ge=neſe. Und — wir Menſchen ſollten den Geſang nicht lieben, da wir vor allen die Meiſter darinn werden können? Die Menſchenſtimme iſt die geſchickteſte dazu. Zu welcher Höhe kann ſie ſteigen und zu wel=cher Tiefe kann ſie fallen! Welcher himmli=ſche Wohlklang wird ihr dann vorzüglich erſt zu Theile, wenn ſie Sängerin wird! Jeden Trieb, iede Regung unſeres Herzens vermag unſer Geſang auf das lebhafteſte auszudrü=cken. Wir ſind nicht, wie die Vögel, nur an gewiſſe Jahreszeiten damit gewieſen, ſon=dern können ſingen iahrausiahrein. Welche Aufforderungen für uns, den Geſang recht als Quelle der Freude und alles Guten für uns zu benutzen! Fängt doch oft der heitere Menſch ſchon an zu ſingen, ohne daß er ſich ausdrücklich erſt dazu beſtimmt! Nun ſo laßt uns dieſem Wink, welchen uns unſer eigenes Weſen gibt, folgen; und in trüben Augen=

blicken

blicken vorſätzlich ſingen, um uns aufzuhei=
tern! Laßt uns, wenn wir träge ſein, ſin=
gen, um uns zu ſtärken! Laßt uns, wenn
Arbeit uns herabgeſpannt hat, ſingen, um
uns wieder emporzuſtimmen! Durch Ge=
ſang wird unſere Seele gehoben.
Ein groſſer Gedanke, den wir in aller ſeiner
Stärke ſchon oft gedacht haben, macht
geſungen noch weit ſtärkere Eindrücke auf
uns; ſelbſt dem mittelmäſſigſten Gedanken
kommt der Geſang zu ſtatten. Jede Empfin=
dung, die uns durch Geſang ergreift,
ergreift uns wärmer, mächtiger, unwider=
ſtehlicher. So könnte man mit Recht ſagen,
daß auch ein Menſch dem andern
alles ins Herz ſingen möge. Was für Ge=
walt empfängt dadurch ganz unerwarteter
Weiſe eine menſchliche Seele über die andere!
Wie kann durch vereinigten Geſang
die wahre Vereinigung der Gemüther zu ei=
nerlei Trieben und Geſinnungen ſo glücklich
bewerkſtelligt werden! Zehen, zwanzig Men=
ſchen von noch ſo verſchiedenen Neigungen
und in noch ſo verſchiedenen Lagen und Stim=
mungen heben gemeinſchaftlich einen Geſang
an, der voll hinreiſſenden Ausdrucks einer
gewiſſen Empfindung iſt; ſo geht dieſe Em=

pfindung unvermerkt in ſie alle über und ſo befinden ſie ſich am Ende insgeſamt in einer und derſelben Lage und Stimmung. Liegt ihnen nun daran, alle auf eine Zeitlang in dieſer oder iener Seelenſtimmung zu ſein, ſo dürfen ſie nur nach ſo einem Liede greifen, das die dazu gehörigen Empfindungen erregt. Jeder vernünftige Menſch ſieht auf der Stelle ein, wie viel groſſes und weſentliches Gutes durch dis einfache Mittel für das geſellſchaftliche Leben geſtiftet werden könne; und wir handeln unverzeihlich, wenn wir nicht den gemeinnützigſten Gebrauch davon machen. Vorzüglich können wir durch daſſelbe unſer häusliches Glück und unſere häuslichen Freuden vermehren. Welchen Menſchen kann Vereinigung der Gemüther zu einerlei Trieben und Geſinnungen unentbehrlicher ſein, als denen, die unter einem Dache und in einem Garten bei einander leben! Iſt gemeinſchaftlicher Geſang hierzu behülflich, ſo ſei er eine unſerer liebſten Ergötzungen mit den Unſrigen. Wer höret nicht gern die Trulim ſingen, deren Singſang er nicht einmahl verſteht? Und wir ſollten unſere Freunde und Verwandten, unſere Geſchwiſter, Eltern und Kinder nicht

noch

noch lieber hören, deren Lied uns deutlich iſt, die uns aus der Seele ſingen und bei denen wir miteinſtimmen können? Wenn dann Arbeiten und Geſchäfte vorwalten, die mit vereinigten Kräften betrieben werden müſſen, ſo wird ein Geſang, deſſen Inhalt, Fleis und Erfüllung unſeres Berufs iſt, uns mit gleichem Eifer für ſelbige beſeelen. Wenn unſer Tagewerk vollendet iſt, wird ein Geſang voll Empfindungen der Zufriedenheit mit uns ſelbſt uns im gemeinſchaftlichen Genus der Ruhe ſtärken. Wenn Gefar da iſt, wird ein muthiger Geſang uns alle beſorgt und ſtandhaft machen. Wenn wir uns der Freude überlaſſen wollen, wird ein Geſang, der uns zu ſanfter Heiterkeit ſtimmt, uns insgeſamt die Freude menſchlich genieſſen laſſen. Wenn Handlungen der Menſchenliebe ausgeübt werden ſollen, wird ein Geſang, der uns die Süſſigkeiten des thätigen Mitleids ſchildert, zur allerſeitigen Theilnehmung daran bewegen. Wenn hohe Empfindungen wahrer Gottesverehrung der Geiſt ſein ſollen, der uns durchgängig beherrſche, wird ein Lobgeſang der Gottheit ihn am ſicherſten über das ganze Haus verbreiten. Wenn einer unſerer Lieben ſtirbt, wird ein Lied von Un-

 ſterb-

ſterblichkeit unſeres Geiſtes uns ſämtliche Hinterlaſſene über ſeinen Tod beruhigen. Darum laſſet uns, ſo lange uns Lebensgenus und Herzensgüte theuer und werth ſind, den Haus- und Gartengeſang lieben, und als ein Unſinniger, der uns um beide bringen will, werde der betrachtet, welcher uns iemals an ſeiner Statt zum Spiel verleiten will!“

Nach dem Geſang folgt bei uns in der Reihe der häuslichen Vergnügungen die Muſik. Der Geſang wird ihr darum noch vorgezogen, weil man ihn für die allerſchönſte Muſik hält. Man glaubt nehmlich, daß es nicht nur keine lebendige Stimme in der ganzen Schöpfung gebe, welche an Wohlklang die menſchliche erreiche, ſondern daß auch kein künſtlicher Inſtrument erdacht werden könne, das ihr darinn gleich komme. Zur Abwechſelung aber und zur Begleitung des Geſanges wird die Muſik ungemein geliebt. Das Wort, welches ſie in der hieſigen Sprache bedeutet, heißt Tiſna. Man kennet wohl zwölf bis funfzehn verſchiedene Inſtrumente; drei aber ſind die Lieblingsinſtrumente der Trakimorianer. Das eine davon iſt die Flöte; das andere iſt eine

Harfe,

Harfe, welche alle übrigen Harfen der Welt übertrift; das dritte iſt das Waldhorn. Geigen hat man auch von verſchiedener Gröſſe; man bedient ſich ihrer aber mehrentheils nur beim Tanz. Es iſt durchgängige Landesſitte, daß man von Jugend auf muſikaliſch wird. Die mehreſten ſpielen drei, vier Inſtrumente mit groſſer Fertigkeit. Blaſeinſtrumente aber ſind nur für die Erwachſenen, und das Frauenzimmer liebt vorzüglich die Harfe. Die Natur hat den Trakimorianern ein feines muſikaliſches Gehör gegeben; oder — welches vieleicht richtiger geſprochen ſein dürfte, die Trakimorianer ſind durch ihre natürliche Lebensart noch im vollen Beſitz dieſer ſchönen Mitgabe, mit welcher die Allmutter alle ihre menſchlichen Kinder ausſteuerte; als wovon die wildeſten Nationen noch fortdauernde Beweiſe ſind. Man greift und bläſet daher nicht nur überaus rein, ſondern man ſpielt auch ein zum erſtenmahle gehörtes Stück mit vieler Richtigkeit nach. Die Muſik ſelbſt iſt hier von allen Ueberladungen an Noten, von allen Schnirkeleien und von Virtuoſencharletanerie frei. Wenig Noten; aber lauter ſchöne Melodie, lauter natürlicher Ausdruck des Affekts. Man weis ſo gut,

wie in Europa, gewiſſe geſchriebene Zeichen auf den Inſtrumenten in die dadurch angezeigten Töne zu überſetzen und bedient ſich ihrer auch wohl bei gröſſern gemeinſchaftlichen Aufführungen neuerer oder weniger bekannter Stücke; man hält aber noch mehr auf Volksmuſikalien, ebenſo, wie auf Volkslieder; und kann iene, wie dieſe, auswendig. Sie ſind mehrentheils ſo meiſterhaft für das menſchliche Ohr und Herz geſetzt, daß man ſie zum tauſendſtenmahle noch ſo gern hört, als zum erſtenmahle. Am liebſten aber mag der Trakimoriner, wenn er ſolo ſpielt, frei fantaſiren, und da überſteigt es warlich allen Glauben, was die Leute leiſten können. Es iſt nicht anders, als ſprächen ſie; ſo vollkommen wiſſen ſie den iedesmahligen Zuſtand ihres Herzens auszudrücken. Wenn man dann neben einem von ihnen ſitzt, der die ſtille Zufriedenheit oder die ſanfte Freude, oder die zärtliche Liebe, oder das geſamte Gefühl ſeiner Glückſeligkeit, oder die höhern Empfindungen für Gott durch Flöte oder Harfe ſpricht: ſo iſts, als könnte man gar nicht von ihm weg; und wenn man ihm hernach ſagt, daß es iammerſchade ſei, daß die ganze Fantaſie nicht gleich

gleich aufgeſchrieben wäre, ſo erwiedert er wohl lächelnd — „wozu denn das? das wäre ia eine wohl unnütze Mühe. So oft mir ſo zu Muthe iſt, wie ietzt, kann ich auch wieder ſo ſpielen.“ Oft fantaſiren ihrer viele ſo hinter einander, ieder, wie ihm ums Herz iſt, und da ſcheints nicht anders, als wohnte man dem allervollkommenſten Seelengeſpräch bei, das ſie unter ſich anſtellten. Nichts iſt alsdann anmuthiger, als die Bemerkung, wie ſie allmählich immer gleicher fantaſiren und am Ende alle in einerlei Seelenſtimmung übergehen. Zuweilen fantaſiren ihrer zwei, drei, welche ſich ähnlichgeſtimmt fühlen, zugleich, und dis reicht dem Ohr eine der allerſonderbarſten und doch natürlichſten Harmonieen. Man hört nehmlich verſchiedene Noten, aber doch einerlei Affekt. Der Karakter des Sanften, des Unſchuldigheitern und des Männlichen iſt bei aller hieſigen Muſik der herrſchende. Ob der Muſikkarakter den Volkskarakter, oder ob dieſer ienen erzeugt habe, macht man weiter nicht zur Frage; darüber aber iſt die ganze Nation einig, daß der obenbenannte Muſikkarakter eine der ſtärkſten Stützen der Erhaltung eines ähnli-

Volkskarakters ſei. Geräth ein Mädgen auf den Einfall, die Harfe gegen ſeinen ihr untreu- oder doch kaltſcheinenden Liebhaber in die Hand zu nehmen und ihre Klagen über ihn darauf zu ſprechen, ſo wehe ihm, wenn er in der Nähe iſt! In den Familien bedient man ſich der Muſik, wie des Geſanges, zur Vereinigung der Gemüther auf gleichen Ton, zur Unterhaltung, und zur Beförderung aller Lebensgenüſſe. Mehrentheils unterrichten darinn die Eltern ihre Kinder ſelbſt; es gibt aber auch Leute, welche in die Häuſer kommen und Stunden darinne geben. Die Verfertigung der Inſtrumente iſt ein ſtarker Nahrungs- und Handelsartikel, und die Nation hat wenigſtens mehr Ehre davon, als wenn ſie Kartenfabriken anlegte. Dieſe Anhänglichkeit an Geſang und Muſik macht das Reiſen und Wandern zur Abendzeit unausſprechlich angenehm. Von allen Seiten hertönen alsdann Flöten, Harfen, Waldhörner und Menſchenſtimmen nah und fern. Man wird wie bezaubert und öfnet ſein Herz der ſeligſten Simpathie, ſo, wie man es ſchlechterdings auch dem Glauben öfnen mus, daß alle die Leute, welche hier ſo innig ſingen und ſpielen, glückliche Menſchen ſein müſſen.

ſen. Beugt man von der Landſtraſſe ab und kommet in irgend einen Garten: ſo findet man den Familienklub bald in voller Muſik beiſammen, bald zerſtreut. Iſt das leztere, ſo ſitzt etwa in der oberſten Laube ein Jüngling, der die Flöte bläſet, und in der unterſten ein Mädgen, das ihm auf der Harfe antwortet. Dann ſingt nahe am Bethügel die Mutter mit den übrigen Kindern ein frommes Abendlied, und bald darauf läſſet ſich in der weiteſten Entfernung der Vater auf dem Waldhorn hören. Dieſes Inſtrument wird hier mit äuſſerſter Vollkommenheit geblaſen, und eben dadurch werden die Abendwanderungen im Lande umher vollends romantiſchſchön. Spät am Tage ſich in Trakimor auf eine Anhöhe begeben und da erſt dem Untergang der Sonne beiwohnen, und dann die Dämmerungen abwarten, und dann beim Eintritt derſelben den Himmel über ſich beſtirnt werden ſehen, und die Gärten unter ſich her voll Jubels werden hören, endlich überall mit Muſik umgeben ſein, hier zehen Hörner ruhig werden und dort zehen andere wieder laut werden hören; ie ſchärfer man horcht, deſto mehr vernehmen, das zehnfache Echo darunter ſchallen hören, und mit dem Ohr nicht

er-

ermeſſen können, wie weit ſich das angeneh= me Getöſe erſtrecke, und dann ſo lange aus= harren, bis wieder ein Garten nach dem andern ſtill wird und bis das letzte Waldhorn ſchweigt, und dann gen Himmel blicken, der ſich unterdeſſen völlig beſtirnt hat, und den= ken — ach Schöpfer, wie ſchön iſt deine Erde und wie glücklich können deine Men= ſchen auf ihr ſein — — Dis iſt unſtreitig die ſeligſte Verlebung eines irdiſchen Abends. Jener Verfaſſer, deſſen Raiſonnement über Geſpräch und Geſang bereits angeführt wor= den iſt, ſpricht über die Muſik folgendermaſſen:

„Die Tiſna, wenn ſie ſich zum Geſang geſellet, verſtärkt die Kraft deſſelben noch. Allein und an ſich iſt ſie auch ein Geſang, aber ein Geſang ohne Worte. Sie iſt dem Ohr ſo lieblich, wie der Anblick der Welt dem Auge iſt. Warum hören wir ſo= gar das Säuſeln des leiſen Abendwindes im Sandoswalde gern? Warum ſtehen wir in einiger Entfernung vom ſanftern Waſſerfall ſtill und horchen ſo herzlich nach ihm? Iſt das nicht ſchon innerer Hang zur Tiſ= na? Als zum erſtenmahle ein Knabe auf den Einfall kam, auf einem Blat zu blaſen,

ver=

verſammleten ſich gewis alle ſeine Geſpielen um ihn her und freueten ſich ſeiner gefundenen Kunſt; und als auch nur die erſte Holzfällerpfeiſe ſich mit verſchiedenen und doch einklingenden Lauten auf den Bergen hören lies, liefen gewis die Winzer zuſammen und erzählten hernach frölich ihren Weibern davon. Es gibt wenig Menſchen, welche die Tiſna nicht liebten, oder vielmehr — es giebt vieleicht gar keinen, der keinen innern Sinn für ſie hätte; denn es iſt noch eine groſſe Frage, ob dieienigen, welche dis von ſich behaupten, nicht etwa ſich nur ſo ſtellen, um in den Augen anderer ganz beſondere Menſchen ſein zu wollen. Der Einfall, Sonderling zu ſein, hat wohl eher die Leute zu noch unwahrſcheinlichern Behauptungen verleitet. Wenigſtens iſt eben nicht viel Ehre dabei, in der Zahl der Tiſnahaſſer zu ſein; denn die Erfahrung lehrt, daß die, welche ſich dafür erklärten, auch keine Anlagen zur Freundſchaft, zum Wohlwollen und zur höhern Menſchliebe zeigten. Wie verdächtig würde uns ein Menſch werden, der von ſich bezeugte, daß die ſchöne Gotteswelt keinen Eindruck auf ihn mache! Nun ebenſo verdächtig werde uns der, welcher Feind der

Tiſna iſt. Wer wahres Schönheitgefühl hat, der hat es für alle Schönheit; und wem irgend eins der erſten und ſtärkſten beſondern Schönheitsgefühle fehlt, der erweckt Argwohn, daß er vieleicht gar kein Gefühl für das Schöne habe. Gros iſt die Kraft der Tiſna. Sie hat alle menſchliche Empfindungen in ihrer Gewalt und kann ſie erwecken und beſänftigen. Das macht, ſie kann ſie auf das allervollkommenſte ausdrücken und mahlt ſie gleichſam der Seele vor. Die allerausgebildeteſte menſchliche Sprache ſteht ihr hierinn weit nach. Wie ſind wir wohl iemals im Stande, unſere innigſten Gefühle in ihrem ganzen Umfang und in ihrer ganzen Stärke andern zu erzählen? Wir haben nicht Worte dazu; ſie ſchweben auch zu ſehr im Dunkel unſeres Innerſten, als daß ſie ſich in ſo deutlich beſtimmte Zeichen, als Worte ſind, übertragen lieſſen. Nur im allgemeinen können wir durch die Wortſprache unſere Empfindungen anzeigen. Die Tiſna iſt die wahre Sprache derſelben. Jeder verſteht ſie ohne Dollmetſcher und Wörterbuch; ieder ſtimmt allmählich, ohne den Vorſatz zu haben, oder auch nur ſich deſſen deutlich bewuſt zu ſein, in ſie ein, und ſein

Herz hallet ſie wieder. Dieſer letzte Umſtand gibt ihr eben die volle Allgewalt über uns. Wenn wir nun in dieſer oder iener Seelenſtimmung ſind und die Tiſna hebt ihr ausdruckvolles Spiel der entgegengeſetzten Empfindungen an: ſo thun wir ihr keinen Widerſtand, weil wir keinen Angrif auf uns bemerken. Wir verhalten uns leidend; und eben darum ſtimmt ſie uns ganz unbemerkt um. Wollte iemand dieſe Umſtimmung an uns durch Zureden, durch Gründe nnd Bitten bewirken; ſo bemerkten wir ſeine Abſicht zu offenbar, ſetzten uns ihm zur Wehr und behaupteten uns in unſerer Stimmung durch den bloſſen Vorſatz, uns nicht umſtimmen laſſen zu wollen. Wie viel Gutes kann alſo die Tiſna ſchon in einzelnen Fällen bewirken. Da iſt z. B. ein äuſſerſtaufgebrachter und heftigzürnender Menſch. Wollet ihr ihn mitten in der Wuth durch Vorſtellungen beſänftigen? Ihr gebet euch vergebliche Mühe. Es ſetze ſich aber in der Nähe ein Sanftmüthiger an die Harfe hin und ſpiele ihm den liebevollern Gang ſeiner Seele vor; ſo ſpielt er ihm wider ſeinen Willen die Sanftmuth ins Herz. Oder es iſt iemand ausgelaſſen im Genus der Freude und wildluſtig; ſo

bringet

bringet ihn von ſeiner Wildheit zur mildern, menſchlichern Heiterkeit durch die Flöte zurück. Oder es ſinkt eine Seele zur tiefern Traurigkeit und Schwermuth herab; ſo gebet ihr durch ein fernes Waldhorn wieder Schwung. Dis ſtiftet die Tiſna in einzelnen Fällen; was mus ſie nicht im Ganzen bewirken können, wenn ſie Lieblingsvergnügen eines Volks wird! Dann wird ſie ein allgemeines Mittel zur Beſänftigung aufbrauſender Leidenſchaften; dann weckt ſie durchgängig den Sinn für das Schöne und ſtärkt durchgängig das Schönheitsgefühl; dann verbreitet ſie überall ſtille Zufriedenheit und wahren Lebensgenus. Wie glücklich mus ein Volk in dieſer Lage ſein! Wie ſelig mus ſichs im Schoſſe deſſelben leben! Die Tiſna macht geſellig und gutmüthig, theilnehmend und theilgebend. Wer ſie liebt und ſich oft den ſanftern Empfindungen, welche ſie erweckt, überläſſet, in deſſen Seele werden dieſe Empfindungen die herrſchenden. Uebereinſtimmung und Uebereinklang, die ſie ihm immer darbietet und die ihm an ihr ſo wohlgefallen, werden ihm endlich zum Bedürfnis überall. Er ſorgt, daß auch ſeine Neigungen, Begierden, Grund-

ſätze

ſätze und Handlungen übereinſtimmen, wie die Tiſna, und daß ſein ganzes Leben Einklang werde, wie ſie. Die Obern und Vorſteher eines Volks müſſen daher, wenn es ihnen um Ausbildung und Veredlung deſſelben zu thun iſt, für Ausbreitung der Liebhaberei der Tiſna im Lande ſorgen, und Heil dem Suma, deſſen Volk im Ganzen an ihr hangt! Er iſt das Haupt eines biegſamen und leutſeligen Volks, unter welchem iede Bürgertugend zu Hauſe iſt und ſelten grobe Verbrechen begangen werden. Und ebenſo wie die Tiſna die Volkserziehung befördert, kommt ſie auch der häuslichen Kinderzucht zu ſtatten. Eltern, welche ihre Kinder voll Luſt und Liebe zu ihr machen, bauen dadurch dem Unmuth und dem Trübſinn an ihnen vor. Sie ſtimmen ihre Seelen von Jugend auf zur Heiterkeit und machen ſie ſolchergeſtalt zur Arbeitſamkeit, Genügſamkeit und Duldſamkeit im ganzen Leben aufgelegt. Sie beſänftigen damit zugleich iede früh in ihnen aufbrauſende Leidenſchaft und reichen ihnen Herzensmilde. Sie ziehen ſie dadurch vom Spieltrieb überhaupt und von wilden Spielen beſonders ab und bringen ihnen auf immer Ekel vor den gröbern Sinnesfreuden bei. Sie machen

ſie gefühlvoll für das Schöne überall und legen dadurch an ihnen den Grund zu tauſend künftigen edlen Handlungen. Welche Beweggründe ſind dis ſchon für Väter und Mütter, auf die Tiſna in ihren Häuſern und Gärten zu halten! Aber die Tiſna wird ihnen als häusliches Vergnügen noch weit mehr Gutes ſtiften, denn dis blos. Sie wird die Gemüther ſämtlicher Hausgenoſſen noch immer inniger verbinden und ieden Streit unter ihren verſchiedenen Geſinnungen, Wünſchen und Begierden leicht beilegen. Sie wird ſelbige immer mehr lehren, an ſich unter einander genung zu haben und ſich nicht nach auſſerhäuslicher Geſellſchaft zu ſehnen. Sie wird gemeinſchaftliche Arbeit und gemeinſchaftlichen Ruhegenus, gemeinſchaftliche Tugend und gemeinſchaftliche Gottesverehrung unter ihnen befördern und dadurch iedes Haus ſegnen, deſſen Bewohner ſie lieben. Bürger von Trakimor in allen Jahrhunderten, ſchätzet die Tiſna werth und räumet ihr unter euern häuslichen Vergnügungen einen der erſten Plätze ein! Sie iſts, die auch der abgelebte Greis noch üben kann, und die auch dann, wenn er ſelbſt zu ſchwach ſchon für ſie iſt, von ſeinen Kindeskindeskindern

ihm noch ſchön klingt und ſeinen ſchon auf der Flucht begriffenen Geiſt noch ſtärkt.“

Zu dieſen drei häuslichen Vergnügungen geſellet ſich hier endlich noch der Tanz. Man bedienet ſich ſeiner vorzüglich an den Abenden der ſtürmiſchen Jahreszeit, wenn man nicht ſo zur Natur kann, wie ſonſt; oder wenn der Tag ſehr heis geweſen und man viel im Schatten ſitzen müſſen; oder auch nach dem Bade. Der Liebe der Nation überhaupt zu ſelbigen und ihres Geſchmacks darinn iſt bereits gedacht worden; und ſo mag iener Verfaſſer, der eben aufgehört hat, über die Muſik zu reden, auch ſeine Meinung über den Tanz hier gleich mittheilen:

„Zum Tanz iſt in uns Menſchen wirkliche Anlage. Unſer Leib iſt vor allen thieriſchen Leibern vorzüglich dazu gebauet; unſer aufrechter Gang begünſtigt ihn, und unſere Hände, die uns in allen Stellungen das Gleichgewicht finden laſſen, machen uns beſonders dazu geſchickt. Wir ſelbſt ſcheinen ein dunkles Gefühl von dieſer unſerer Geſchicklichkeit dazu zu haben; denn wenn wir recht

heiter ſind, fangen wir oft an zu hůpfen, ohne es vorher erſt beſchloſſen zu haben. Es iſt alſo, als wåren wir zum Genus dieſes Vergnůgens recht hingewieſen. Nun, da laßt uns immer zugreifen, wohin wir ſo gewieſen ſind; wenn wir nur måſſig dabei ſind, ſo greifen wir gewis nie fehl. Man ſage nicht — die Thiere ſprången umher; haben wir nicht tauſend andere Handlungen mit ihnen gemein? Warum ſchåmen wir uns denn dieſer nicht? Laſſet ſie dieſe Handlungen als Thiere thun, wir wollen ſolche als Menſchen thun; ſo iſt ehrenvolle Verſchiedenheit genung da. Das Thier hůpfe und ſpringe, wir wollen tanzen, das heißt, wir wollen mit Ordnung hůpfen, wir wollen abgemeſſene, verhåltnismåſſige, anſtåndige Sprůnge thun. Freiwilliger Tanz iſt Ausdruck des Wohlbefindens, der Zufriedenheit, des frohen Muths. Man wird kein krankes, muthloſes Thier freiwillig hůpfen und ſpringen ſehen. Was håtten wir denn aber wohl fůr Urſache, traurig und muthlos zu ſein? Hat uns die Sonne nicht in unſerm Lande mit allem Ueberflus geſegnet? Sind wir nicht freie Leute? Wer iſt unter uns ein Unglůck-

licher, als der ſich ſelbſt dazu macht? Warum wollten wir denn nun nicht unſere Glückſeligkeit, die wir ſo lebhaft fühlen, auch auf eine lebhafte und zugleich unſchuldige Art äuſſern? O laſſet uns tanzen! Laſſet uns tanzen! Und wenn wir einſt hochbeiahrte Greiſe ſind und ſelbſt nicht mehr tanzen können: ſo wollen wir wenigſtens noch gern die Tanzenden ſehen und uns ſo noch am lebhaften Ausdruck fremder Freude und am Anblick der iugendlichern Munterkeit der Nachwelt ergötzen. Unſer Geiſt geht ia bei dem Tanz nicht ſo gar leer aus, wie es etwa ſcheinen könnte. Es iſt für ihn unmittelbar und mittelbar dabei geſorgt. Unmittelbar; — ſind es nicht Ordnung und Schönheit, die ihn nähren und erfreuen? Nun, dieſe findet er beim Tanz ia auch in nicht geringer Maſſe. Da ſind ihrer viel, die aber ieder ihren gehörigen Ort haben, von dem ſie ausgehen und auf den ſie wieder zurückkommen; da ſind ihrer viel, welche ſich mit abgemeſſenen Schritten bald einander nähern, bald ſich von einander entfernen, bald ſich unter einander verliehren, bald ſich wieder aus einander winden. Das iſt Ordnung. Da iſt Mannigfaltigkeit der

Theile, groſſe Mannigfaltigkeit; aber auch zugleich durch beſtimmte Wendungen, durch vollkommene Kreiſe und durch gewiſſes Zeitmas, das alle beobachten, Einheit des Ganzen. Das iſt Schönheit. So iſt tanzen ſehen ſchon unmittelbares Vergnügen für unſern Geiſt; wie vielmehr mus es mittanzen ſein, wobei man ſich deſſen bewuſt wird, daß man dieſe Ordnung mitbewirke, dieſe Schönheit mitbewerkſtellige. Mittelbar trägt der Tanz noch weit mehr zur Vergnügung unſeres Geiſtes bei. Hangt der Geiſt nicht, ſo lange er in dieſem Leibe ſich aufhält, vom Leibe ſehr ab? O warlich, er bildet ſich zu viel ietzt ein, wenn er denkt, daß ſeine Heiterkeit ganz in ſeiner Gewalt ſei und nur auf ihm beruhe. Ehe er es vermeint, wird ihn ſein von ihm verachteter Leib eines andern belehren. Eine geſchwächte Verdauungskraft, eine eintretende Verſtopfung, eine Aufhäufung zurückgetretener Ausdünſtungen, ein träger oder gar ſtockender Umlauf des Bluts werden ihm den hohen Dünkel auf ſich ſelbſt bald benehmen und ihn zum Glauben an die Wahrheit bringen, daß er auf ſein völliges Wohlbefinden nur bei Wohlbefinden ſeines Leibes rech-

nen könne. Kurz, er iſt zu genau mit ſeinem Leibe verbunden; alles Leid, das dem Leibe widerfährt, widerfährt eigentlich ihm im Leibe; nicht der Leib, ſondern er iſts, der empfindet. Wie kann er aber bei unangenehmen Empfindungen ſich angenehm und wohl befinden? — Jene drei Vergnügungen, von welchen ich oben geredet, Geſpräch, Geſang und Tiſna ſind allerdings auch, von dieſer Seite betrachtet, ſchätzenswerth. Nicht nur, daß ſie unmittelbar zum Vergnügen des Geiſtes beitragen, ſondern ſie befördern daſſelbe auch mittelbar durch das Gute, das ſie dem Leibe thun. Wenn wir ſprechen, und beſonders, wenn wir recht warm und herzlich ſprechen: ſo erſchüttern wir auf eine ſanfte Weiſe alle innern Theile unſeres Leibes und geben ihnen dadurch einen wohlthätigen Reitz, alle ihre zum Leben und Wohlſein uns ſo nöthigen Arbeiten noch emſiger zu verrichten. Wir ſchöpfen öfter und voller Athem, reinigen Lunge und Bruſt, befördern den Umlauf des Bluts und ſetzen unſere Gedärme mehr in Bewegung. Daher die allgemeine Erfahrung, daß uns nach mäſſiglangen und mäſſigſtarken Reden beſſer zu Muthe iſt, als vorher. Man

ſollte ſich, um dis zu erklären, nicht damit begnügen, daß man alsdann etwa dieſer oder iener Dinge, die man auf dem Herzen hatte, los ſei, ſondern man ſollte auch denken, daß man nun auch vieleicht dieſer und iener Dinge, die man in der Lunge, unter dem Zwergfell, im Magen und im Zwölffingerdarm hatte, los geworden ſei. Kommen vollends im Geſpräch unſchuldige Scherze vor, die ein recht herzliches Gelächter verurſachen, ſo mus dieſe Wirkung noch unausbleiblicher erfolgen. Thut das nun ſchon das Geſpräch, wie vielmehr mus es der Geſang thun, bei dem wir noch weit voller Athem holen, Lunge und Bruſt noch weit mehr ausdehnen und mit unſern obern Theilen auf den Unterleib noch weit ſtärkern Druck geben. Gewis rührt die zuſehends zunehmende Heiterkeit der Sänger ſelbſt nicht wenig aus dieſem Grunde her, und man könnte deshalb getroſt Leuten, die über Beklemmung klagen, zurufen — ſinget doch, und Leuten, die an Verſtopfung leiden — ſinget nur. Die Tiſna ſogar, welche den Geiſt ſo unmittelbar erheitert, ſchlägt hierbei mit ihren blaſenden Werkzeugen nicht fehl, und man ſollte dieſe

beſon=

beſonders ſolchen Erwachſenen empfehlen, welche ein ſitzendes Leben führen. Ich glaube, daß dergleichen Menſchen am Waldhorn ein vorzügliches Mittel haben, ihren Mangel an Bewegung ſich zu erſetzen. Aber über alle andere Vergnügungen, von dieſer Seite betrachtet, geht freilich der Tanz. Welch eine herrliche Bewegung unſeres ganzen Leibes iſt er! Er iſt mehr, als Gehen und Reuten; er iſt weniger, als Laufen und Springen, er iſt alſo eine Mittelart der Bewegung für uns. Er iſt eine Bewegung, die, wenn ſie gleich raſcher iſt, als die gewöhnlichen, doch freiwillig von uns geſchieht, uns keinen Schmerz verurſacht und von allgemeiner Fröhlichkeit um uns her begleitet wird; wie mus eine ſolche Bewegung unter allen für unſern Leib die ſtärkendſte ſein! O wohl dir, du unſterblicher Geiſt, in einem geſtärkten Leibe! Du wirſt heiter werden, ohne das geringſte einmal dazu beizutragen; und wenn du nun vollends noch ſelbſt dazu das Deinige beiträgſt, ſo iſt deine Heiterkeit vollkommen. Der Tanz macht uns auch feſt auf den Füſſen, benimmt uns die Schwerfälligkeit, verhindert das Dickwerden, lehrt uns zu allerlei Wendungen

unſeres Leibes geſchickt werden und macht uns gelenkig. Er gibt uns Anſtand und entwickelt ſo in der That iede Schönheit des Körpers. Und unſer Volk ſollte ihn nicht lieben, unter welchem die Menſchheit in ſo viel tauſend ſchönen, geraden, ſchlanken und ebenmäſſigen Geſtalten anzutreffen iſt? Warlich, wir dürfen uns nicht ſchämen, auf den Tanzplatz zu treten. Welch einen lieben Reihen machen unſerer viel Hand an Hand! Wie freuen wir uns da erſt recht einer über den andern! Und, wenn es wahr iſt, daß der Tanz iede Schönheit des Leibes erſt noch recht ausbildet, welchem Volke kann er willkommener ſein, um ſich auch die möglichſte äuſſerliche Vollkommenheit zu geben, als uns? Merkets euch, was Sambul ſchon ſprach, daß ein ſchöner Leib das Vorurtheil für ſich erwecke, daß auch eine ſchöne Seele in ihm wohne. Ich glaube dis ſelbſt; und trift es nicht zu, ſo iſt die Seele durch Erziehung verunſtaltet worden. Der Schöpfer ſelbſt bereitete gewis an ſeinem erſten irrdiſchen Geſchöpf ſolche Täuſchung nicht. Wenigſtens iſt ſo viel doch wahr, daß eine ſchöne Seele

noch weit mehr mit Anmuth, mit Nutzen und Segen ſpreche, wenn ſie aus einem ſchönen Körper ſpricht. Groſſer Beruf alſo, der an die Schönſten unter den Menſchen erging, recht tugendhaft zu ſein und dann für die Tugend zu ſprechen — damit eine ganze Welt auf ſie höre! Und Pflicht für uns alle, die wir recht nützlich werden wollen, auch die eigenthümliche Schönheit unſeres Leibes auszubilden und ſie zu bewahren! So haben wir noch obendrauf den Vortheil, daß wir — keine Gecken zu werden brauchen, die ſich, um ſchön ſein zu ſollen, oder auch nur um ſo zu laſſen, erſt putzen müſſen; als welches ſich für einen Trakimorianer nicht ſchickt. — — Um nun aber allen dieſen guten Erfolg des Tanzes zu genieſſen, iſt es nicht genung, daß wir ihn nur bei groſſen Zuſammenkünften und feierlichen Volksgelagen einführen, ſondern wir müſſen ihn auch unter die Reihe unſerer häuslichen Vergnügungen aufnehmen. Eltern, die ihren Kindern zugleich eine vollkommene körperliche Erziehung geben wollen, müſſen ſich ſeiner,

als

als eines vorzüglichen Mittels dazu bedienen. Alle die Vortheile, welche er dem ſchon erwachſenen Leibe ſtiftet, mus er ia in noch weit gröſſerer Maſſe Leibern ſtiften, die noch im Wachsthum begriffen ſind. Er befördert den Wachsthum ſelbſt; denn wir wiſſen, daß viel Bewegung dem Kinde zum Wachsthum unentbehrlich ſei. Kinder ſelbſt geben uns dazu Winke; ſie bewegen ſich nicht nur überhaupt gern, ſondern ſie hüpfen auch faſt allenthalben, wo wir ſie ſehen, ſobald ſie geſund ſind. Je früher wir auch die Glieder eines Menſchen geſchmeidig und gelenkig machen, deſto geſchmeidiger und gelenkiger werden ſie; und ie eher wir dem Menſchen körperlichen Anſtand beibringen, deſto mehr wird ihm ſelbiger Fertigkeit, unabzulegende Gewohnheit und ſogar wahres Bedürfnis. Erwägen wir endlich noch, daß der Tanz erheitere, wie ſchicklich mus er für Kinder ſein, die ſo gern heiter ſind und für deren Heiterkeit wir nicht genung wachen können, daß ſie ia erhalten und die herrſchende Stimmung ihrer Seele werde! Doch nicht nur bei der Kinderzucht werde an den Tanz gedacht, ſondern auch die ganze Hausgenoſſenſchaft liebe ihn lebenslang. Er gehört

hört immer unter die Vergnügungen, welche uns weiter keinen Aufwand machen, als Aufwand der Zeit, den er uns hernach durch die Empfindung geſtärkter Kräfte reichlich erſetzt. Es verſteht ſich, daß das häusliche Leben kein ewiges Tanzen ſein ſolle; denn auf ſolche Weiſe kann man auch das Unſchuldigſte und Nothwendigſte übertreiben, z. B. den Schlaf, ohne den wir doch gar nicht fortdauern können, der uns aber auch die weit längere Zeit, welche wir täglich auf ihn wenden müſſen, auf das vollkommenſte gutthut. Wenn man mir alſo den Einwurf machen wollte, daß es bald Leute geben werde, die das Leben vertanzten: ſo würde ich antworten — es gibt auch Leute, die das Leben verſchlafen; wollet ihr deshalb für Pflicht halten, auf den Schlaf Verzicht zu thun? Solche Vergnügungen nun, welche ſo aufwandlos ſind, haben dadurch eben das erſte Recht dazu, Vergnügungen des häuslichen Lebens zu ſein, und Klugheit, Wirthſchaftlichkeit und Sparſamkeit ſollen ſie uns vorzüglich dazu empfehlen. Es wird auch nicht leicht ein Haus bei uns ſein, worinn es nicht Menſchen genung bei einander gäbe, um dieſe Ergötzlichkeit

des

des Tanzens ohne weitere Zubereitung und ohne auſſerhäusliche Einladung recht vollkommen genieſſen zu können. Auch dis macht den Tanz zum häuslichen Vergnügen beſonders geſchickt. Man iſt gleich beiſammen, ohne ſich erſt zuſammen zu rufen. Man ſteht da, wo man ſich gemeinſchaftlich beſchäftigt hatte, auf und ſezt blos Tiſch und Stühle auf die Seite; ſo verwandelt ſich der Reihen der Arbeiter in den Reihen der Tänzer. Dazu kommt daß an dieſem Vergnügen alle im Hauſe, ſo viel ihrer ſind, gros und klein, alt und iung, zugleich Antheil nehmen können. Es iſt, wie mit dem Geſang. Jeder kann mitſingen; ieder kann mittanzen. Solche Freuden ſind im höchſten Verſtande häusliche Freuden. Sie verbinden durch die Allgemeinheit des Genuſſes, welche ſie mit ſich führen, die Gemüther, welche ſo ſchon genau und eng verbunden ſind, noch genauer und enger, und lehren ſie auf die ſinnlichſte Weiſe, daß ſie für einander leben, durch Theilgebung und Theilnehmung ſich ſegnen und einer in des andern Glück ſein eigenes finden müſſen. Alle noch ſo ver-

ſchiedene

ſchiedene häusliche Verhältniſſe vereinigen ſich da in dem einzigen Verhältnis des Freudeaneinanderhabens; und, wenn getanzt wird, ſo verliehren ſich ſogar die verſchiedenen Alter in ein Alter, indem die Tänzer allzumahl gleichen Schritt und gleiches Zeitmäs dabei beobachten müſſen. Und wenn endlich allgemeine Heiterkeit, Zufriedenheit, Betriebſamkeit und Beweglichkeit für das Gute, das Glück des häuslichen Lebens ausmachen, wie würdig iſt der Tanz, ganze Hausgenoſſenſchaften zu ergötzen, der ſie mittelbar und unmittelbar in dieſen Seelenſtimmungen ſtärkt! Das iſt warlich nicht die Sprache, durch welche ſich der Mann verräth, daß man etwa ſage — während, daß andere tanzen, kann ich etwas Gutes verrichten. Lieber Freund, der du ſo ſprichſt, warum gehſt du denn, wenn du lange geſeſſen haſt, in deinem Garten hin und her? Beweiſeſt du nicht offenbar dadurch, daß du Bewegung, auch als bloſſe Bewegung, für nothwendig halteſt? Nun ſieh, ſo denken andere auch, und darum bewegen ſie ſich auch, wie du, blos zur Bewegung; ſie thun es nur auf andere Art, wie

wie du; — du gehſt ſpazieren und ſie tanzen. Es kommt ja auch bei der Arbeit nicht darauf an, ob man ſo und ſo lange arbeite, ſondern wie und wie viel man arbeite; und da zeigt ſichs, daß diejenigen, welche mit Zwiſchenräumen, in denen ſie ſich menſchlich ergötzen und erquicken, arbeiten, im Ganzen wirklich mehr und alles beſſer arbeiten, als die, welche in einem weg arbeiten. Man arbeitet alſo nicht blos alsdann nur, wenn man wirklich arbeitet; ſondern auch, wenn man ſeine Arbeitskräfte ſtärkt. — Jeder beobachte nur ſo, wie bei allen übrigen Vergnügensgenüſſen, alſo auch vorzüglich beim Tanz die Vorſchriften, welche uns die Vernunft und die Tugend geben. Man verabſcheue vor allen Dingen jene unzüchtigen Stellungen und Gebehrden, welche die Einbildungskraft mit Bildern der Wolluſt füllen; man verwandle das mäſſige Geräuſch des Tanzes nicht in wilden Lerm und in thieriſches Toben; man bemühe ſich, gut und ſchön zu tanzen, ſo wird man in jene Ungeſittetheiten nicht verfallen. Man übertreibe die Dauer des Tanzes nicht, damit er nicht mehr ermüde, als ſtärke; man

tanze

tanze nur in der Kühle des Tages; man fange mit einem ſanftern Tanz an und höre mit einem ſolchen auch wieder auf; man ſuche nach dem Tanz nur allmählich ſich wieder abzufriſchen und werfe ſich dann in die Arme des Schlafs. Unter dieſen Bedingungen, o ihr Bürger von Trakimor, empfanget die Segen und Stärkungen des Tanzes. Dann machet einen Tanz der Freude, ſo oft ihr eine wackere häusliche Arbeit glücklich vollbracht habt! Dann tanzet, ſo oft ihr eine Fruchterndte in euren Gärten gehalten! Dann tanzet, ſo oft Gott eurem ganzen Hauſe, oder auch nur einem der Eurigen eine groſſe Wohlthat erzeigt hat! Dann tanzet, ſo oft irgend ein Leiden, oder irgend eine Gefahr glücklich überſtanden iſt! Werdet ihr dieſe hier beſchriebene vier Vergnügensarten bei einem arbeitſamen und der Natur gemäſſen Leben genieſſen: ſo werdet ihr, da ihr ſie noch obendrein gröſtentheils im Freien genieſſet, nicht nur an ihnen genung haben und euch nach keinen andern erkünſtelten, koſtbarern und unſchuldloſern Freuden ſehnen; ſondern ihr werdet auch geſünde, kräftige und vielleiſtende Menſchen ſein, und ein hohes beſchwerdeloſeres Alter erreichen, wozu die

Sonne jedem Menſchenkinde, das in Trakimor geboren wird, die Gerechtſame gibt.“

Aus dieſem geſammten Raiſonnement kann man leicht urtheilen, was der Verfaſſer deſſelben vom Spiel gehalten haben möge. Inzwiſchen verlohnt es ſich doch der Mühe, ihn auch hierüber zu hören. Zu ſeiner Zeit mus der Spielgeiſt noch nicht ganz aus Trakimor verdrängt geweſen ſein, weil er ſo bider dagegen eifert. Dis iſt wenigſtens dazu gut, daß man dadurch Gelegenheit bekommt, ſeine ſehr vernünftige Meinung darüber ausführlicher zu vernehmen.

„Spielen, ſpricht er, gehört nur für Kinder. Ihrem kleinlichen Geiſt iſt ſo ein kleinliches Vergnügen angemeſſen; und da ſie an den weſentlichern Vergnügungen des Leibes und der Seele noch wenig oder gar keinen Antheil nehmen können: ſo iſt ihnen das Spiel wohl zu gönnen und als ihr Uebergang zu dieſen zu betrachten. Sie wollen doch auch nicht leer ausgehen; wenn ſie nun ſehen, daß die Erwachſenen ſich vergnügen, ſo machen ſie ihnen dis im Kleinen nach, d. h.

ſie ſpielen. Erwachſene, Männer, für euch aber ſchickt es ſich nicht. Der Gegenſtand des Spiels, es ſei ein Spiel, welches es wolle, iſt allemahl eine unbeträchtliche Kleinigkeit; gezient es ſich auch wohl, auf eine ſolche eure ganze Aufmerkſamkeit zu richten? Ihr werdet vieleicht ſagen — wir lieben das Spiel nicht ſeines Gegenſtandes wegen, ſondern der Ordnung wegen, mit der wir ſpielen, der Geſellſchaft wegen, die mitſpielt, der Art von Mühe wegen, die uns das Spiel macht und die weder zu klein noch zu gros, ſondern gerade ſo iſt, wie ſie beim Vergnügen ſein mus, und der Bewegung wegen, die wir dabei haben. Das iſt alſo eurer Meinung nach das Gute, welches das Spiel hat. So frage ich euch dann, — haben iene Vergnügungen, welche ich euch vorhin beſchrieben, dis Gute nicht in noch weit reichlicherer Maſſe? Was gleicht der Ordnung und Uebereinſtimmung der Tiſna? Was gleicht der Bewegung, welche uns der Tanz gibt? Was gleicht dem Mittelmas der Anſtrengung unſerer Seelenkräfte beim Geſpräch, wodurch uns dis recht zum menſchlichen Vergnügen wird? Und Geſell-

ſchaft? Iſt dieſe nicht ebenſo reizend, wenn wir zuſammen ſingen und zuſammen tanzen, als wenn wir zuſammen ſpielen? Ja, ich ſage euch — eine ſingende und tanzende Geſellſchaft iſt allemahl durchgängig zufriedener und alſo auch reizender, als eine ſpielende. Beim Spiel ziehen immer einige den Kürzern, es ſei auf welche Art es wolle. Ohnedis iſt kein Spiel denkbar. Es mus dabei allemahl wenigſtens ein ſcheinbarer Streit und Sieg ſein und dadurch wird es eben Gegenſtand der Ehrbegierde, oder empfängt Reitz. Dieienigen, welche nun im Spiel den Kürzern ziehen, werden in der Maſſe heruntergeſtimmt, in welcher die Uebrigen, die das Uebergewicht bekommen, hinaufgeſtimmt werden. Ein Theil der Spielenden iſt alſo immer unmuthig, und ſo iſt die Gleichheit in der Theilnehmung an der Freude, wodurch ein Vergnügen eigentlich ein geſellſchaftliches Vergnügen zu werden nur verdient, aufgehoben. Beim Geſang und Tanz hingegen beſteht dieſe Gleichheit auf das vollkommenſte und ieder kann ſo viel ſingen und ſo viel tanzen, als

der

der andere. Haben nun iene vier beſchriebene Vergnügungen das Güte, welches das Spiel haben ſoll, in noch weit reicherer Maſſe, ſo folgt auf der Stelle dis daraus, daß wir ſie nicht ungenoſſen laſſen ſollen, um nur ſpielen zu können. Genieſſen wir ſie aber, ſo ſage ich geradezu, daß uns alsdann zum Spiel keine Zeit übrig bleibe; oder wir müſten ſie der Ausübung unſerer Pflichten und unſern Berufsgeſchäften abbrechen wollen. Solchergeſtalt wird dann das Spiel im eigentlichen Verſtande Zeitverluſt und hört dadurch ganz auf, ein unſchuldiges, erlaubtes und menſchliches Vergnügen zu ſein. Um alles in der Welt willen vertheidige kein trakimorſcher Mann das Spiel etwa noch zuletzt damit, daß er es für einen Lückenbüſſer erkläre, wenn Leute mit einander nicht zu ſprechen wüſten; oder gar für Wohlthat gegen Abweſende, wenn ſich die Verleumdung über ſie herzumachen anfängt. Im Fall, daß es hierzu dienen müſte, kann die Tiſna, kann der Geſang, kann der Tanz nicht auch dazu dienen? Und — betrachtet einmahl dieſen Vertheidigungsgrund des Spiels recht ernſt-

haft. Wenn alſo iemand ſeiner ſelbſt wegen in Geſellſchaft das Spiel vorſchlüge, legte er nicht damit ein lautes Bekentnis ſeiner Dummheit und Bosheit ab? Wäre es nicht, als wenn er ſagte — ich bitte euch, ſpielet mit mir, denn ich weis nichts kluges zu reden — oder — ich bitte euch um alles, ſpielet mit mir, denn ich fühle ſchon den Andrang meiner Galle, wie ſie ſich über unſchuldige Abweſende ausſchütten will? Böte er aber der Geſellſchaft ihrentwegen das Spiel an, welch einer beleidigenden Grobheit machte er ſich gegen ſie ſchuldig! Sagte er ihnen nicht gleichſam dadurch ins Angeſicht — mit euch Leuten kann man kein vernünftiges Wort reden, darum laſſet uns ſpielen — oder — ihr ſeid Verleumder, wenn ihr den Mund aufthuet, drum gebet das Spiel her? Nun iſt es aber begreiflich, daß niemand den Schein werde haben wollen, als ſchlüge er in Geſellſchaft ſeiner ſelbſt wegen das Spiel zum Lückenbüſſer und Böſenleumundsableiter vor. Folglich, ihr Männer von Trakimor, mus es mit euch, wenn wahre Aufklärung euer Vorzug werden ſoll,

dahin kommen, daß ihr ieden, wer euch in Geſellſchaft das Spiel anbietet, für einen Menſchen erkläret, der euch auf das äuſſerſte beſchimpfen will. . . Ich betrachte iezt nur noch das Spiel blos überhaupt, und da nehmet noch folgende richtige Bemerkung darüber an. Das Spiel macht den Kopf wüſte. Es zerſtreuet unſere Gedanken ſo ſehr, daß es uns hernach ſchwer wird, ſie in der erſten Zeit gleich wieder mit Eifer und Anſtrengung auf einen einzigen und ernſthaftern Gegenſtand zu richten. Jeder kann die Erfahrung hiervon machen, ſobald er es nur verſucht, unmittelbar aufs Spiel eine leichtige Ueberlegung anzuſtellen. Es darf alſo ſchlechterdings kein Einſchiebſelvergnügen zwiſchen nüzlichen Arbeiten und Geſchäften ſein. Wollte man ſagen, der Tanz thue daſſelbe: ſo würde ich antworten — dieſer ſoll ia auch nur ein Abendvergnügen ſein. Wollte man hierauf erwiedern, nun, ſo kann das Spiel auch als Abendvergnügen gelten: ſo verſetze ich — dazu iſt es vollends das allerungeſchickteſte; denn es füllet uns den Kopf mit einer Menge von verworrenlebhaften Bildern an, welche uns hernach, ie ſtärker

unſere Einbildungskraft iſt, deſto länger beſchäftigen und ſchlechterdings unſern Schlaf beunruhigen. Der Tanz aber, der es mehr mittelbar, als unmittelbar mit unſerer Seele zu thun hat, und der unſern Leib ſanft ermüdet und noch obendrauf erleichtert, bereitet uns den vollkommenſten, erquickendſten Schlaf. So viel vom Spiel überhaupt; nun laſſet uns das Spielen um Geld betrachten. . . Diejenigen, welche um Geld ſpielen, pflegen dis wohl damit zu beſchönigen, daß ſie es thäten, um dem Spiel einige Wichtigkeit zu geben und ſich ſelbſt aufmerkſam darauf zu machen. Man kann gleich überſehen, wie ſchlecht ſie hiermit ihre Handlung vertheidigen. Sie ſagen alſo ſelbſt — das Spiel an ſich hat keinen Werth; wir müſſen ihm durch die Hofnung, zu gewinnen, und durch die Furcht, zu verliehren, und durch den Kampf zwiſchen Beiden erſt Werth geben. Warum mögen ſie aber auf eine Unterhaltung fallen, die an ſich keinen Werth hat? Wird ein Vergnügen, das darum ſchon ungeſellſchaftlich iſt, weil irgend iemand von der Geſellſchaft dabei den Kürzern ziehen mus, dadurch nicht ganz und gar ungeſellſchaftlich, wenn das Ziehen des Kürzern auch

noch mit Unkoſten an baarem Gelde verbunden iſt? Der Geiſt geſellſchaftlicher Freuden iſt und bleibt gleiche Theilnehmung an ſelbigen. Man ſage nicht — ſobald man mit Gleichgültigkeit ſpielt, und ſobald man ſich nichts daraus macht, ob man gewinne oder verliehre, fällt dieſer Vorwurf weg. Nun — ſobald dis aber wäre, hätte ia das Spiel abermahls keinen Werth. Und ich möchte doch den Spieler ſehen, der ganz gleichgültig dabei wäre, wenn er verliehrt. Verluſt iſt iedem Menſchen zuwider; nur weis der eine mehr, als der andere, ſeinen Unwillen darüber zu verbergen. Der Klügere denkt ſich freilich die Vorſtellungen lebhafter, daß er durch Bezeigung ſeines Verdruſſes ſein verlohrnes Geld nicht wieder bekomme, ſondern obendrauf wohl noch Gelächter über ſich erwecke; ſo thut er ſo, als mache er ſich nichts daraus; glaubet aber ia nicht, daß er ſich im Ernſt nichts daraus mache. Jeder Spieler hofft zu gewinnen und will gewinnen. Gewinnt er nun ia, ſo iſt er immer ein Menſch, der ſein Vergnügen unmittelbar aus dem Misvergnügen eines andern

 ſchöpft.

ſchöpft. Dis iſt nicht nur an ſich unedel; ſondern es kann auch dazu beitragen, daß ſeine Seele dieſen unedlen Gang ſich im wirklichen Menſchenleben angewöhnt; und wie fürchterlich wäre das! So müſte man von dieſer Seite ſchon behaupten, daß Spielen das Herz verderbe. Im Spiel gewonnenes Geld iſt nicht viel beſſer, als entwendetes Geld; denn geſchenkt ward es uns nicht, und wollten wir ſagen, die Sache ſei eine Art von Tauſch, ſo, daß der Verliehrer gegen ſein Geld von uns Vergnügen eingetauſcht habe; ſo iſt ia dis nicht wahr; er hat vielmehr davon noch Unwillen und Verdrus gehabt. Unvermerkt geht dieſer Unwille über den Verluſt in Unwillen über den Gewinner über; und ſo kommen dann alſo Menſchen, die zuſammen um Geld ſpielen, gleichſam zu dem Behuf zuſammen, um ſich nach dem Spiel einander weniger zu ſchätzen und weniger zu lieben. Welch ein abſcheulicher Erfolg der Geſellſchaft! Das Spiel um Geld iſt offenbar eine Nahrung der Leidenſchaften, und zwar der allerungeſellſchaftlichſten Leidenſchaften. Es nährt die Gewinnſucht auf anderer Koſten, den Neid, den Zorn,

die

die Rache, die Schadenfreude, den Zankgeiſt. Dieſe machen nicht nur denienigen ſelbſt, welchen ſie ergreifen, nothwendig ſchlechter; ſondern welch ein Einfall auch, ſo etwas zum Geſellſchaftsvergnügen zu erwählen, welches Geſinnungen erregt, die alle wahre Geſellſchaft zerſtören! Geht man denn nicht in Geſellſchaft, um ſich einander mehr zu nähern? Sind es aber nicht iene benannte Leidenſchaften, die ganz vorzüglich Menſchen von einander entfernen? Geſetzt alſo auch, die Spieler hätten es in ihrer Gewalt, die groben Ausbrüche dieſer Leidenſchaften zurückzuhalten, ſo werden zwar keine heftigen Auftritte unter ihnen und keine wirklichen Auseinandergänge erfolgen; ſie werden in einem Hauſe und in einem Garten, in einem Zimmer und in einer Laube beiſammen bleiben; aber ſie werden mit Kälte gegen einander beiſammen ſein und Leuten gleichen, deren Leiber faſt auf einander hucken und deren Seelen ſich fliehen. Sind nun aber vollends die Spieler entweder insgeſamt oder auch nur zum Theil Leute, welche dieſe häslichen Leidenſchaften nicht einmahl bergen können, wie ganz und gar widerſinnig iſt alsdann ihr

Ein-

Einfall, das Spiel zur geſellſchaftli⸗
chen Unterhaltung zu machen! Warlich,
ſo könnten ſie, wenn ſie recht vorſätzlich dar⸗
auf ausgingen, die Geſellſchaft zu zerſtören,
kein ſchicklicheres Mittel dazu ergreifen. Wie
viel nun aber ſolcher Spieler wohl ſein mö⸗
gen, die auch ihre Leidenſchaften nur bergen
können? Ich glaube — unter zehen
nicht einer. Betrachtet ſie nur, wenn
ihr Gelegenheit dazu habet. Da wird bald
übermüthig gefrohlockt, bald unmuthsvoll
geklagt; da zittern bald die Hände beim Verluſt,
bald greifen ſie gierig zu nach dem Gewinn;
bald ärgert ſich der eine über den andern,
bald der andere über ſich ſelbſt; bald wird
unbillig getadelt, bald beleidigend gewitzelt,
bald unſinnig geflucht. Man zeigt ſich ein⸗
ander in ſeinen Blöſſen, man ſieht einander
darinn; man lernt verachten und macht ſich
verächtlich; man war ſchon ſchlecht und
wird noch ſchlechter. Oft geht es noch wei⸗
ter, und erklärter Unwille, Grobheiten aller
Art, wirklicher Hader und pöbelhafter Unge⸗
ſtüm endigen das Spiel. So ſollten doch
wenigſtens ſolche Leute nicht um Geld ſpielen,
die ihrer Leidenſchaften ſo wenig Herr ſind,
daß ſie auch nicht einmahl die groben Aus⸗

brüche

brüche derſelben zurückhalten können. Aber gerade dieſe ſind am meiſten darauf erpicht; denn eben darum, weil ſie keine Gewalt mehr über ihre Leidenſchaften haben, reißt ſie auch ieder ſolcher Anläſſe, der ſelbige am meiſten nährt und befriedigt, nach ſich hin. Wer noch Herr über ſeine Leidenſchaften iſt, der ſucht ſie nicht zu nähren, und wer ſie nicht zu nähren ſucht, der ſpielt auch nicht gern. Man beobachte alle, die gern um Geld ſpielen, genauer; ſo werden auch aus ihrem ganzen übrigen Thun und Laſſen Gewinnſucht, Neid, Zorn, Rache, Schadenfreude und Zankgeiſt hervorblicken. Wenn nun iede neue Befriedigung die Leidenſchaft noch ſtärker macht, wie noch immer gewinnſüchtiger, neidiſcher, zorniger, rachſüchtiger, ſchadenfroher und zänkiſcher müſſen dieſe Leute durchs Spiel werden! Sind wir denn aber dazu da, um immer ſchlechter, oder, um immer beſſer zu werden? Hat das menſchliche Leben nicht Gelegenheiten genung, dieſen Leidenſchaften, wenn ſie einmahl die unſrigen ſind, Uebung zu verſchaffen, daß wir ihnen ſolche erſt noch recht ausdrücklich auch ſogar durch unſere Vergnügensgenüſſe bereiten müſſen? Mus der Misgünſtige

nicht

nicht ſo ſchon beim Anblick ſeines glückli-
chern Mitbürgers, der Zornige bei Empfang
ieder unverdienten Beleidigung, der Zänkiſche
bei iedem ihm geſchehenen Widerſpruch, der
Schadenfrohe bei den Leiden ſeines Feindes,
der Gewinnſüchtige bei ieder Arbeit für andere
auf ſeiner Hut ſein, daß ihn ſein böſer Trieb
nicht überwältige? Hat ieder von ihnen,
um ſich ia ihm recht Preis zu geben, erſt
noch zum Spiel zu greifen nöthig? — —
All dis Unheil mus das Spiel nun verhält-
nismäſſig noch in höherer Maſſe ſtiften, ie
höher geſpielt wird. Das hohe Spiel
iſt das Grab aller Geſellſchaftsfreude und das
Grab aller guten Empfindungen. Ein wah-
rer Anblick unter der Menſchheit iſt ein Tiſch
voll Leute, die in ſelbigem begriffen ſind.
Sie ſehen und hören nicht und ſind in ihren
läppiſchen Gegenſtand ſo vertieft, als wenn
er die wichtigſte Angelegenheit ihres Daſeins
wäre. Aus ihrem Munde geht kein ver-
nünftiges Wort, und wenn man eine halbe
Stunde hindurch aufſchreibt, was ſie hinter
einander ſprechen, ſo hat man ein Blat voll
des unzuſammenhangendſten, unglaublichſten
Unſinns. Alle ihre Bewegungen dabei drücken
das Bild einer recht verworrenen und lächer-
lichen

lichen Thätigkeit aus, und jeder macht dazu ſeine eigenen poſſirlichen Geberden. Anfangs, wenn noch keiner ſein Schickſal weis, belebt ſie insgeſamt eine gierige Hofnung, und einer ſieht des andern Geldhaufen mit feſten Glauben darauf an, daß ſolcher bald in ſeinem Beutel ſein werde. So lange ſehen die Geſichter noch ziemlich einerlei aus. Sobald aber das Spiel entſcheidender wird und Gewinn und Verluſt auf verſchiedenen Seiten ins Groſſe gehen, fangen die Herzen auf allerlei Weiſe an zu toben und nun — verändern ſich die Geſichter. Einige davon drücken die innere Ruchloſigkeit bis zur Scheuslichkeit, andere den Jammer der Seele bis zum Erbarmen aus. In dem einen zeichnet ſich die liebloſeſte Härte gegen fremden Schaden, in dem andern Räuberfreude, in noch einem andern Plünderungsgier, in wieder einem andern Anſpannung aller Seelenkräfte auf Ränke; in dem einen ſinkender Muth, in dem andern plötzliches Erſchrecken, in einem andern raſende Wagehalſigkeit bis aufs äuſſerſte, in noch einem andern mundoffenes Gaffen und Sehnen nach Wiedergewinn, und in noch einem andern wilde Verzweiflung, wenn endlich alles Gaffen und Sehnen umſonſt

ſonſt iſt. Ein Menſch, der dieſe Leute blos ſo ſähe, ohne noch zu wiſſen, was ſie eigentlich vornähmen, würde, nach ihren Geſichtern zu urtheilen, an einem Orte zu ſein glauben, wo ſich der Auswurf der Menſchheit verſammle. Wie iſt es möglich, daß Menſchen darum zuſammenkommen können, um ſich die menſchenfeindlichſten Geſinnungen gegen einander einzuflöſſen? Wie iſt es möglich, daß ſie durch ein ſogenanntes Vergnügen ihr Herz ſo im Grund und Boden verderben können? Es mus ein abſcheulicher Gedanke ſein, ſich durch hohes Spiel um ſein Vermögen gebracht zu haben. Wer in ſo einer Lage iſt, iſt ganz verlaſſen, ſein Weib und Kinder fluchen ihm; er ſelbſt mus ſich verdammen und eine ganze Welt iſt ohne Mitleid gegen ihn. Ich glaube auch, daß es kaum einen Menſchen, der viel im Spiel verliehrt, geben könne, den die Betrugsliſt nicht anwandle. Entweder er betrügt im Spiel ſelbſt ſchon, wie der Fall nicht ſelten iſt, und denkt dis am erſten verantworten zu können, weil ihn andere da auch um ſein Geld bringen und er ſich alſo durch den Betrug nur ſeines Eigenthums wieder bemächtigt; oder er ſucht ſich nach unglückli-

chem

chem Spiel im bürgerlichen Leben von ſeinem Schaden zu erholen. Da greift er dann erſtlich nach fremden Gut unter Schein des Rechts; fängt ihm dieſer aber an zu mangeln, ſo greift er allenthalben zu, wo er nur Geld ergreifen kann. Er läſſet arbeiten und bezahlt nicht dafür; er borgt baares Geld auf und erſetzt es dem Gläubiger nicht wieder; er macht falſche Rechnungen, und hat er öffentliche Gelder zu verwahren, ſo entwendet er davon. Vieleicht, daß kein Mittel ſo verworfen und ſchändlich iſt, das unglückliche Spieler nicht ſchon angewendet haben, um ſich Erſatz ihres Verluſts und Beſtreitung der Spielkoſten zu verſchaffen. Glaubet nur, Bürger von Trakimor, es gibt keinen Tiſch hoher Spieler, auf dem nicht irgendwo Wittwen= und Waiſen=gut liegt. — — — Noch iſt der Gedanke äuſſerſt wichtig, daß das Spielen um Geld nur gar zu oft Spielſucht erzeuge. Nichts geht ſo leicht in Sucht über, als dis, und dieſe Erſcheinung iſt mir die begreiflichſte. Gewinn iſt die groſſe Triebfeder aller menſchlichen Handlungen. Das Spiel ſchmeichelt ieden, der ſich darauf einläſſet, mit der Hofnung zu gewinnen.

 Je

Je ſchneller etwas Gewinn verſpricht, deſto mehr zieht es an ſich. Der Gewinn im Spiel iſt nach einigen Stunden gemacht. Kommt nun noch dazu, daß das, was ſchnellen Gewinn verſpricht, auch ſogar keine Arbeit verurſacht, ſo empfängt es für alltägliche Seelen einen faſt unwiderſtehbaren Reiz. Auch dis iſt der Fall beim Spiel, das gar keine Anſtrengung unſerer Kräfte erfordert. Spielend gewinnen — — denket euch einmahl den ganzen Zauber dieſes Gedankens. Nun warlich, behaglicher und bequemer mus es keinen Weg, zu erwerben, geben, als den. Freilich iſt dabei die groſſe Kleinigkeit, die Gewisheit des Gewinns, ganz und gar unausgemacht; aber das ſchadet nichts. Die Möglichkeit des Gewinns berauſcht die Spieler; und wenn ſie heute verliehren, ſo hoffen ſie morgen zu gewinnen, und wenn ſie morgen auch verliehren, ſo iſt es möglich, daß ſie übermorgen deſto mehr auf einmahl wieder gewinnen. Hieraus iſt es erklärbar, woher das Spiel um Geld ſo leicht Sucht und Gewohnheit, die man ungern wieder ablegt, werden könne. Ich glaube iedoch auch, daß ſogar das Spiel blos als Spiel ſchon hierzu Anlage habe;

denn

denn — es beſchäftigt vorzüglich die Einbildungskraft. Dieſer überläſſet ſich der gröſte Theil der Menſchen nur gar zu gern und pflegt alsdann darinn bis zur Zügelloſigkeit zu gehen. Iſt aber irgend eine Sucht für den Menſchen ſchändlich, so iſt es die Spielſucht. Ein Menſch, der endlich keinen Tag mehr leben kann, ohne zu ſpielen, wird ein äuſſerſt nichtswürdiger und verworfener Menſch. Seine Geiſteskräfte erſchlaffen. Zerſtreuung wird die herrſchende Stimmung ſeiner Seele. Wo er geht und ſteht, da ſpielt er in Gedanken. Ernſthafte Gegenſtände werden ihm zu läſtig und abſchreckend. So hört er auf an Aufklärung ſeines Verſtandes zu arbeiten und erweitert den Kreis ſeiner nützlichen Kentniſſe nicht mehr. An lauter Bilder, Täuſchungen und Blendwerk gewöhnt, thut er nirgends weiter Blicke nach Wahrheit. Wie es um ſein Herz ſtehen möge, könnet ihr leicht denken; da er tagtäglich durch die Befriedigung ſeiner Spielſucht den aftermenſchlichſten Leidenſchaften Nahrung gewährt. Was für ein Abſchaum von Menſchen mus endlich ein Menſch werden, der ſich unaufhörlich in Gewinnſucht auf anderer Koſten, in Neid, Zorn, Rache,

Ingrimm und Schadenfreude übt! Bekämpfen ſollen wir ia vielmehr ſolche bösartige Gemüthsneigungen; dieſer Menſch aber öfnet ſich ihnen ſogar freiwillig, und nicht genung, daß ſie ihn während des Spiels ergreifen, ſie toben in ihm auch noch lange nach dem Spiel. So wird er immer ſchlechter, und noch dazu, ohne es zu bemerken; denn er kommt gar nicht zu ſich ſelbſt und es fehlt ihm gänzlich an ienen Augenblicken der Stille der Seele, in welchen es allein uns gelingt, Betrachtungen über uns ſelbſt anzuſtellen. In der Maſſe, in welcher ſeine Spielſucht zunimmt, werden ihm alle andere edlere Vergnügungen unſchmackhaft, und ſo verliehrt er auch den Beiſtand, welchen ihm dieſe leiſten ſollten, ſein Herz wieder zurückzuſtimmen. Er wird zum wahren Geſellſchafter ganz unfähig; denn ſobald in Geſellſchaft nicht geſpielt wird, hat er Langeweile. Iſt er Mann und Vater, ſo erkaltet die Liebe zu den Seinigen. Das Spiel entfernt ihn von ſelbigen zu oft; kommt er mit Verluſt nach Hauſe, ſo ſchämt er ſich, ihnen Rede und Antwort über ſein gehabtes Schickſal zu geben und übt wohl gar an ihnen, als an den unſchuldigſten Gegenſtänden, die Rache

aus,

aus, welche ſeine Mitſpieler in ihm erregten. Er bekümmert ſich nicht um ſein Hausweſen und um ſeine Kinderzucht, ſieht Weib und Kinder als die Urſachen davon an, daß er ſeinen Spieltrieb nicht noch unerſättlicher befriedigen könne, trägt ihnen das letzte Geld wohl aus dem Hauſe und läſſet ſie, während daß er unſinnig durchbringt, nackend gehen und Hunger leiden. Seine Berufsgeſchäfte betreibt er nur halb und eilig, damit er zu rechter Zeit beim Spiel ſein möge. Hat er ein Amt, ſo iſt dieſes während der Spielſtunden ohne alle Verwaltung, und unterbricht ihn ein unaufſchiebliches Geſchäft deſſelben im Spiel, ſo betreibt er es ſo, daß er mehr Schaden, als Nutzen, dadurch ſtiftet. Zu Menſchenfreudlichkeit, Gefälligkeit und Dienſtleiſtungen, müſſigt er ſich ſchlechterdings von der Spielzeit keinen Augenblick ab. Seinetwegen mögen alle ſeine Mitbürger, alt und iung umkommen; — er mus iezt ſpielen. Seine Seele iſt überall nicht mehr aufgelegt, für andere zu thun und zu leiden; er kennet die Freuden der Menſchenliebe nicht mehr, und mus die Koſten, welche ihm dieſe verurſachen möchten, ſparen, um ſeinen Aufwand im Spiel zu beſtreiten. So ein ſchändliches La=

 ſter

ſter iſt die Spielſucht, und ſolche Sucht wird das Spiel nur gar zu leicht. Wenn iemand auch wirklich ſo viel Vermögen hätte, täglich im Spiel verliehren zu können, ohne daß dadurch Mangel für ihn und für die Seinigen entſtände, -- ich frage euch, kann er dieſen unnützen Aufwand nicht edler anwenden? Kann er, wenn er Geld einmahl wegwerfen will, es nicht zu Erreichung würdigerer Zwecke verſchütten? Und — faſſet das alles, was ich euch geſagt habe, in dem einzigen Ausdruck auch nur zuſammen, das Leben verſpielen... Welch eine ſchändliche Anwendung vom Leben — das Leben verſpielen! Zeitgenoſſen und Nachkommen, wir ſind vernünftige Weſen, unſterbliche Geiſter ſind wir; ſo meidet das Spiel! Vorbereiten ſollen wir uns hier zu höhern Welten; ſo laſſet uns wachſen in Erkentnis des Guten, in Liebe zum Guten, in Ausübung des Guten; der Spielgeiſt verrückt unſere ganze Beſtimmung."

Jetzt würde dieſer trakimorſche Moraliſt nicht mehr nöthig haben, gegen Spiel und Spielſucht ſo zu eifern; denn beide ſind nun völlig

völlig verdrängt und vergeſſen. Da man hier die menſchlichern Vergnügungen zu ſchä- tzen weis und emſig genießt, ſo hat man auch in der That, zum Spiel nicht einmahl Muſſe. Beſonders hat Volksaufklärung und die Ver- breitung edler und gemeinnütziger Kentniſſe unter allen Stände dem Spielgeiſt das Gar- aus gemacht; und da iene noch immer im Fortſchritt iſt, ſo wird es ihm unmöglich fallen, iemals wieder emporzukommen. Die ietztlebenden Väter und Mütter wiſſen ſchon viel mit einander zu ſprechen; ihre Enkel und Enkelinnen werden noch weit mehr mit einan- der zu ſprechen haben. Bei Beſchreibung eines europäiſchen Faraotiſches äuſſert daher ein Trakimorianer Abſcheu und Erſtaunen zugleich, und die Spieler von Profeſſion ienſeits des Grabens, rechnet er geradezu un- ter die Räuberbanden. Hieraus ergibt ſich ſchon von ſelbſt, daß die Obern hier zu Lande weit davon entfernt ſein werden, ſelbſt dazu beizutragen, daß der ausgeſtorbene Spiel- geiſt im Volk wieder erwache; oder mit an- dern Worten — daß ſie keine Lotte- rieen anlegen werden. Seit der groſſen Revolution haben dergleichen nicht Statt gehabt, und im Geſetzbuch lieſet man

das ausdrückliche Statut: So lange Trakimor ſteht, ſoll an kein Kilkal wieder gedacht werden. Kilkal heißt in hieſiger Sprache ſo viel, als Diebesſpiel. Das ſonderbareſte hierbei iſt, daß nicht etwa das Geſetzbuch der Lotterie dieſen Nahmen, um etwa Abſcheu davor zu erregen, erſt gegeben, ſondern daß ſie von ieher wirklich keinen andern Nahmen gehabt. Ehemals iſt es mit den Kilkals hier arg getrieben worden; ſo arg, daß Suma Trolldidoll ſich genöthigt ſah, ein Kilkilkal oder das Erzdiebesſpiel einzuführen. Die Nation war nehmlich durch ſeine tauſendfachen Plackereien ſo erſchöpft worden, daß es den Looſen der gewöhnlichen Lotterieen an Debit gebrach. Guineenweiſe lieſſen ſich die Leute das Geld ſo zum Spas und Spiel nicht mehr abnehmen; allenfalls etwa noch ſchillingweiſe. So erſann einer ſeiner höfiſchen Plusmacher, um auch die letzten Blutstropfen aus dem Volksgeäder zuſammenzuſchröpfen, eine Art von Lotterie, in welcher ieder, wie er wollte, guineenweiſe und ſchillingweiſe mitſpielen könnte. Man warf eine groſſe Anzahl Zahlen ins Glückrad,

von

von welcher nur der achtzehnte Theil heraus=gezogen ward. Wer gewinnen wollte, muſte die Zahlen, welche herausgezogen würden, errathen, und konnte ſo hoch beſetzen, als er wollte. Traf er die rechten, ſo konnte er mit Schillingen Guineen gewinnen. Die Klügern ſahen den ganz ungeheuren Betrug dieſer Lotterie bald durch; aber den groſſen Haufen ergrif eine wahre Wuth, alles, was er nur erſchwingen konnte, in ſelbige zu ſe=tzen. Trolldidoll hatte bei keiner Lotterie ſo viel gewonnen, als bei dieſer, und keine Lot=terie hatte das Land ſo ausgeſogen, als ſie. Ein Patriot wagte es, den abſcheulichen Be=trug derſelben öffentlich aufzudecken, und gab ihr den Nahmen Kilkilkal. Trolldidoll forſchte ihn aus und — lies ihn aufhenken. Mit der groſſen Staatsrevolution ſtand auch das täuſchende Glücksrad plötzlich ſtill, und mit dem Geſetz gegen das Kilkal zugleich er=ſchien folgende Beilage dazu:

„Ein Staat iſt um ſo viel vollkommener, ie weniger das Ohngefär und das blinde Glück in ihm wirken dürfen. Je richtiger allenthalben das Verhältnis zwiſchen Urſache und Wirkung, zwiſchen Handlung und Folge

 iſt,

iſt, deſto mehr Ordnung herrſcht. In einem Lande, wo hierauf geſehen wird, iſt der wahre und feſte Wohlſtand des Bürgers geſichert; das Schickſal ſelbſt kann mehr Gerechtigkeit ausüben; ieder Menſch empfängt mehr, was ſeine Thaten werth ſind, und es gibt nur einen einzigen Weg zum Lohn, nehmlich — das wahre Verdienſt. Wir ſehen die Nothwendigkeit einer ſolchen Verfaſſung alle ein. Darum haben wir den äuſſerlichen Vorzug der verſchiedenen Stände unter uns aufgehoben und kennen uns alle nur als Bürger, von denen ieder ſo würdig iſt, als der andere, ſobald er ein Rechtſchaffener iſt und ſeinen Beruf wacker erfüllt. Darum iſt auch weder Amt noch Ehre unter uns weiter erblich; darum ſoll es ſogar nie wieder einen gebornen Suma unter uns geben, ſondern iedes Menſchenkind, das unter uns ans Tageslicht kommt, ſoll mit der Anwartſchaft auf den erſten Hut im Lande geboren werden. Freilich können wir nicht alle Wirkungen des Ohngefärs vereiteln; daraus folgt aber nicht blos das Eingeſtändnis, daß iede Staatsverfaſſung, als menſchliche Einrichtung, ihre Unvollkommenheiten habe, ſondern es ſoll auch die Ueberzeugung daraus

folgen, daß wir um ſo mehr dem Ohngefähr iede Herrſchaft nehmen müſſen, welche wir ihm nehmen können. So können wir z. B. nicht verhindern, daß Menſchen hier und da reich ſchon geboren werden. Dis iſt blindes Glück genung, und ſtiftet auch Unheil genung. Ja, ebenſo iſt es auch möglich, daß iemand durch ein noch blinderes Glück einen vor uralten Zeiten vergrabenen Schatz fände, und wer wollte ihm dieſen nehmen? Aber daraus folgt ia doch nimmermehr, daß wir nun auch ieder andern Art, durch blindes Glück reich zu werden, ſogar Vorſchub thun ſollten; es folgt vielmehr dis daraus, daß wir alle mögliche Anſtalten treffen müſſen, das Volk von ſolchen Schwindeleien abzuleiten. Das würden wir aber nicht, wenn Kilkals weiter unter uns Statt fänden; wir würden durch dieſe vielmehr die Sucht, durch Ohngefähr und blindes Glück gewinnen und wohlhabend werden zu wollen, mehr rege machen und beſtärken, als durch irgend etwas anderes. Das können wir dem Narren nicht wehren, daß er in ſeinem Hauſe, in ſeinem Garten und

auf

auf ſeinem Felde nach Schätzen gräbt; aber um alles in der Welt willen, müſſen wir nicht eine öffentliche Schatzgräberei errichten, worinn das ganze Volk grabe. Das Volk mus, wenn es gewinnen will, ſchlechterdings auf den einzigen, geraden und vernünftigen Weg, auf den Weg eines arbeitſamen und haushälteriſchen Lebens, hingewieſen werden. Nur auf dieſem Wege mus es hoffen dürfen zu erwerben und in Wohlſtand ſich zu verſetzen. Der Kopf wird ihm ſonſt verſchraubt und der Geiſt der Rechtſchaffenheit verſchwindet unter ihm. Nur gar zu leicht läſſet es ſichs gefallen ohne Mühe reich werden zu können. Dieſer Gedanke iſt ihm ſüs und zaubernd; und, wenn er auch noch ſo unwahrſcheinlich wäre, ſo bethört er es doch. Darüber glaubt es dann der läſtigen nnd angeſtrengtern Betriebſamkeit überhoben zu ſein, läſſet die Arbeit liegen, kehrt ſich an häusliche Unordnungen nicht, ſchwelgt ſogar noch und hoft bis alles durch ein günſtiges Ohngefär wieder gutgemacht zu ſehen, findet endlich ſeine Hofnung getäuſcht und geht, wo nicht auf wirklichen Raub, doch auf Betrug aus.

Dis

Dis iſt der unvermeidliche Ausgang aller thörichten Sucht, durch blindes Glück erwerben zu wollen. Wie unſicher auf allen Seiten, mus das bürgerliche Leben dadurch werden, wenn dieſe Sucht Volksgeiſt wird! Dahingegen, wenn es herrſchender Volksglaube iſt, daß man nur durch eifrige Betreibung ſeiner Berufsgeſchäfte, durch Fleis und Sparſamkeit ſich ſein Brod erwerben und zu Vermögen gelangen müſſe und könne, ſo arbeitet iede Hand für eigenes Wohl und dadurch zugleich für allgemeines Wohl; ieder Bürger lernt den Werth des Geldes ſchätzen, weil es ſo ſauer zu verdienen iſt; man hält ſein Hausweſen in Ordnung; man berechnet Einnahme und Ausgabe ſorgfältiger; man verabſcheuet iede Art von Betrug, weil man fühlt, wie es ſchmerzen müſſe, um das, was man ſich mühſam erworben und erübrigt hat, von andern hinterliſtiger Weiſe gebracht zu werden, und — wird ſolchergeſtalt zuverläſſig und durchgängig wohlhabend. Das Kilkal vernichtet dis alles, und macht den Schwindelgeiſt zum Volksgeiſt. Die möglichen hohen Gewinne in ſelbigem blenden. Wem es glückt, einen derſelben zu erhaſchen, der hat auf ſeine Lebenszeit genung. Wenn

nun

nun ſolcher auch noch ſo wenig ſind, ſo denkt doch ieder, wer einlegt, daß auf ſein Loos einer davon fallen werde. Durch den bloſſen Kauf eines Looſes bekommt er Anwartſchaft und Recht dazu. So ſucht er auf iede Weiſe das dazu erforderliche Geld zuſammenzubringen, und ſchmachtet nun der Ziehung entgegen. Fällt er mit ſeiner Hofnung durch, ſo gibts ia ein folgendes Kilkal. Je leerer er im erſten ausging, deſto ſicherer hat er ſeiner Meinung nach den groſſen Gewinn im zweiten. Aufs zweite folgt ein drittes, und ſo fort. Je öfter er ſich betrogen ſieht, deſto gieriger wird er nach neuem Einſatz, weil er nun das Verlohrne nicht fahren laſſen will. Es trift ſich, daß einer ſeiner Bekannten einen groſſen Gewinn macht; nun wird er unſinnig, wagt alles und trägt auch das letzte Geld ins Kilkal. Die Erfahrung hat uns ia leider genung gelehrt, wie viel unſerer Bürger ſich blos durch dis Glücksſpiel zu Grunde gerichtet haben. Wer iſt es denn aber, der dergleichen veranſtaltet? Sind es nicht die Obern des Landes? Wie erſchrecklich alſo, wenn ſelbſt dieienigen, welche den Schwindeleien des Bürgers Grenzen ſetzen ſollen, ihn

darinn

darinn recht ausgelaſſen machen! Wie erſchrecklich, wenn ſie, die ſich des unſchuldigen Armen erbarmen ſollen, auch den noch wohlhabenden Mitbürger reizen, ſich an den Bettelſtab zu bringen! Kann eine Staatsverwaltung unzweckmäſſiger ſein, als die, worinn die Obern Kilkals anlegen? Auch mus man erwägen, daß die Spielluſt hierdurch im Volk geweckt werde. Wie kann dis nachdrücklicher und zuverläſſiger geſchehen, als wenn die Obern das Volk ſelbſt zum Spiel, und zwar recht zum Wageſpiel auffordern? Nun warlich, was die Obern wollen, das mus doch recht und gut, fein und löblich ſein. So ſpielt, wer ſpielen kann, und ſo gehörts zur gröſſern Welt und zur geſittetern Lebensart, ia ſo wirds erſtes Geſellſchaftsvergnügen, — zu ſpielen. Welche abſcheuliche Folgen aber hat die überhandnehmende Spielluſt! Sehen ſelbige die Obern wirklich nicht ein, oder wollen ſie ſie nicht einſehen? Das erſtere iſt unmöglich; ſo mus das letztere ſein, — ſonſt legten ſie nicht Kilkal an. Und mit wem ſpielte der Bürger ſeither, wenn er im Kilkal ſetzte? Spielte er nicht mit ſeinem Suma? Wer gewann allemahl das meiſte bei dieſem

Suma-

Suma- und Bürgerſpiel? War es nicht der Suma? O ein fürchterlicher Gedanke — der Suma nimmt durch ein Diebesſpiel ſeinen Bürgern das Geld ab!!! Darum ſoll hier nie wieder Kilkal ſein. Und wenn auch der reine Ertrag davon zu Errichtung irgend einer guten Anſtalt angewendet werden möchte, dennoch ſoll nie wieder Kilkal ſein. Das Gute, welches es ſolchergeſtalt auch ſtiftete, wäre gegen das Böſe, daß es allemahl anrichten würde, nur eine Kleinigkeit; und zwar eine ſolche gute Kleinigkeit, die auf tauſend andere Weiſe, ohne ſo groſſes Böſes, leicht erreicht werden kann. Dafür lieber die Jahrsaufage erhöhet, wenn es ſein mus; zu dieſer mus ieder Bürger nach ſeinem Vermögen beitragen, und alſo der reiche Geizhals das meiſte; dahingegen letzterer nicht ins Kilkal legt, folglich bei dem Koſtentragen der durch ſelbiges zu errichtenden gemeinnützigen Anſtalten wirklich frei ausgeht, und ſich zur Thorheit ſeiner ärmern und wagendern Mitbürger, die ſich zu ſeiner Schonung blenden laſſen und einſetzen, ſchadenfroh glückwünſcht. — — Vor allen Kilkals aber werde, ſo lange Trakimor ſteht,

ver-

verabſcheuet, verflucht und verdammt das Kilkilkal! Trolldidoll lies den Rechtſchaffenen aufhenken, welcher den feinen, aber unerhörtgroſſen Betrug deſſelben dem Volke entdeckte; er hätte lieber den Schelm aufhenken laſſen ſollen, der dieſes Erzdiebesſpiel erſann und in Vorſchlag brachte. Unter allen Erfindungen iſt vieleicht auf dem ganzen Erdboden keine gemacht worden, die mehr Misbrauch des menſchlichen Verſtandes und mehr Fluch und Verderben für das menſchliche Geſchlecht geweſen wäre, als dieſe. Könnte einer von uns das Kilkilkal zu den Europäern bringen: ſo müſten ſie dis für die abſcheulichſte Rache anſehen, welche wir im Nahmen aller Weltvölker für alle die Grauſamkeiten an ihnen nähmen, die ſie iemals unter dieſen ausgeübt haben. Jedes Volk, unter welchem dis Spiel eine Reihe von Jahren hindurch getrieben wird, mus ſchlechterdings ein armes, unglückliches und niederträchtiges Volk werden. Eben dadurch, daß ieder ſo hoch und ſo niedrig darinn einſetzen kann, als er will, wird es eine wahrhaftige allgemeine Seuche für ein Land. Vom Kilkal, wo die Looſe theuer ſind, müſſen doch die unterſten Stände ablaſſen; aber im Kil-

kilkal, wo man um einen Pink mitſpielen kann, ſpielt auch der Taglöhner und die Magd mit. Nun, ſo wird dadurch das ganze Volk irre geführt und verſchraubt. Welch ein Verderben iſt das, wenn auch die unterſten Volksſtände, die die arbeitſamſten und betriebſamſten ſein ſollen, zu der Schwindelei hingeriſſen werden, ohne Arbeit und durch blindes Ohngefär ihr Glück machen zu wollen! Zu was für einer Menge von Pflichtvergeſſungen, Treuloſigkeiten, Bosheiten und Schandthaten wird dadurch der groſſe Hauſe verleitet! Dann borgt der Handwerker beim Kaufmann und bezahlt nicht; dann entzieht der Taglöhner ſeinen Kindern das nothdürftige Nagasbrod; dann betrügen ſich Eheleute, und die Dienſtboten veruntreuen der Herrſchaft, und die Kinder ſtehlen den Eltern unter den Händen weg, und der Arme erzwingt durch verſtellte Verzuckungen Allmoſen; und dis alles geſchieht — um ins Kilkilkal ſetzen zu können. Man ſage nicht — ieder hat ſeinen freien Willen, ob er einſetzen wolle, oder nicht; ieder kann die Wagegröſſe bei dieſem Spiel einſehen und davon bleiben. Der groſſe Hauſe iſt blind und begreift den Betrug nicht, wenn man ihm

ihm ſelbigen auch noch ſo deutlich macht; und geſetzt, daß er ihn auch begriffe, ſo lockt ihn doch die entfernteſte Möglichkeit, mit wenig viel zu gewinnen, die man ihm einmahl bei dieſem Glücksſpiel nicht ableugnen kann. Die Obern, welche ſehen können, müſſen nicht die Verleiter der Blinden werden. Sie müſſen ſie vielmehr, wenn ſie ſie auf Irrwegen oder doch auſſer dem Wege erblicken, wieder zurechtführen. Sind ſie im Stande zu ihrem eigenen Vortheil ein Kilkilkal zu errichten: ſo ſind ſie die oberſten Spieler im Lande, welche mit ihrer Bude allenthalben umherziehen und den Fruchtbauern und Taglöhnern die letzten Pinks abgewinnen; ſie ſind die langbeinigten Blutſauger im Staat, welche den unterſten Volksſtänden auch die letzten Blutstropfen ausſaugen."

Solchergeſtalt iſt die trakimorſche Nation von der Idee, durch blindes Glück erwerben zu wollen, zurückgebracht, und auf den vernünftigern, geradern und einzig wahren Weg, zu äuſſerlichem Wohlſtand zu gelangen, auf Arbeitſamkeit, hingewieſen worden. Sie iſt im Ganzen genommen,

gewis einer der betriebſamſten auf dem Erdboden, und ſelbſt unter dem reichern und ſogar reichgebornen Theil derſelben iſt es Sitte, ſich des Müſſiggangs zu ſchämen. Der Fall iſt ſelten, daß ein iunger und geſunder Menſch im eigentlichen Verſtande blos von ſeinem ererbten Vermögen lebe, oder blos da zu ſein ſcheine, den Gewinn des Fleiſſes ſeiner Vorfaren zu erndten und die Früchte des Landes verzehren zu helfen; und findet ſich ia ſo ein Menſch, ſo iſt er ein Gegenſtand öffentlicher Verachtung. Man ſieht ihn wie einen Dornſtrauch auf dem Nagasfelde an, der nicht den geringſten Nutzen ſtiftet und doch das Land ausheert, daß rings um ihn her kein Nagaskorn gedeihen kann. Wer Achtung und Liebe genieſſen will, mus beide durch Nützlichſein verdienen. Dieſer Grundſatz wird den Kindern reicher Eltern nicht nur fleiſſig in der Schule gepredigt, ſondern die Eltern ſelbſt predigen ihn auch den Kindern noch früher, und hernach unaufhörlich durch Rede und Beiſpiel vor. Dieſes letztere, welches in Europa ſo ſehr vernachläſſiget wird, wenn nicht gar das Gegentheil davon

ge=

geſchieht, trägt hauptſächlich dazu bei, daß hier reichgeborne Menſchen kein Privilegium, dumm zu bleiben und blos Wollüſtlinge zu werden, von der Natur erhalten zu haben glauben. Sie fühlen zwar den Werth des Reichthums; ſie fühlen aber auch den noch höhern Werth öffentlicher Achtung. Lieſſen ſie ſich alſo durch ienen um dieſe bringen, ſo wären ſie in Trakimor ſchlechter dran, als der Aermergeborne, der ſich Kentniſſe verſchafte und ein edelthätiges Leben führt. Man ſchätzt hier ſchlechterdings keinen Reichen blos ſeines Reichthums wegen; nur den Reichen, der ſich ſeinen Reichthum durch Klugheit und Rechtſchaffenheit erwarb, ſchätzt man, aber nicht des erworbenen Reichthums ſelbſt wegen, ſondern ſeiner Klugheit und Rechtſchaffenheit wegen, die ihm unter andern Gütern des Lebens, auch Reichthum erwarb. Selbſt Leute, welche durch ihren Fleis die wohlhabendſten geworden ſind, arbeiten doch fort, ſo lange ſie können, weil der Glaube an Unſterblichkeit des Geiſtes in ihnen überaus lebendig und

kräftig iſt. Dieſe edle Denkart der Reichgebornen ſowohl, als der Reichgewordenen, verſchaft beiden noch den ſchönen Vortheil, daß ſie von den Aermern weniger beneidet werden; denn — den Armen empört eigentlich nicht der Reichthum des Reichen, ſondern ſein Müſſiggang, beſonders, wenn beim Müſſiggang noch Wohlleben genoſſen wird. Hierdurch hält er ſich zu Klagen über die Ungerechtigkeit des Schickſals berechtigt, und, weil er dann ſeinen Mann nicht findet, der dieſen Klagen Gehör gibt und abhilft, ſo gibt er ſie auf, und verwandelt ſie in ſtille Misgunſt. Dis findet aber hier theils aus der angeführten Urſache, theils auch darum nicht Statt, weil ieder fleiſſige Arbeiter durch ſeiner Hände Arbeit ſein frohes Auskommen hat. Traſimor iſt ein redender Beweis dagegen, daß ein volkreicher Staat den Luxus darum hegen müſſe, weil ſonſt die Volksmenge nicht Arbeit genung habe. Hier, wo gar kein Luxus herrſcht, ſind dennoch alle Hände beſchäftigt, und eben aus Mangel des Luxus erwirbt ſich ieder mit ſeiner Arbeit volle Genüge;

nüge;

nüge; dahingegen in andern Ländern, wo der gröſſeſte Luxus herrſcht, der gröſte Theil der Einwohner bei aller ſeiner Arbeit dennoch dürftig iſt, weil der Luxus das, was er auf der einen Seite mehr erwerben hilft, auf andern Seiten wieder dreifach verzehrt. Er bleibt nehmlich nicht nur in den oberſten, reichſten und vornehmſten Volksklaſſen, ſondern er dringt auch bis in die unterſten und blos von ihrer Arbeit lebenden Stände. Auch dieſen vermehrt er ihre Bedürfniſſe, und ſo haben ſie unter ſeiner Herrſchaft, wenn er ihnen auch noch ſo viel Erwerb verſchaft, von ihrer Arbeit wahrhaftig weit weniger, als ſie davon haben würden, wenn eine einfachere und natürliche Lebensart durchaus im Lande herrſchte. Dieſe Wahrheit iſt ſo ſonnenklar, daß nur Leute ſie ableugnen können, welche vor Pariſer Nebel nicht mehr um ſich zu ſehen vermögen.

Der Fruchtbau iſt unſer weſentlichſter Nahrungszweig, und mit ihm beſchäftigt und erhält ſich wenigſtens die Hälfte der Bewohner des Landes. Das wohlthätige Klima und der den menſchlichen Fleis ſo dankbar

belohnende Boden überhoben hier die Philoſophie der Mühe, die Menſchheit zur eifrigen Betreibung deſſelben erſt durch Demonſtration des Satzes zu bewegen, daß er die feſteſte Stütze der Wohlfart der Staaten ſei. Unſere Weiſen ſind aber deſſen ungeachtet, wenn ſie dieſen Satz auch nicht zu demonſtriren nöthig haben, von ſeiner Wahrheit innigſt durchdrungen. Man rechnet hier zum Fruchtbau die Erzeugung des Getraides, des Obſtes, der Gemüſe, der Futterkräuter, und aller der rohen Materialien, welche das Pflanzenreich zur nützlichen Verarbeitung darbietet. Ein Fruchtbauer iſt alſo derjenige, welcher ſich blos mit Hervorbringung dieſer Dinge beſchäftigt; denn ſonſt könnte man bei der allgemeinen Natur- und Gartenliebhaberei die ganze Nation mit dieſem Nahmen belegen. Dieſe Leute leben faſt ſamt und ſonders in dem blühendſten Wohlſtande, und wer unter ihnen eine Ausnahme davon macht, mus ſelbſt daran Schuld ſein. Ihr Stand iſt die wahre Baſis des ganzen Volks. Er iſt durch alle Familien verwickelt und es wird nach allen Seiten von ihm heraus und von allen Seiten in ihn hinein geheurathet. Sind die Eltern aus ihm heraus-

ausgetreten, ſo treten wenigſtens die Hälfte ihrer Kinder wieder in ihn zurück; und einem Fruchtbauer als Fruchtbauer gibt kein Mädgen den Korb, wenn es auch eine Sumatochter wäre. Der Suma ſelbſt wird endlich wieder Fruchtbauer und erzeugt, wenn er lange genung gute Staatsprodukte erzeugt hat, wieder gute Produkte der Natur. Mancher Fruchtbauer bauet blos Getraide, mancher blos Obſt, mancher bloſſe rohe Stoffe für die Handwerker; mancher bauet dis alles zuſammen.

Die Hauptſache hierbei iſt, daß ieder Eigenthümer ſein Stück Feldes, klein oder gros, wie es einmahl von Rechtswegen ſein iſt, Jahrausiahrein allein für ſich nutzen, und zwar ſo nutzen kann, wie er will. Weitentfernt, daß hierüber die geringſte Vorſchrift oder auch nur Einſchränkung von irgend einer Art Statt fände, ſo läſſet es vielmehr kein Suma an Anſtalten fehlen, ſeine Mitbürger in noch immer beſſerer Benutzung ihres Grundes und Bodens zu unterſtützen. Jeder hat ſeinen Bezirk mit einem niedrigen lebendigen Zaun umſchloſſen,

der nicht nur dem Nachbar keinen Schatten macht, ſondern auch ſo gut ſeine Früchte trägt, wie der übrige Acker. Innerhalb dieſes Zauns kann er frei und frank hintreten, beide Arme in die Seite ſetzen, und ſo laut ausrufen, daß es ganz Trakimor höre — hier habe ich und kein anderer zu befehlen. Will er den ganzen Bezirk zum Blumengarten machen, ſo kann er es thun; will er einen Wald oder Teich daraus machen, desgleichen; will er nach Gold und Silber darinn graben, auch ſo; will er ſein Vieh laſſen daſelbſt graſen, ebenfalls; nur mus er dafür ſtehen, daß es nicht dem Nachbar ins Gehege komme. Da darf keine Brache gehalten werden, welche bei der Güte des Acker hier noch drückender ſein würde, als anderwärts; da iſt keine beſtimmte Zeit, wo man erſt der Nachbarn wegen es wagen dürfte, zu ſäen, um nicht vergeblich geſäet zu haben; da iſt kein gewiſſer Tag, an welchem die Felder alle wieder leer ſein müſſen, wenn man ſich nicht der Gefar ausſetzen will, ſeine Erndte abgehütet werden zu ſehen. Kurz, die Ermangelung aller Trift und Gemeinweide legt den wahren Grund dazu, daß ieder Beſitzer ſein Stücklein Feld als ſein Eigenthum

ganz

ganz betrachten könne; ſo, wie ſie auch den durchgängigen Anbau des Landes bewirkt. Man ſieht alſo auch nicht bald hier, bald da groſſe wüſte Plätze, die nur mit einem dürftigen kurzen Gras bezogen und noch dazu überall mit Maulwurfshaufen bedeckt ſind, die der Bevölkerung offenbar widerſtreiten und derentwegen man, wenn gefragt wird, wozu ſie dienen, zur Antwort bekommt — unſer aller Vieh geht da auf der Weide, — wenn ſich auch gleich das Vieh daſelbſt mehr hungrig läuft, als ſatt frißt. Eben ſo wenig wird irgend einem Fleck Landes darum gleich der menſchliche Fleis verſagt, weil er etwa nicht ſo feuchtbaren Boden hat, wie andere. Wir verſtehen uns hier auch auf die natürlichſte Melioration des Ackers. Wir unterſuchen nehmlich, ob nicht unter dem ſchlechten Boden beſſerer ſtehe, weil es doch ſein kann, daß der gute Boden von der Natur ſelbſt nicht allenthalben obenauf gelegt worden, oder daß er, wenn er auch vor vielen Jahrhunderten obenauf gelegen, durch mancherlei Zufälle beſchüttet worden ſei. Finden wir dergleichen unten, ſo kehren wir den Boden mühſam um, und leben der ge-

wiſſen

wiſſen Zuverſicht, daß ſich keine menſchliche Mühe reichlicher belohne, als dieſe. Solche Plätze, wo ſich aber über drei Spaden tief kein fetter Boden findet, werden Plätze zu Wohnungen und Ställen, und dieſe müſſen wir ja doch auch haben. Es ereignet ſich daher iezt noch oft der Fall, daß Fruchtbauern, wenn ſie einmahl an den Bau eines neuen Hauſes gehen müſſen, daſſelbe auf einem andern Platz ihres Bezirks anlegen, den ſie durchaus ſchlechter befunden haben, als den Grund, worauf das alte Gebäude ſtand.

Alles, was die Natur hier zu Lande erzeugt, ſteht iedem Einwohner auch zu bauen frei. Nur er, der Bürger, iſts, der ſich ſelbſt verbietet, dis oder das zu erzielen, weil er ſich entweder nicht darauf verſteht, oder weil er ſeinen Nutzen nicht dabei findet. Da hat weder der Suma ſelbſt ein Vorzugsrecht, noch hat irgend ein Einwohner von ihm ein Privilegium, irgend etwas allein bauen zu dürfen. Eben ſo kann auch ieder mit dem, was er erzeugt, machen, was er will, kann es für ſich verbrauchen und kann es verkaufen, wie er will. Da iſt kein

Mono-

Monopoliſt Mitbürger und kein Monopoliſt Suma, an den er dieſen oder ienen Produktartikel für beſtimmte oder willkührliche Zahlung ſchlechterdings abliefern müſte. Ja, iſt iemand im Stande, irgend ein rohes Produkt, das er erzeugt, gleich zu verarbeiten und ſogar bis zum wirklichen Gebrauch zu verarbeiten, ſo kann er auch dis thun. Bauet er z. E. den ſchönen Seidenflachs, und iſt dabei ein Spinner, ſo darf er ihn auch ſpinnen; iſt er zugleich ein Weber, ſo kann er ſein eigenes Geſpinnſt auch weben; iſt er endlich gar noch Schneider obendrein, ſo kann er auch iedem ein Kleid daraus machen, wer es von ihm haben will. Monopolien und Privilegien ſind bei uns völlig unbekannte Dinge, und durch die gegenwärtige geſamte Einrichtung des Suma= ſowohl, als Bürgerweſens ſind ſie auf ewig von uns weggewieſen; wofür der Sonne Dank ſei! Indeſſen haben die Vorfaren, welche die groſſe Revolution erkämpften, vor der, ſo wie faſt alles erſinnliche bürgerliche Unheil, alſo auch dis hier anzutreffen war, es doch für nöthig gehalten, ein ausdrückliches Geſetz dagegen zu verfaſſen; und zwar vieleicht aus dem Grunde, damit nicht etwa einmahl ein

ſchlecht=

ſchlechtdenkender Suma auf den Einfall ge-riethe, unter der Maske des Patrio-tiſmus dergleichen wieder einführen zu wollen. Dis Geſetz, welches an mancher europäiſchen Schloskapelle an der Thüre, wo der Suma einzugehen pflegt, angeſchlagen zu werden verdiente, lautet alſo — — Bei uns ſoll bürgerliche Frei-heit ſein; darum darf weder Alleinbau noch Alleinhandel vom Suma begünſtigt oder von ihm ſelbſt gar betrieben werden, es betreffe ein Erzeugnis unſe-res Landes, welches es auch ſei. Die Beilage dazu ſcheint noch recht im Revo-lutionsgeiſt geſchrieben zu ſein und läſſet das Geſetzbuch gleichſam fortreden:

„Und das von Vernunftrechtswegen.“

Das iſt aber freilich ein anderes Recht, als an welches Trolldidoll glaubte, und das blos das Recht des Stärkern oder das Geierrecht gegen die Taube war. Sobald uns die Sonne in ein Land hinſetzt, ſollen wir uns auch von dieſem Lande nähren. Alles, was von uns gefordert werden kann, iſt dis, daß wir uns mit unſern eige-

nen

nen Händen, mit Arbeit und Fleiß davon nähren ſollen. Nun, ſobald wir hierzu bereit ſind, müſſen wir auch alles darinn bauen dürfen, was uns zur Nahrung, zum Unterhalt und zum wahren Lebensgenus darinn gereichen kann, und das einzige Verbot, dis oder ienes nicht bauen zu dürfen, das uns gegeben werden kann, kann uns nur die Sonne geben, nehmlich dadurch — daß dergleichen bei uns nicht wachſen und gedeihen will. Alsdann verſteht ſichs, daß wir aufhören es zu bauen. Darf der Suma auch wohl ſagen — dis oder das will ich nur bauen? Wie? ſcheint denn die Sonne für ihn allein? Oder darf er ſagen — dis oder das zu bauen will ich nur dieſem oder ienem für eine gewiſſe Abgabe erlauben? Sind denn die Sonnenſtrahlen ſein, daß er ſie verpachten könne? Jeder Alleinbau, der Suma betreibe ihn ſelbſt, oder verſtatte ihn für Geld, iſt alſo ein gewaltſamer Eingrif in die allgemeinen Gerechtſame eines Volks auf ſeine Sonne und auf ſein Vaterland. Und ebenſo müſſen wir auch alles das, was wir in unſerm Lande mit unſern Händen wirklich erbauen und er-

zeugen,

zeugen, behalten, gebrauchen und verbrauchen können, wie wir wollen. Was ieder erzeugt, damit mus er auch handeln können. Es iſt ſeine Arbeit; ſo mus auch der ganze Lohn davon ſein ſein. Warlich, nur die Waffen in der Hand, und Tauſende von Waffenmännern um ſich her, kann ein Suma begehren, daß wir unſere Erzeugniſſe an ihn ſelbſt, oder an Leute, denen er den Alleinhandel damit verkauft hat, abliefern und dafür nehmen ſollen, was uns geboten wird. Alleinhandel iſt gewaltſamer Eingrif in den vollen Genus der Arbeit und des Fleiſſes eines Volks. So arbeitet vieleicht das arme geplagte Volk am Ende ganz umſonſt; man läſſet es alle die Erzeugniſſe, welche es erſt verarbeitet, gebrauchen kann, roh um ein Spottgeld einliefern, und verkauft ſie ihm hernach wieder verarbeitet um einen hohen Preis. Das iſt eine herrliche Quelle von immer noch zu vergröſſernden Einkünften für die Blutſauger unter den Suma's. So darf man zuletzt nur auch alles Schlachtvieh zum Alleinhandel machen und das Volk zwingen, daß es ſolches zur Sumaſchlachtbank für ein niedriges Geld abliefere,

um

um ſich Tags darauf das Fleiſch, welches es eſſen will, und die Haut davon um einen übermäſſigen Preis zurückzukaufen. Oder man darf es den Fruchtbauern nur bei Lebensſtrafe anbefehlen, allen Nagas, den ſie erndten, vom Felde gleich in die Sumaſcheuern zu führen, dafür zu nehmen, was ihnen gereicht wird, und dann den reinen Nagas und das Nagasſtroh vom Suma wieder einzumarkten und dafür zu zahlen, was von ihnen gefordert wird. So lebt, arbeitet, ſchwitzt, leidet und ſtirbt im wahren Verſtande ein ganzes Volk am Ende für ſeinen Suma. Eine jämmerliche Beſtimmung für ein Volk — eine Beſtimmung, die es dahin bringen mus, daß es, wenn es weiter nichts kann, den Tag verflucht, an welchem ſeine Vorfaren den erſten Suma ſich erwählten, oder daß es, wenn es mehr kann, als dis blos, den letzten Menſchenquäler von Suma in Kochſtücke hauet, ſo, wie wir gethan haben. Was lies uns denn der Unmenſch auſſer Luft, Erde, Feuer und Waſſer noch gros frei? Nahm er uns nicht faſt alles übrige und handelte ſelbſt damit, oder verkaufte die Freiheit, damit zu handeln, an die Meiſtbietenden? Arbeiten

 lies

lies er uns, aber — den Gewinn davon zog er. So wars, als hätte er viel tauſend, tauſend Hände, und er hatte doch nur zwei, wie wir; und die beiden, welche er ia noch hatte, waren die müſſigſten im ganzen Lande und — riſſen doch alles nach ſich, was die übrigen arbeitſamen Hände erzeugten. Ein Suma mus kein Kaufmann ſein. Sein Beruf iſt weder, die Landeserzeugniſſe zu bauen, noch damit zu handeln, ſondern ihren Anbau und Handel zu unterſtützen. Er hat ſeine Sumaeinkünfte; damit begnüge er ſich. Handel iſt Volkseinkunft, Volksgewinn. Will er auch den Volksgewinn nach ſich ziehen, ſo mus das Volk betteln gehen. Und — bei wem kann es dann anders betteln, als bei ihm? Will er hernach noch des Vaternahmens würdig ſein, ſo mus er es aus ſeiner Taſche ernähren; und dann geht gewis alles zehnfach wieder drauf, was er bei ſeiner Kaufmannſchaft gewann. Wirft er aber den Vaternahmen weg, will er nicht mehr Vater ſein, ſondern läſſet er das bettelnde Volk an der Thüre abweiſen, ſo mus er auch gewärtig ſein, daß das Volk aufhöre, Kinder zu ſein, und das väterliche Haus,

den

den Sumaſchwelgeſitz, von Grund aus zerſtöre, ſo, wie wir gethan haben. Im Grunde hat er auch wenig Vortheil von ſeinem Handel. Er ſelbſt kann ihn nicht nur nicht betreiben, ſondern auch nicht einmahl überſehen. Er wird ſehr leicht und ſehr oft betrogen an allen Ecken und Orten. Das meiſte vom Gewinn bleibt alsdann in den Händen derer, welche darüber die Aufſicht und Rechnung führen. Dieſe werden im Nahmen des Herrn und auf Koſten des Volks reich. Die Höflinge, welche ihnen auf die Finger ſehen ſollen, gucken ihnen durch die Finger und werden dafür von ihnen baar bezahlt. Iſt das Jahr um, ſo hat der Suma nichts, und das Volk hat nichts; — einige Schurken aber haben alles. Iſts Wunder, wenn das Volk hernach ſo einen Suma, der unter ſeiner Würde lebt und — Kaufmann wird, betrügt? Nimmt er nicht dem Volk Gerechtſame, die er ihm nicht nehmen ſoll? Nun, ſo eignet ſich das Volk einen Theil davon durch Betrug, ſo gut es kann, wieder zu. Und hierdurch ſucht ſich dann das Volk auch reichlich zu entſchädigen. Es betrügt den Suma nicht blos auf dieſer Seite, ſondern auch auf allen übrigen. An Betrug

 ein=

einmahl gewöhnt, betrügt es ihn, wo es weis und kann. Dadurch wird er nun wieder angereitzt, Grauſamkeiten gegen daſſelbe auszuüben und ieden Betrug hart zu ſtrafen. Je härter er aber ſtraft, deſto mehr ſinnet das Volk auf Betrug. So wird er immer härter gegen das Volk und das Volk immer treuloſer gegen ihn. Welch eine abſcheuliche Zerſtörung der heiligſten Bande — der Suma- und Volksbande! Eben dis iſt auch der Fall, wenn ein Suma zwar den Alleinhandel nicht ſelbſt treibt, aber doch Freiheitsbriefe darüber verkauft. So ſetzt er gleichſam nur in ſeinem Nahmen dem Volk Blutigel an, die daſſelbe rein ausſaugen und — ihm davon einige Tropfen zuflieſſen laſſen. Das Volk fühlt ſich und denkt ſogleich auf Schleichhandel. Dieſer wird um ſo eher wirkliches Volksgewerbe, ie mehr dabei zu verdienen iſt. Tauſend Aufpaſſer werden ihm nicht abhelfen und iedes neuerſonnene Mittel gegen ihn wird den Erfindungsgeiſt des Volks nur noch höher ſpannen, um auch dieſes wieder unkräftig zu machen. Dann geſchieht faſt weiter nichts, als daß von beiden Theilen nur wider einander gerathſchlagt und gearbeitet wird; der eine Theil in der

Kunſt

Kunſt zu betrügen, und der andere in der Kunſt nicht betrogen zu werden. Was für eine niedrige und ſchändliche Stimmung mus dis dem Volke geben! Welche Erbitterungen zwiſchen Mitbürgern und Mitbürgern müſſen dadurch entſtehen! Zu was für abſcheulichen Auftritten im Verborgenen ſowohl als auf öffentlicher Landſtraſſe mus dadurch Veranlaſſung gegeben werden! Können blutige Gegenwehr, Unmenſchlichkeit aller Art und ſogar wirklicher Meuchelmord auch wohl fern ſein? Wie? haben wir denn dis alles nicht erlebt? Fielen nicht nächtliche Scharmützel genung zwiſchen Schleichhändlern und Aufpaſſern in unſerm Lande vor? Fand man nicht bald hier, bald da einen Erſchlagenen auf freiem Felde? Wimmelten die Gefängniſſe nicht von aufgegriffenen Bürgern, die auf Schleichhandel ertapt worden waren und die darauf geſetzte Geldſtrafe nicht bezahlen konnten? O des himmelſchreienden Bürgeriammers, der nun, der Sonne ſei Preis, ein Ende hat! Nie kann bei uns ein Suma wieder auf den Einfall kommen, für ſich und auf ſeine Rechnung irgend einen Alleinbau oder Alleinhandel betreiben laſſen zu wollen, oder doch Freiheitsbriefe darüber zu ſeinem

eigenen Nutzen zu verkaufen; denn ſeine gewiſſen und beſtimmten Einkünfte ſind ihm angewieſen, bei welchen es auf immer ſein Bewenden hat. Aber auch kein volkshäſſiger Entwurfsſchmieder laſſe ſichs iemals gelüſten, unſern Obern einzureden, daß ſie ſolchen Alleinbau und Alleinhandel mit irgend einem Erzeugnis unſeres Laudes zum allgemeinen Beſten an einzelne Bürger verpachteten. Als ein Feind des Vaterlandes werde der betrachtet, welcher mit Vorſpiegelung wahren Nutzens ſolcher Anſtalten auftritt! Es iſt unmöglich, daß dem Volke durch dergleichen wohl geſchehe. Wenn auch der Gewinn davon ihm zugeſchlagen und dadurch die Forderung der iährlichen Abgaben verringert wird, ſo wird es ihm doch hernach deſto ſchwerer, den noch übrigen Theil der Abgaben, die einmahl noch erhoben werden müſſen, aufzubringen, weil es ihm an Verdienſt fehlt. Man laſſe dem Volk den durch Alleinbau und Alleinhandel entzogenen Verdienſt; ſo gewinnt es ſo viel damit, daß es die ganze Abgabe bezahlen kann; denn das Volk weis alles beſſer zu benutzen und arbeitet ſelbſt mit, und in ſeinen Händen vermehrt ſich das Geld am reichlichſten.

Sieht es ſich genöthigt, für den Alleinhändler zu arbeiten, ſo bekommt es zwar von ihm auch Arbeitslohn; aber dieſer theilet ſich mit ihm darinn, zieht das Beſte davon und nimmt ihm auch hernach das, was er ihm noch gibt, durch den hohen Preis der Bedürfniſſe, die es bei ihm kaufen mus, wieder ab. Wie könnte er denn ſonſt Pacht davon geben, wenn dis nicht wäre? Und auſſer der Pacht, die er davon gibt, wird er doch auch wohl noch Gewinn für ſich davon haben wollen? Ein Volk, das glücklich ſein ſoll, mus frei arbeiten und unmittelbar für ſich arbeiten. Der ganze Arbeitslohn mus nur durch ſeine Hände gehen und in ſeinen Händen bleiben. Keine einzelne Wucherer müſſen einen öffentlichen Freiheitsbrief haben, einen Theil davon ſich zuzueignen und ſich damit zu bereichern. Alsdann arbeitet ieder, was er am beſten kann; ieder ſucht ſeinen Acker und ſeinen Garten auf das einträglichſte zu benutzen, und ieder trägt ſeine Jahresabgabe mit Freuden ab, weil es ihm nicht ſauer wird, ſie zu verdienen. Wozu auch ſolche weitumſchweifige Anſtalten? Das Volk iſts, das einmahl die Abgaben aufbringen mus. Warum will man ihm auch noch die Art und

Weiſe, wie es ſie abreichen ſolle, vorſchreiben? Warum ſoll es gerade einen Theil davon mittelbar durch die Pachter des Alleinhandels und nicht lieber das Ganze gleich unmittelbar von ſeinem eigenen Fleis und Erwerb abreichen? Man laſſe ihm die Wahl zwiſchen beiden Arten des Abgabeabtrags; es greift gewis nach der letztern. Mithin können unſere Obern nie auf den Gedanken gerathen, Alleinbau und Alleinhandel zu verpachten, wenn ſie nicht etwa Luſt haben, mit den Pachtern durchzuſtechen und einen Theil ihrer Pachtgelder in ihre eignen Beutel zu ſtreichen. Welche Plackereien üben Menſchen, die erſt irgend ein Recht des Alleinhandels an ſich gebracht haben, gegen ihre Mitbürger aus! Iſt der Alleinbau ihnen zugleich überlaſſen, ſo wird es ihnen auch verſtattet, die Felder und die Gärten zu durchſuchen, allenthalben offenen Zugang zu ieder Zeit zu verlangen und iede Pflanze, iedes Hälmchen und iedes Blättgen zu vernichten, wovon ſie nur die Hervorbringer ſein zu dürfen glauben. Mit ſtummen Ingrimm mus der Bürger dann zuſehen, wie ſein Mitbürger ihm zerſtört, was die Sonne ihm ſo herrlich wachſen und gedeihen lies. Steht

der

der Bau und die Hervorbringung zwar iedem frei, mus aber das hervorgebrachte und erzeugte an den Alleinhändler abgeliefert werden: ſo überfällt dieſer, wie es ihm gutdünkt, nach der Ablieferungszeit ieden, von dem er erfahren hat, daß er ſich mit Erzeugung ſeiner Waare beſchäftige, und wühlt in ſeinem Hauſe und auf ſeinem Hofe umher, um zu ſehen, ob er nichts davon zurückbehalten habe. So iſt kein Menſch mehr Herr über ſeine häusliche Ruhe und Einſamkeit, ſondern iedes mus ſich ſtören, erſchrecken und in ſeinem Innerſten beſchauen und begaffen laſſen, ſo oft die Volksplacker Luſt dazu haben. Es iſt begreiflich, daß die Ablieferungen nicht ehrlich geſchehen. Denn wie ſollten Menſchen ſo ganz und gar dumm ſein, ſich einreden zu laſſen, daß ſie daran Unrecht thäten, wenn ſie von dem, was ſie gleichſam aus der Erde hervorgewühlt haben, nicht ſo viel für ſich zurückbehielten, als ſie zu ihrer Selbſtverzehrung bedürfen? Tauſend Strafbefehle deshalb werden ſie keines andern belehren, ſondern nur die abſcheuliche Erfahrung beſtätigen, daß Gewalt für Recht ergehe. Mithin werden ſie blos darauf bedacht ſein, das zurückgehaltene ſo zu verbergen, daß es nie

entdeckt werden könne; und wenn es noch einiger Zubereitung bedarf, ſo werden ſie ihm ſelbige ſelbſt geben. Werden ſie dann im Genus deſſelben ertapt, ſo werden ſie es als für gekauft von dem Alleinhändler ausgeben. Dis wird unaufhörliche Unterſuchungen und Streitigkeiten veranlaſſen, denen auf keine andere Weiſe ein Ende gemacht werden kann, als daß ieder Bürger geſchätzt werde, wie viel er iährlich in ſeinem Hauſe von ſolcher Waare verzehre, und daß man ihn alsdann zwinge, iahrausiahrein vom Alleinhändler ſchlechterdings ſo viel zu kaufen. Dis mag nun ſo ſchlecht und lüderlich zubereitet ſein, als es will; genung, der Bürger mus es nehmen, ob er es ſich gleich ſelbſt weit beſſer und weit wohlfeiler zugleich zubereiten könnte. Roh liefert er ſeine Erzeugniſſe an den Alleinhändler gut und für einen niedrigen Preis ab, ſchlechtverarbeitet kauft er ſie von ihm theuer zurück. Kann eine ärgere Volksquälerei erdacht werden, als dieſe? Und unter ſo ein drückendes Joch ſollten wir iemals wieder unſern Nacken beugen, und uns dafür mit der Ehre begnügen, daß uns der Suma, wenn er von der ehrwürdigen Gerichtshöhe zu uns ſpricht, freie Männer und Mitbürger

bürger zu nennen geruhete? So müſten wir ihm ia alle aus vollem Halſe entgegenſchreien — das ſind wir nicht — das ſind wir nicht! — Was würden auch alle Anſtalten helfen, unſer Volk würdiger zu ſtimmen und zu veredeln, wenn ſolche Plackereien wieder um ſich griffen? Warlich, ſolchen Obern, die dieſe einführten, könnte es gar kein Ernſt um ihr Verlangen ſein, daß in unſerm Lande Gerechtigkeitsliebe, Redlichkeit, Treue, Eintracht, Vertraulichkeit und alle andere bürgerliche Tugenden herrſchen ſollten. In den Schulen lieſſen ſie dann zwar unſere Nachkommen als Kinder dieſe Tugenden lehren; als Männer und Hausväter aber verleiteten ſie ſie einſt durch dergleichen ſittenverderbende Einrichtungen zu allen entgegen geſetzten Laſtern. Anfangs würden ſie dieſe nur gegen die Alleinhändler und ihre Aufpaſſer ausüben, bald aber gegen alle und iede Mitbürger ohne Unterſchied; und ſo würde unſer Volk, wenn vieleicht Jahrhunderte lang an ſeiner Veredlung ſchon gearbeitet worden wäre, wieder ein ſo falſches, treuloſes und durchausſchlechtes Volk werden, als es nur in den Zeiten ſeines tief-

ſten

ſten Verfalls geweſen ſein könnte. Bedenket dis alles, ihr Suma's und Weiſen der Nachwelt und kommet nie auf den unſeligen Einfall, Alleinbau und Alleinhandel in unſerm Lande zu begünſtigen. Dis thun heißt einem Volke böſe vorſtehen und es an Leib und Seele verderben. Laſſet ieden bauen, was er bauen kann; laſſet ihn, was er gebauet hat, verarbeiten, wie er es verarbeiten will; laſſet ihn, wenn er es verarbeitet hat, verkaufen, wie er es zu verkaufen für gut findet. Je mehr er erwirbt, deſto mehr zahlt er zur allgemeinen Abgabe und deſto mehr trägt er zum Wohl des Vaterlandes bei. Freiheit im Bau und im Handel iſt die höchſte Staatsklugheit. Und ihr — Bürger der ſpäteſten Nachwelt, duldet es nicht, daß man euch ie wieder darinn beſchränke. Seid gehorſam euern Obern aufs Wort und helft ſelbſt durch ehrerbietige Folgleiſtung ihr Anſehen aufrecht erhalten. Es iſt ein unüberſehliches Elend, in einem Lande zu leben, wo auf die Erſten und Vorſteher des Volks nicht mehr geachtet wird. Sind ſie nicht unſere letzte Zuflucht, wenn uns der Mitbürger das Recht verweigert? Wie wird uns dieſer

aber

aber auf ihren Ausſpruch Recht wiederfahren laſſen, wenn ihr Wort nichts mehr gilt? Alſo erkennet ſelbſt ihr Anſehen und ſeid ihnen treuergeben. Wollen ſie aber Freiheiten im Bau und im Handel an Einzelne unter euch ertheilen, ſo widerſetzet euch ihnen gleich beim erſten Verſuch und ſehet auch dieſem nicht nach. Redet erſt für euch und für eure Sache mit beſcheidenem Nachdruck. Ihr habet die geſunde Vernunft und das erſte Recht, das Recht der Sonne, zu ſehr auf eurer Seite, als daß ſie euch nicht hören müſten, Hören ſie aber nicht auf euch, ſo lange ihr blos redet, ſo wirket — wirket für euch. Nehmet ſie, wie ſie da ſind — eurer ſind weit mehr, als ihrer, und Soldaten, womit ſie euch die Hälſe brechen könnten, haben ſie nicht — und traget ſie in ein Boot, und ſchicket ſie auf das entfernteſte Eiland, wohin unſere Segel ie kamen. Den Vorzug laſſen wir euch, daß euch, wenn ihr iemals nothgedrungen wäret, eine gewaltſame Erſchütterung eurer Staatsverfaſſung wieder zu bewirken, dieſe nie wieder das Blut koſten werde, welches uns die erſte gekoſtet hat."

Gegenwärtig iſt es, wie geſagt, unſerer ganzen durch Jahrhunderte nun ſchon befeſtigten

ten und beraſeten Verfaſſung wegen eine wahre Unmöglichkeit, daß Monopolien und Privilegien dazu hier iemals wieder zum Vorſchein kommen können. Die Nation befindet ſich auch in dem allervollkommenſten Beſitz und Genus der Erde und der Sonnenſtrahlen ſo wohl, daß ſich ſogar kein Bürger einmahl dazu hergeben würde, irgend eine der allgemeinen Gerechtſamen derſelben ſeinen Mitbürgern vor der Naſe weg zu kaufen. Selig blickt ieder zur Sonne auf und denkt dazu — was du mir gönneſt, iſt ganz mein.

Unter den Getraidearten iſt der Nagas dieienige, welche man am häufigſten bauet. Dieſer gibt ein ſchönes Waizenmehl, wovon das Brod gebacken wird, welches die ganze Nation vom Suma an bis zum Baugefangenen täglich iſſet. Er iſt ſeiner Natur nach ſchon ein äuſſerſtergiebiges Getraide, und der gute Acker verbunden mit der klügſten und genaueſten Bewartung, auf die ſich der hieſige Fruchtbauer meiſterlich verſteht, machen vollends ſeine Erndte faſt unglaublichreich. Es iſt nehmlich unmöglich, daß man ſo ein Nagasfeld ſehen könne, ohne wirkliche Hochachtung für

den

den in Europa ſogenannten unterſten Stand der Menſchheit zu lernen, der ſich mit ſeinem Bau beſchäftigt. Man erblickt darauf weder auffallende Ungleichheiten, wie Berg und Thal, noch ausgeſäuerte Strecken, noch tauſendmahltauſend Steine, noch halbverweſete Raſenballen des vorigen Jahres, noch — disiähriges hohes Unkraut. Niemand unſerer klugen Fruchtbauern macht eine gröſſere Nagasanlage, als er gehörig dingen und mit dem Fleis der Seinigen vollkommen beſtreiten kann. Die nöthigen Graben werden in dem beſten Stande gehalten, die Steine werden ſorgfältig von den Aeckern geleſen und der Hausvater weis hiermit ſeine Kinder zuweilen gut zu beſchäftigen; und den Anwachs des Unkrauts hemmet man dadurch auf das zuverläſſigſte, daß man die Nagasfelder nur ſo breit macht, daß man ſie von beiden Seiten durchgreifen kann. Man ſäubert ſie ſolchergeſtalt wenigſtens dreimahl, ſo lange der Nagas noch nicht ellenhoch iſt, und die Fusſteige, welche hierdurch entſtehen, werden hernach von ihm, wenn er ſeine völlige Höhe erlangt, gänzlich dem Auge wieder entzogen. In guten Jahren iſt dann ein ſo gewartetes Feld der ſegenvolleſte Anblick, welchen die an-

angebauete und dankbare Natur weit und breit in ihrem geſamten Mutterſchoſſe nur aufzuweiſen haben kann. In ſolchen Jahren wird auch mehr Nagas im Lande gewonnen, als der noch ſo groſſen Bevölkerung ungeachtet im Lande verzehrt werden mag. Dennoch fällt der Preis davon alsdann nie ſo tief, daß der Fruchtbauer dabei nicht beſtehen könne; ſo, wie er auch nach gehaltenen Miserndten nie ſo hoch ſteigt, daß er den übrigen Ständen drückend würde. Hier wird zugleich die Bemerkung am rechten Orte ſtehen, daß nun ſeit vier Jahrhunderten in Trakimor keine Theurung des Brods, noch viel weniger gar wirkliche Hungersnoth Statt gefunden habe. Mit allen dieſen Erſcheinungen hat es folgende ganz natürliche und einfache Bewandnis.

In der Reſidenz ſind öffentliche Volksmagazine, welche unter der Oberaufſicht des Suma ſtehen. Dieſe enthalten iederzeit einen ſo groſſen Nagasvorrath, als eine Jahreskonſumtion der ganzen Nation ausmacht. Ihnen hat der Fruchtbauer bei reichen Erndten zu danken, daß er ſein Getraide nicht um einen Spottpreis verkaufen darf. Es iſt nehmlich ein gewiſſer Mittelpreis feſtgeſetzt, wobei ieder=

iedermann beſtehen kann und für welchen aller Nagas, der gebracht wird, in die Magazine aufgenommen wird. Kommt nun der Fruchtbauer auf den immerwährenden Markt und man bietet ihm nicht dieſen Preis, ſo geht er geradswegs zu einem der Aufſeher, verkauft ihm ſeinen Nagas, ſtreicht ſein Geld ein und reiſet wieder nach Hauſe. Unter dieſen Preis kann alſo der Nagas in Trakimor nie fallen. Fehlt es hingegen auf dem Markt an Nagas, oder ſteigt der Preis höher, als erträglich, ſo wird geradswegs Nagas aus den Magazinen auf den Markt gebracht und nicht höher, als den ſechſten Theil über den Einkaufspreis wieder verkauft. Hierdurch iſt einer Theuerung auf immer vorgebeugt und den Wucherern ein= für allemahl das Handwerk gelegt. Dieſe gemeinnützige Veranſtaltung war eine der erſten, welche die weiſen Patrioten nach der groſſen Revolution trafen, und in einer Broſchüre, die ſie deshalb ſchrieben und unter die ganze Nation austheilten, rechtfertigten ſie ſich darüber gleich anfangs alſo:

„Jede Theurung, welche iemals in dem erſten Bedürfnis in Brod, bei uns wieder

entſtünde, würde eine Schande für den Suma und für die Weiſen ſein, welche zur ſelbigen Zeit die Ruder des Staats in Händen hätten. Im Ernſt, Mitbürger, wenn man mit allen Leiden der Menſchheit ſo leicht fertig werden könnte, als mit dieſem, wie bald wäre alsdann allem menſchlichen Elend abgeholfen! Die Erde ſelbſt iſt niemals daran Schuld, wenn in einem Lande Theurung entſteht. Dieſe gibt zwar für ſeine Einwohner nicht in iedem Jahre gleichviel Brod — und Gott müſte ein Wunder und noch dazu das unnöthigſte Wunder thun, wenn dis ſein ſollte; aber im Durchſchnitt einer Reihe von Jahren gibt ſie iederzeit auch volle Genüge für ſelbige. Allerdings iſt ein Jahr fruchtbarer, als das andere; allein man bedarf in der That nur wenig, um einzuſehen, daß dis ſo ſein muſte, wenn nicht auf andern Seiten weit gröſſere Uebel entſtehen ſollten, denen die Menſchen nicht abhelfen könnten. Dieſem Uebel der Ungleichheit der Erndte aber iſt leicht abzuhelfen. In dem einen Jahre oder auch wohl einige Jahre hinter einander erndten wir mehr, als wir verzehren können; in einem andern oder auch wohl mehrere Jahre hinter einander erndten wir weniger, als

wir

wir brauchen. Das wiſſen wir. Nun ſo lehret uns unſer menſchlicher Verſtand, daß wir in reichen Jahren den Ueberflus auf die ärmern aufheben und zu den Erndten derſelben zulegen ſollen. So haben wir immer genung und ſo ſind alle Erndten immer zureichende Erndten. Thun wir dis nicht, ſo gehts uns allerdings wie einigen Thierarten, für deren Unterhalt nicht alle Jahre gleich reich ſind und die nichts aufheben. Wollen wir denn aber wie dieſe behandelt ſein? Gehört das etwa zur Vollkommenheit der göttlichen Fürſorge für uns, daß wir gerade auf iedes Jahr nicht mehr und nicht weniger Brod bekommen, als wir in demſelben brauchen? Warum verlangen wir nicht lieber gar, daß uns Gott behandeln ſolle, wie wir unſere Kinder behandeln, denen wir zu ieder beſondern Mahlzeit nicht mehr und nicht weniger Brod reichen, als zu derſelben nöthig iſt? Nein, die göttliche Fürſorge gibt uns im Ganzen genung und ruft uns zu — ihr ſeid vernünftige Geſchöpfe, ſo theilet ein; füllet von der Ueberernbte die Vorrathshäuſer und langet nach der Miserndte aus ihnen hervor. Das iſt aber freilich nicht Sache des Volks. Es kann

 nicht

nicht einmahl ieder Bürger ſeinen gewonnenen Ueberflus Jahre lang aufheben. Auch würde der Theurung damit nicht vorgebeugt ſein, weil die Aufheber alsdann für ihren Magas fordern könnten, was ſie wollten, oder weil es gar reiche Unbarmherzige geben würde, die in wohlfeilen Jahren den Ueberflus aufkauften und nach geſchehenen Misserndten damit grauſamen Wucher trieben. Die Vorſteher des Volks müſſen alſo dafür ſorgen. Von nun an ſollen öffentliche Vorrathshäuſer bei uns angelegt werden, in welchen der Ueberflus unſerer reichen Jahre auf die armen zur Zufriedenheit beider Theile, des erwerbenden ſowohl, als des verzehrenden, aufbewahret werde. Die Erfahrung wird alsdann lehren, daß uns die Erde im Ganzen Genüge gebe und daß bei ihrer Haushaltung für uns blos darauf Rückſicht genommen ſei, daß wir als vernünftige Weſen mit ihr zugleich haushalten ſollen. Nur der Bau dieſer Vorrathshäuſer wird einigen Aufwand verurſachen; ihre Erhaltung und Aufſicht werden ſie, ſobald ſie im Gange ſind, ohne irgend einen empfindlichen Volksdruck zu bewirken, ſelbſt bezahlen. Mithin ſind die Koſten ihrer An-

lage nur Koſten ein= für allemahl, und das ganze Volk trägt ſie, ſo, wie ſie auch zum Beſten des ganzen Volks gereichen. Dieſe Häuſer ſollen es nehmlich ſein, die das Brod, deſſen wir alle benöthigt ſind, auf immer in ſo einem Preiſe erhalten, bei welchem wir alle beſtehen können. Welch eine Aufmunterung für den eigentlichen Fruchtbauer, daß er forthin nicht fürchten darf, daß eine ergiebige Erndte den Preis ſo tief herunterbringen werde, daß er des Segens derſelben ſich kaum erfreuen könne! Welch ein Troſt aber auch für den Handwerker und Taglöhner, der in Theurungen ſeiner Hände Arbeit nicht verhältnismäſſig im Preiſe aufſetzen kann, daß ihm nun nie wieder Zeiten bevorſtehen, in welchen er trotz alles ſeines noch ſo rechtſchaffenen Fleiſſes ſich mit den Seinigen im Brod nicht ſatt eſſen mag! Mögen doch einige wenige Wucherer über dieſe Anſtalt ſchreien; der gröſſere Theil von euch, o Mitbürger, wird uns gewis dafür ſegnen. Selbſt ihr, die ihr das Brod aus der Erde bringet, werdet uns nach einer kleinen Reihe von Jahren zugeſtehen, daß ihr euch beſſer dabei befindet. Wir muſten uns des Armen erbarmen; denn ihn, nur ihn drückt eigentlich eine

Theurung des Brods. Darum iſt es auch Unſinn, wenn man eine ſolche Theurung für eine Strafe Gottes halten will. Der Reiche, welcher am meiſten Unrecht thut, fühlt ſie ia am wenigſten; wie ungerecht wäre ſo eine göttliche Strafe! Und eben darum, weil ieder Suma blos durch Anlegung der Vorrathshäuſer der Theurung vorbeugen kann, ſo kann ſelbige auch keine Strafe Gottes ſein. Nein, Folge der Sorgloſigkeit und der Pflichtvergeſſenheit des Obern eines Landes iſt ſie. Da wird das Brod oft theuer, wo dieſe kein menſchliches Herz für ihre unterſten Mitbürger haben und ſich, ſobald nur ihre Tiſche voll ſind, nicht darum bekümmern, ob dieſe darben oder nicht. Bei uns ſoll ſich nicht nur ieder an den Strahlen der Sonne wärmen; ſondern ieder ſoll ſich auch mit dem Brod ſättigen können, das die Sonne erzeugt. Himmelſchreiend wäre es, wenn dis nicht geſchähe. Eine Theurung verwirret auch alsbald den ganzen Staat. Der gröſſere Theil des Volks mus ſofort aufhören, ſeine Abgaben abzutragen, oder man ziehet ihm das Hemde vom Leibe ab, und dann iſt er hungrig und nackend zugleich, u. ſ. w.

Nach der Meinung dieſer alten Patrioten entſteht alſo Brodtheurung in einem Lande nicht daher, daß ſich das Volk gegen Gott verſündigt habe, ſondern daher, daß ſich die Obrigkeit gegen das Volk verſündigt. Hieraus würde dann die natürliche Folge fließen, daß, wenn ein Bußtag ſolcher Landplage wegen anzuordnen ſei, nicht das Volk, ſondern die Obrigkeit an ſelbigem die eifrigſte Buſſe thun müſſe. So politiſchketzeriſch aber auch iener Grundſatz klingen mag, ſo hat er ſich doch nun hier durch eine vierhundertiährige Erfahrung beſtätigt; daß man mithin hier an ſeiner Wahrheit gar nicht mehr zweifelt. Die trefliche Magazinanſtalt beugt hauptſächlich dadurch ieder Nagastheurung vor, daß ſie es iſt, welche den Nagas nie zu wohlfeil werden läſſet. Nicht Misserndten ſind die wahre Urſache der Theurung des Brods, ſondern die auf reiche Erndten ohne Dazwiſchenkunft der Obern natürlichfolgenden niedrigen Preiſe derienigen Getraideart, woraus das menſchliche Brod bereitet wird. Alsdann pflegt man ſich ſolcher Getraideart auch zu andern Endzwecken, wozu ſie nicht beſtimmt ward, z. E. zur Fütterung des Viehes, zu bedienen.

Dadurch wird der anſcheinende Ueberflus guter Erndte, den die Natur weislich zum Supplement für künftige Miserndten angewieſen hatte, verringert, aufgezehrt und den Menſchen aus den Händen genommen. Erfolgen dann die Miserndten, ſo fehlt er; er fehlt aber ohne der Allmutter Schuld. Dann mus nicht nur ungeheure Theurung, ſondern ſogar Brodmangel entſtehen. Ja, es mus ſich nothwendiger Weiſe das Blatt umkehren, und die Menſchen, welche vorher das Vieh mit ihrem Brod fütterten, müſſen nun aus dem Futter des Viehes ſich ihr Brod bereiten. Soll der Nagas nie theuer werden oder gar fehlen, ſagt man deshalb hier iezt im Sprichwort, ſo mus es nur nie zu wohlfeil werden. Hiewieder gibt es aber nur einziges Mittel, nehmlich, daß öffentliche Magazine ihm den Nagaspreis erhalten. So wird von ihm keine andere Konſumtion, als blos zu Menſchenbrod, gemacht, und ſo reicht ſein Vorrath, der in iedem Jahrzehend gewonnen wird, auch gewis für iedes Jahrzehend aus. Auch dieſe Wahrſagung iener alten Patrioten hat ſich auf das richtigſte beſtätigt. Man hat in allen den vier Jahrhunderten kein Bei-

ſpiel

ſpiel davon gehabt, daß die Magazine je=mals unzureichend geweſen wären, die Na=tion zu verſorgen, oder auf der andern Seite die Vorräthe nicht zu faſſen, welche die Frucht=bauern zum Verkauf in ſie brachten. Da=durch, daß auf dem immerwährenden Markt ſolchergeſtalt ſtets ein guter Mittelpreis des Nagas iſt, hat man nicht weniger ſämtliche Erbauer des Nagas von der Idee, ihn in die Fremde oder nach den Inſeln auszufahren, auf immer abgebracht. Wenn der Bauer zu Hauſe und auf trockenen Lande gut verkaufen kann, ſo verabſcheuet er ſelbſt die Ungemächlichkeiten der Reiſe, und beſonders einer Waſſerreiſe. Nur dann ſieht er ſich erſt nothgedrungen, das, was er müh=ſam aus der Erde wühlte, ins Ausland zu verfahren, wenn er es im Innlande entwe=der gar nicht, oder doch nur um einen Spott=preis abſetzen kann; und alsdann iſts Grau=ſamkeit, ihm auf der einen Seite die Aus=fuhr zu wehren und auf der andern von ſeinen Abgaben nichts zu erlaſſen. So hat man alſo auch hier nicht nöthig gehabt, Straf=edikte gegen die Ausfur des Na=gas zu geben und dadurch das Anſehen zu gewinnen, als wollte man den

Geiſt der Nationalfreiheit be=ſchränken. Ueber dieſen Vorzug von Tra=kimor freueten ſich gleichfalls von ieher unſere Suma's und Weiſen nicht wenig. Die Na=tion hat nun auch ſo viel inniges Gefühl von der Wohlthätigkeit dieſer Magazinanſtalt während der langen Zeit ihrer Dauer em=pfangen, daß es ſich iezt ieder Fruchtbauer zu einem wirklichen Verbrechen gegen das Vaterland anrechnen würde, wenn er Nagas nach den Inſeln verkaufte, geſetzt auch, daß daß er dort dreimahl mehr dafür, als auf dem hieſigen Markt, löſen könnte; da doch der Handel dahin mit manchem andern Pro=dukt ſehr ſtark iſt. Die Inſulaner, welche mehrentheils ausgewanderte Koloniſten aus Trakimor ſind, haben auf ihren Eilanden dieſe weiſe Magazinanſtalt ihres Mutterlan=des nachzuahmen geſucht. Indeſſen ereignete ſich doch vor einigen Jahren erſt der Fall, daß groſſer Unglücksfälle in der Natur wegen, auf einigen Inſeln wirkliche Hungersnoth ausbrach. Es kamen Abgeordnete von ſelbi=gen zu Haiamal, die ihm den Jammer ihrer kleinen Völkerſchaften ſchilderten und ihn um die Erlaubnis baten, Nagas auf dem Markt in Trakimor aufkaufen zu dürfen. Haiamal

ſah die üblen Folgen, welche dis auf den Geiſt ſeines Volks im Nagashandel haben könnte, ein und ſchlug ihnen ihr Anſuchen ab. Er lies ihnen aber nach gemachten Ueberſchlag des öffentlichen Vorraths und nach gepflogener Unterredung mit den zwölf Weiſen aus den Magazinen die nöthige Quantität Nagas für den gewöhnlichen traſkimorſchen Preis zukommen und ſendete ſie ſo mit erfüllten Wünſchen in ihre Heimat zurück. Der Vorfall war ihm ſo wichtig, daß er die ganze Nation einlud, ihn darüber zu hören; da er dann vor vielen Tauſenden alſo ſprach:

„Ihr habt von dem fürchterlichen Schickſal gehört, welches unſere Brüder im Meer dort getroffen hat. Es ſind Abgeſandte von ihnen bei mir geweſen, die um Freiheit anhielten, auf unſerm Markt zur Befriedigung ihrer äuſſerſten Nothdurft Nagas einzukaufen. Ich habe dis abgeſchlagen; und, wenn euch das hart ſcheint, ſo iſt mir es lieb um euer Herz und um das, was ich hernach gethan. Hört aber, warum ich es abſchlagen muſte. Seit nun faſt vierhundert Jahren genieſſen wir das Glück, in unſerm Lande keine Brodnoth erlitten zu

haben.

haben. Wie wohl uns dis thue, wiſſen wir alle. Wir haben aber dieſen Vorzug, den wir vieleicht vor hundert Völkern des Erdbodens genieſſen, blos der Einrichtung zu danken, daß der Nagas, welcher ſeit der Zeit im Lande gewonnen worden; auch im Lande geblieben und im Lande nur verzehrt worden iſt. Hiebei müſſen wir alſo auch bleiben, wenn Theurung und Brodnoth bei uns fernerhin unerhörte Dinge ſein ſollen. Keinem unſerer Fruchtbauern mus es einfallen, ſeinen Nagas, um etwa einen höhern Preis mitzunehmen, zu verfahren oder an Auswärtige zu verkaufen. Alsdann griffen wir in die Haushaltung des oberſten Weſens bei uns vorwitzig ein und dürften nie darüber klagen, wenn wir mit unſern Vorräthen im Ganzen nicht mehr zureichten. Um hernach, wenn wir durch Schaden klüger geworden wären, künftigem ähnlichen oder gar noch gröſſerm Elende vorzubeugen, würden wir, eure Obern, uns genöthigt ſehen, euch von Vaterlandswegen zu verbieten, Nagas iemals an Auswärtige wieder zu verkaufen. Dadurch würdet ihr aber glauben gewaltſam an eurer Freiheit beſchränkt zu werden. Folglich

lich müſſet ihr es nie dahin kommen laſſen, ſondern ieder wackere Fruchtbauer von Trakimor bringt ſeinen Nagas nach, wie vor, in unſere öffentlichen Vorrathshäuſer, ſobald er ihn nicht mit gröſſerm Vortheil im Lande verkaufen kann, und empfängt dafür den geſetzten Preis, wofür es ſich Nagas zu bauen der Mühe verlohnt. Hätte ich nun den Abgeordneten von ienen Eilanden erlaubt, bei euch Nagas zuſammenzukaufen: ſo könntet ihr einſt mit Recht ſagen, daß der Suma ſelbſt euch auf den Gedanken gebracht, ihn an Auswärtige zu verlaſſen. Jetzt hätten ihn dieſe von euch abgeholt; bald führtet ihr ſelbſt ihnen ſelbigen zu; und was wäre dis mehr, als der zweite Schritt in der Sache, der ſo, wie in allen Sachen, auch in dieſer leicht geſchehen würde, ſobald der erſte nur gethan wäre. Brod aber iſt uns das unentbehrlichſte Bedürfnis; Brodnoth iſt zu fürchterlich, als daß wir nicht die höchſtmöglichſte Vorſicht gebrauchen ſollten, um ihr, ſo viel in unſerer Macht iſt, auf ewige Zeiten vorzubeugen. Wie ſchrecklich wäre es, um die Gewinnſucht einiger Hunderte zu befriedigen, das ganze Volk Preis gegeben zu haben! Und wenn am Ende auch

der Hunger das Futter der Thiere verſchlingt und an der Stelle des Brods zehen andere Erzeugniſſe der Erde genieſſen lehrt, ſo ſind uns doch dieſe weder ſo nahrhaft, noch ſo geſund, als der Nagas. Eine einzige wahre Theurung deſſelben würde uns mit einem neuen Heer von Krankheiten überziehen, und eine einzige wahre Hungersnoth könnte unſere Lebenslänge wieder zu iener ehemaligen Kürze herabbringen, von der wir uns durch vier Jahrhunderte ſo mühſam und wacker hinaufgearbeitet haben. Sehet, darum ward der Aufkauf ienen Unglücklichen verſagt, und ſo lange nun Trakimor Bewohner haben wird, vertrete dieſer Vorgang die Stelle aller Geſetze, welche iemals gegen Ausfuhr des Nagas gegeben werden müſten! — — Aber die Unglücklichen ſind doch unſere Brüder und Abkömmlinge unſeres Volks, und ihr Jammer war unbeſchreiblichgros. So wäre es mehr als Unmenſchlichkeit geweſen, ſie ohne Hülfe zu laſſen. Mein Herz brach bei den wehmüthigen Bitten, welche ſie an euch insgeſamt bei dem Gott der Erndte thun lieſſen, und ich beſchlos, ſie vom Tode zu retten. Ihr habet vernommen, was geſchehen iſt; aber es iſt nicht geſchehen ohne allgemeine

meine Beiſtimmung eurer Weiſen, durch die ich eure Stimme höre. Nicht wir haben geholfen; ihr habet geholfen, arbeitſame, gutherzige Erbauer des Nagas auf des Vaterlands Fluren. Eure öffentliche Vorrathshäuſer waren durch euern Fleis und durch Gottes Segen ſo voll, daß die groſſe Volksthat geſchehen konnte, welche in den Jahrbüchern von Trakimor auf immer glänzen wird. Wir haben dieſe That nicht halb, ſondern ganz verrichtet: die Unglücklichen ſind von uns nicht, als von Wucherern, behandelt worden. Sie hätten uns wohl den doppelten Preis gezahlt; wir haben ihnen aber den Nagas für den Marktpreis überlaſſen. Mitbürger, auf euren Geſichtern leuchtet die Freude darüber, daß wir ſo gethan; ſo empfanget ihr auch den herzlichſten Dank, welchen dieſe Unglücklichen uns dafür zurück lieſſen. Vereiniget euch mit uns zu dem innigſten Preiſe gegen das höchſte Weſen, das uns ſo hoch begnadigte, die Retter tauſendfachen Menſchenlebens werden zu können, und getröſtet euch, daß uns Gott den Nagas, den wir dazu hingegeben, nicht werde miſſen laſſen. Da er aber kein Wunder deshalb thun wird, ſo wenig er zur

Er-

Erhaltung iener Elenden ietzt ein Wunder gethan hat: ſo mache es ſich ieder Nagasbauer zur Pflicht, bei der nächſten Ausſaat mehr Feld mit Nagas zu beſäen, als gewöhnlich. Dis iſts, was wir zum Erſatz des weggegebenen Vorraths thun können und daher auch thun müſſen; an Gottes Mitwirken und Segnen wird es uns alsdann nicht fehlen. Nun, ſo machet euch zuletzt noch die Vorſtellung recht lohnend und ſüs, wie ietzt auf ienen Eilanden wieder frohe Mahlzeit gehalten und unſer dabei von Tauſenden von Eltern und Kindern unter Dankthränen gedacht werde!“

Dieſe Rede findet man faſt in iedem hieſigen Bürgerhauſe, und ſie hatte auſſer der allgemeinſten Zufriedenheit mit Haiamals vollbrachter Handlung auch den Erfolg, daß gleich im Jahre darauf der menſchenfreundliche Abgang in den Magazinen zwiefach wieder erſetzt war.

Die übrigen hieſigen Getraidearten haben die Erforſcher der Natur für den menſchlichen Körper unzuträglicher, als den Nagas, gefunden; weshalb ſie auch in weit geringerer Menge

Menge und blos zu Ernährung der Thiere gebauet werden. Gemüſe gibt es in groſſer Mannigfaltigkeit und zum Theil von ſehr feinem Geſchmack. Der Trakimorianer, ſo ganz entfernt er von allen Ausländiſchen lebt, hat ſich überhaupt zur Regel gemacht, auf der andern Seite alles das, was ihm ſein Vaterland einmahl gibt, — ſo ſchön, als möglich, aus der Hand der Natur zu nehmen. Es ſcheint dis auch die eigentliche Gerechtſame des Menſchen zu ſein, daß er durch Zuthun ſeiner Kräfte und ſeines Fleiſſes, oder durch Kultur alle Früchte der Erde noch zu veredlen ſuche; dahingegen das Thier die Beſtimmung erhalten hat, mit den erſten beſten vorlieb zu nehmen, wie es ſie antrift. Obſt wächſt hier, wie ſchon geſagt, häufig wild und von vorzüglicher Gewürzhaftigkeit. Auch geben die Alleen an den Landſtraſſen ſtarke Ausbeute davon; ſo, daß der eigentliche Bau davon, als Erwerbsartikel, nur nach den Bergen hin betrieben wird, wo die Sonne im Gegenſchein die Säfte noch feiner und würzigter kocht. Auch da läſſet ſich der Trakimorianer, ſobald er einmahl es ſelbſt bauet, an den ſchönen Sorten davon nicht begnügen, welche im Lande

ſchon bekannt ſind, ſondern behandelt den Obſtbau, wie den Blumenbau, und erzeugt von Zeit zu Zeit noch immer feinere Arten durch Ausſåung der Kerne. Da ihm die Natur hierzu ſelbſt den Wink gibt, ſie auch auf dieſer Seite noch zu vervollkommen, ſo benutzt er ſolchen treu und findet ſich für ſeine Mühe reichlich belohnt, wenn er unter hundert ſogenannten wilden Fruchtſtåmmen auch nur einen erzieht, der eine nicht nur noch nicht vorgekommene ſondern auch vorzüglich ſchöne Sorte aufzeigt. Die neue herrliche Frucht in der Hand, geht er ebenſo gewis in den Tempel der Unſterblichkeit ein, wie ieder andere nützliche Erfinder; denn ſie empfångt nun auf ewige Zeiten den Nahmen von ihm. Niemand pflanzt hier vorſåtzlich eine ſchlechte Obſtſorte weiter fort, oder iſt, wenn er einmahl Båume ſetzt, zufrieden damit, daß er einſt nur hohe und ſtarke Ståmme an ihnen habe, die viel ſchütten, ſie mögen übrigens ſchütten, was ſie wollen. Der Fruchtbauer iſt darinn ſo klug, wie der Sumagårtner, und ſieht ein, daß auf derſelben Stelle, wo er einen ſchlechtern Baum pflanzt, auch ein beſſerer wachſen könne. Auch iſſet er, wie der Suma, das beſſerſchmeckende

lieber,

lieber, und weis, daß er, wenn er es verkauft, mehr dafür bekomme. Solchergeſtalt iſt es denn freilich auch in dieſem Stück bei uns ganz anders, als in vielen Ländern Europens, wo man, ohne daß die Schuld davon auf das Klima geſchoben werden könnte, ſich noch mit dem Anbau der ſchlechteſten Obſtarten beſchäftigt. Wie ſehen z. E. noch in den mehreſten deutſchen Provinzen die Obſtgärten der Bauern aus! Welch ein Hackgemack von Wildnis, wo zehenmahl ſo viel Bäume beiſammen ſtehen, als wirklich Platz haben! Wie ſelten daher eine reiche Erndte in ſelbigen und was für elendes, unſchmackhaftes Holz- und Steinobſt! Iſt es Trägheit des Bauern, die dis verurſacht, oder iſt es Vorliebe zum Alten, daß er nur fortpflanzen will, was ſein Vater und Grosvater gepflanzt haben? Vielleicht iſt es Folge des Drucks, unter welchem er ſeufzt, und der ihm alle Luſt benimmt, auf irgend eine Verbeſſerung ſeines Eigenthums zu denken. Wenigſtens würde man hier zu Lande ſo einen Bauer, wenn ihn Faulheit oder Schlendrian davon abhielten, ſeinen Baumgarten zehenmahl beſſer zu benutzen, als er ihn benutzt, von Obrig-

keit wegen dazu anhalten. Es ſcheint ſich aber hier, wie durchgehends, alſo auch auf dieſer Seite, der Erfahrungsſatz zu beſtätigen, daß Menſchen nur frei ſein dürfen, um Trieb und Muth zu fühlen, aus ſich ſelbſt auf iede beſſere Benutzung ihres Eigenthums zu ſpekuliren. Welch eine ſchöne Gelegenheit hätte der oft ſo viel Langeweile habende europäiſche ländliche Klerus, ſich wenigſtens auf die erſten zwanzig Jahre um die Nationen dadurch verdient zu machen, daß er den Landmann lehrte, in einer klügern Anlage ſeines Obſtgartens eine reichere Quelle von Einkünften zu ergraben! Hätte dieſe gemeinnützige Beſchäftigung nicht überaus viel Aehnlichkeit mit der eigentlichen Beſtimmung eines Geiſtlichen? Was iſt denn ſeine Gemeine anders, als — ein chriſtlicher Garten, in welchem unter ſeiner Aufſicht und Pflege iedes Gemeinglied ein Baum der Gerechtigkeit werden ſoll? Wenn er nun auf der Kanzel dafür ſorgte, daß ſeine Bauern ſolche Bäume immer mehr ſelbſt würden, und in ſeinem übrigen Umgang mit ihnen ſie anleitete, dergleichen Bäume auch immer

mehr

mehr in ihren Gärten zu ziehen — wenn auf iener Seite er ſelbſt, und auf dieſer ſein Garten den Bauern dabei zum Beiſpiel diente — — wie viel Segen könnte er ſtiften!

Strauchobſt und Beeren, ſo wie Erdobſt, gibt es bei uns gleichfalls im Ueberflus und wird faſt unaufhörlich, bald friſch, bald trocken, auf den Markt gebracht. Unter dem letztern machen die ſchönſten Melonen, Angurien und Aebuſen nur die Sorten von mittlerm Werth aus. Trauben reifen nicht minder in den Gärten ſowohl, als beſonders auf den Bergen in anſehnlicher Menge, Mannigfaltigkeit, Schönheit und Gröſſe. Ihre Konſumtion iſt beträchtlich; denn man genießt nicht nur ihren Saft, wie andern Früchteſaft, ob dieſer gleich wegen ſeiner ſanftern und kühlendern Eigenſchaft den gröſſeſten Theil des Jahres hindurch ihm vorgezogen wird; auch genießt man nicht nur viel Trauben mit anderm Obſt friſch; ſondern man trocknet auch überausviel davon und bereitet ſich dadurch die einfachſten und doch wohlſchmeckendſten Mittagsmahle zu ieder Jahreszeit. Mehrentheils ſind die mittlern Regionen

der Berge mit Rebengefilden bekränzt; über ihnen ragen dann die herrlichſten Obſtplantagen, und unter ihnen fangen die Ragasfelder an, ſich ins Land hin zu ziehen. In den Gärten iſt der Anblick ſehr häufig, daß man Trauben und andere Früchte an einem Baum ſiehet. Brüderlich windet ſich der beigepflanzte Rebe an ſeinen Beiſtand Baum hinauf und umſchlingt ihn oft bis in ſeine höchſten Gipfel. Jedoch läſſet man ihm nicht mehr Gewalt über dieſen, als er ohne Schaden deſſelben haben ſoll.

Das Pflanzenreich liefert hier auch gröſſtentheils die Materialien zur Kleidung der Menſchen, und unter ſelbigen zeichnen ſich vorzüglich zwei Arten derſelben aus. Die eine iſt eine Flachsart, welcher iede Europäer, ſobald er ihrer anſichtig wird, den Nahmen des Seidenflachſes nicht vorenthalten kann. Die andere iſt eine Pflanze, welche die Natur für Arme und Reiche zugleich beſtimmt zu haben ſcheint. Ihr Stengel gibt nach ſorgfältiger Verarbeitung ein mäſſiges Geſpinnſt; ihre Blüte aber, die in langen Büſcheln hervorkommt, geht zuletzt in die zarteſte Wolle über, weshalb man ſie

mit

mit Recht die **Seidenwollenpflanze** nennen könnte. Sie wird ſehr häufig gebauet, geräth in den mehreſten Jahren und gibt alsdann die lohnendſte Ausbeute. Der Vorübergang bei einem mit ihr beſtellten Felde iſt ſchön, wenn ſie blühet, und ſchön, wenn ſie das Kleid ihrer Reife anlegt. Zur Blütezeit iſt daſelbſt der lieblichſte Wohlgeruch, der ſich weit verbreitet, und zur Reifezeit läſſet ſo ein Feld von weitem nicht anders, als eine groſſe Heerde Schaafe. Selbſt der Same dieſer Pflanze iſt nutzbar und man bereitet daraus ein feines Oel.

Viehzucht iſt theils mit dem Fruchtbau verbunden, theils wird ſie auch ohne ſelbigen betrieben. Letzteres iſt beſonders der Fall in den Gebirggegenden, welche noch mit Waldung bedeckt ſind. Dis ſind ſowohl die höchſten Berggipfel durchgängig, als auch diejenigen Bergſtrecken, welche mehr gegen Abend und Morgen ſich hinziehen. Hier weiden zahlreiche und fette Heerden jahraus jahrein und ihre Eigenthümer ſind wohlhabende Leute. Dieſe wohnen theils mitten unter ihnen, theils tiefer ins Land hinein; als in welchem Fall die Erwachſenen aus den Famiˎ

lien in der Hütung und Fürſorge der Heerde abwechſeln. Da man der Wolle nicht bedarf, ſo hält man nur auf ſolche Heerden, welche gut Fleiſch und gute Milch geben. Jeder, wer das Melkamt verrichtet, kennet ſeine eigenen melkenden Thiere, und dieſe kennen auch ihn. So, wie er in den beſtimmten Tageszeiten mit ſeinen Gefäſſen erſcheint, verſammlen ſie ſich um ihn her und ſehen ihn für ihren Wohlthäter an, der ihnen die beſchwerende Milch abnimmt. Die Jungen werden ihnen genommen, ſobald ſie esbar ſind oder die gewöhnliche Nahrungszeit an der Mutterbruſt zu Ende iſt. Als arbeitender Thiere bedient man ſich blos der Pferde, wovon es verſchiedene Raçen gibt, deren einige ſich durch Stärke und andere durch Geſchwindigkeit und Schönheit auszeichnen. Man zieht ſie im Lande zwar auch, aber in den Gebirgen doch am häufigſten, und ſelbſt die, welche auf der Ebene iung werden, erwachſen dort. Der Handel damit iſt ſtark, theils, weil ſie alle für Menſchen zu läſtige Arbeit verrichten müſſen, theils, weil die Trakimorianer paſſionirte Reuter ſind. Im Lande ſelbſt gibt es, wie ſchon geſagt, keineGemeinweide; noch weniger liegen

herrſchaftliche Pächter mit ihren unzählbaren Heerden auf den Aeckern der Bauern umher und hüten ihnen ihr Eigenthum in ihrem Angeſicht ab. Deſſen ungeachtet ſiehet man immer weidendes Vieh und zu gewiſſen Zeiten läſſet unſer ganzes Land faſt nicht anders, als wenn es eine Allgemeinweide wäre. Dis letztere ereignet ſich, ſo oft die Erndte einer Getraideart vollbracht iſt. Unter dem Getraide nehmlich, und ſelbſt unter dem Nagas, legt ſich, wenn die Ausiätezeit des Unkrauts vorüber iſt, häufig ein feiner nahrhafter Klee an, deſſen Hervorkommen durch die frühere Wegräumung des höhern Unkrauts zugleich befördert wird. So, wie alſo die Erndte abgebracht iſt, bieten die leeren Felder noch einen vollen Tiſch für das Vieh dar, an dem es ſo lange verweilet, bis auch ſeine Erndte daſelbſt aufgezehrt iſt. Dieſes iſt ſich dabei nicht ſelbſt überlaſſen, ſondern ein vernünftiger Menſch iſt in iedem Gutsrevier dabei, daß es nicht weiter ſeine Aeſung ſuchen kann, als es ſoll. Auſſerdem haben aber auch die mehreſten Fruchtbauern, weil ſie ihr Eigenthum benutzen können, wie ſie wollen, verſchiedene kleine Wieſenplätze in ihren Bezirken. Da treibt dann ieder von ihnen

ſeine kleine Heerde, welche er blos zur Fleiſch- und Milchnutzung hält, bald auf dieſen, bald auf ienen derſelben täglich auf einige Stunden. Der eine thuts um dieſe Zeit, der eine zu einer andern, wie es in iedem Hauſe die übrigen Geſchäfte verſtatten; ſo, daß man faſt unaufhörlich einiges weidendes Vieh erblickt. Der Trakimorianer nennet dis, das Vieh ein wenig an die freie Luft bringen; als wozu er glaubt, daß auch die Thiere Recht haben. Die übrige Zeit hindurch ſteht das Vieh in den Ställen, wo ihm reichlich Futterkräuter vorgeworfen werden. Der Bau dieſer Kräuter wird hier mit vorzüglichem Eifer betrieben und man betrachtet ihn auch als kultivirte Natur, oder als Vervollkommung des Segens der Natur auf Seiten ihrer Geneſung. Man hat verſchiedene Arten davon, unter welchen es einige gibt, die ſechsmahl im Jahre geſchnitten werden und drei bis vier Jahre hindurch ausdauren. Dem herrlichen Klima hat man es zu danken, daß ſie iahrausiahrein dem Vieh friſch vorgeworfen werden können. Ihr Ueberflus auf der einen Seite und ihre nährende Kraft auf der andern machen das Vieh ſehr einträglich, und die

Stall-

Stallfütterung, wie ſie oben beſchrieben worden, ſetzt den Fruchtbauer in den Stand, ſeinen Nagasacker auf das reichlichſte dingen zu können.

Es iſt unmöglich, als geweſener Europäer dis hier mitanzuſehen, ohne zugleich einen ernſthaftern Blick auf ſein verlaſſenes Mutterland zurück zu heften. Gewis iſt in vielen Gegenden deſſelben, wo man ſo elendes Vieh, ſo dürftige Erndten und überhaupt den ganzen Zuſtand des Landmanns ſo herabgeſunken antrift, die daſelbſt noch übliche Ackerhutung und Gemeinweide groſſentheils daran Schuld. Aus dieſer entſteht auf der Stelle das Unglück, daß der Bauer durchaus nicht Herr von ſeinem Acker iſt. Er iſt es nur ſo lange, als dem Herkommen gemäs der Gemeinhirt, oder der herrſchaftliche Hirt, oder gar beide zugleich, den Acker nicht betreiben. Die übrige Zeit hindurch kann er ſchlechterdings nichts darauf ſchaffen; oder Gemeine und Pachter lachen ihn aus und betrachten ſeine gethane Arbeit als Fürſorge für beſſere Gemeinweide. Der fleiſſigere Bauer kann alſo wenig mehr vor ſich bringen, als der faule; der klügere kann keinen Verſuch

beſſerer

beſſerer Benutzung ſeines Ackers machen, ſobald ſich ſelbiger nicht mit der Zwang- und Drangzeit der Hutung vereinigen läſſet, ſondern alles mus immer und ewig bei dem alten Schlendrian bleiben. Man begeht wohl noch obendrauf die hergebrachte Thorheit. im blachen Froſt die Heerden ſogar auf die grünen Saatfelder zu treiben und läſſet es der Willkür der Hirten über, den Schaden, welcher dadurch geſtiftet werden mus, zu verkleinern und zu vergröſſern. Es iſt an ſich ſchon begreiflich, daß mancher Ackerſtrich vermöge ſeines Bodens den Froſt mehr oder weniger an ſich nimmt und bei heraufragender Sonne auch früher oder ſpäter wieder von ſich gibt, als der andere; es iſt an ſich ſchon begreiflich, daß, wenn die Äcker nicht von gleicher Oberfläche ſind, wie doch ſo ſelten der Fall iſt, in den Gründen und an den Mittelrücken, ia gegen ieden Stein und gegen ieden Erdklos, und überhaupt allenthalben, wo der Sonnenſtrahl den geringſten Gegenſchein findet, der Froſt ſich eher auflöſen müſſe, als anderwärts. Mithin kann nie eine Viehheerde an einem heitern Wintertag über ein ganzes Saatfeld getrieben werden, ohne durch Herausziehung der Wurzeln des

Ge-

Getraides einen Theil der künftigen Erndte zu vernichten. Auch der klügſte und rechtſchaffenſte Hirt kann dis nicht verhindern. Welchen unerſetzlichen Schaden vermag nun aber nicht der unaufmerkſame Hirt zu ſtiften? Und wer iſts, der deshalb auf ihn ſtrenge genug, wie es die Sache doch wohl verdiente, Acht hat? Iſt der Hirt vollends ein tückiſcher Böſewicht, wie iſt es in ſeiner Gewalt, auf die unbemerkteſte Weiſe die grauſamſte Rache auszuüben! Rache an der ganzen Gemeine, wenn er ſchon weis, daß ſie ihn ablohnen werde. Rache an iedem beſondern Gemeingliede, mit dem er etwa in Feindſchaft lebt, denn er kennet die Felder eines ieden. So darf er das Vieh nur auf eine halbe Viertelſtunde länger, als es die Sonne erlaubt, die Saat des angefeindeten Bauern abhüten laſſen und er verſetzt ihm dadurch einen ärgern Schelmſtreich, als wenn er nach der Erndte in die Scheuer deſſelben einbräche und ganze Wagen voll Garben ſtöhle. Und was für Bosheit kann endlich der Hirt des Pachters entweder aus eigenem Antrieb oder auf Anreizung ſeines Herrn ſolchergeſtalt an ganzen Dörfern begehen! So kann der Bauer der Gemeinhut wegen nicht nur ſeinen

Acker

Acker nicht beſtellen, wie er will, ſondern ſo vernichtet ſie ihm auch ſogar noch vor ſeinen Augen allemahl gewis einen anſehnlichen Theil ſeiner Erndte ſelbſt auf dem wirklich beſtellten Acker. Nimmt man nun noch dazu, daß er auch, weil ſein Vieh den ganzen Tag über aus den Ställen iſt, die Hälfte des Miſts verliehrt und alſo auch das künftige Erndtefeld ſelten gehörig düngen kann — — welch ein mächtiges Hindernis iſt und bleibt ihm die Gemeinweide in vollkommener und ganzer Benutzung ſeines Ackers! Mit ſeinen Wieſen, auf welchen er im Sommer die Heuerndte hält, geht es ihm nicht viel beſſer. Das Vieh wadet auf ſelbigen bis zur Schonungszeit umher und durchlöchert mit ſeinen Fustritten die alsdann noch ſumpfigten Stellen ſo, daß nimmermehr Gras in den Löchern wachſen kann. Und da es mehrentheils bis ſpät ins Frühiahr hin darauf weidet, und man ſich auch gar nicht daran kehrt, ob frühere Wärme frühern Wachsthum bereite oder nicht, um die Schonungszeit nicht iahrausiahrein mit dem beſtimmten Tage erſt anfangen zu laſſen: ſo naget es den erſten, vollkräftigſten Trieb des Graſes ohne groſſen Nutzen ab, zertritt mehr, als es frißt, hält

die

die Wieſen noch immer ſo kahl, wie im Winter und vernichtet dadurch auch ſogar den Reichthum der Heuerndte. Und alles dis geſchieht blos aus allerunterthänigſten abgöttiſchen Reſpekt für den europäiſchen Bauerbaal, Herkommen! Zu Gunſten dieſes Götzen Gemeinweide liegen dann nun auch bei iedem Dorf groſſe Feldſtriche ganz öde, und fette Brüche von dem beträchtlichſten Umfang bleiben ewige Brüche, damit die Heerden in und auf ſelbigen unaufhörlich umhergehen und einen groſſen Theil des Jahres hindurch ſich nur noch hungriger laufen können. Man ſollte im Ernſt, wenn man in ſolche Gegenden kommt, glauben, daß man in Wüſteneien käme; man ſollte glauben, daß dergleichen Länder entweder noch nicht gar lange von Menſchen bewohnt wären, oder daß ein langiähriger ſchrecklicher Krieg ſeit kurzem erſt wieder die Hälfte der ehemaligen Dörfer zerſtört hätte; —— wenn die Gemeinweide nicht das ſeltſame Räthſel endlich auflöſet. In den Brüchen frißt ſich dann das Vieh wohl noch obendrauf faul, und die übrigen ewigen Gemeinhutungsplätze ſehen den ganzen Sommer hindurch winterhaft aus; denn es iſt ia unmöglich, daß da, wo

die Heerden immer und ewig gehen, der geringſte Grashalm in die Höhe kommen möge. Was in der Nacht wächſt, wird den Tag drauf wieder abgefreſſen; weshalb endlich die entkräfteten Wurzeln zu treiben aufhören und die Anger, wenn vollends der Regen auſſenbleibt, verſengeten Wällen gleichen, wo man eine grüne Grasſpitze vergeblich ſuchte. Der zehnte Theil dieſer ewigen Anger und Hutungsplätze, dem beſten Boden nach ausgeſucht, geſchont, umhegt und mit Futterkräutern beſäet, würde auf der Stelle mehr wirkliche Weide reichen, als iezt das wüſte Ganze reicht. Selbſt da, wo auf der Gemeinweide noch gutes Gras wächſt und das Vieh ſättigt, iſt es ia doch wahres Verbrechen gegen die Natur, die Heerden es ſelbſt abweiden zu laſſen. Heißt das nicht — den Reichthum der Natur in Armuth und ihren ſegensvollen Ueberflus in blos kümmerliche Genüge muthwillig verwandeln? Gehört denn auch wohl mehr, als der einfältigſte Menſchenverſtand, dazu, um einzuſehen, daß derſelbe Umfang von Weideplatz, der dazu erfordert wird, wenn eine Kuh ſich daſelbſt auf einen Tag ſatt freſſen ſoll, auf drei Tage Fütterung für ſie hätte, wenn das Gras von Menſchen abge-

geſchnitten und ihr in den Stall gebracht würde? Das iſt ia wohl nur ſchlecht gerechnet, wenn man annimmt, daß ſie zweimahl ſo viel zertrete, als ſie genießt. . . . Dieſe Wahrheiten ſind nun in Europa ſo oft geſagt und auch ſo oft geglaubt worden, und deſſen ungeachtet bleibt es daſelbſt noch immer häufig bei dem alten Schlendrian der Gemeinweide. Ja, ſelbſt mitten unter Nachbarn, die dieſe abgeſchaft haben und dadurch augenſcheinlich wohlhabender geworden ſind, bleiben nicht nur ganze Dörfer, ſondern auch ganze Länder noch bei ihr. Sogar die Koppelweide treibt häufig noch ihren alten Unfug fort; und dieſe iſt doch noch eine weit ärgere Beſchränkung des Eigenthumsrechts über Aecker, Wieſen und Plätze, als die Gemeinweide. Durch die Gemeinweide iſt kein Bauer in einem und demſelben Dorf Herr über ſein Feld; aber durch die Koppelweide iſt ſogar ein ganzes Dorf nicht einmahl Herr über ſeine Feldmarke. Kann man etwas ſinnloſers denken? Ob der Bauer ſelbſt daran Schuld ſei, daß es bei dieſem Gemeindeſchlendrian bleibt, über den er doch offenbar unter preſſender Dürftigkeit lebt? Hier und da kann es ſein. Man hat Beiſpiele davon,

daß der europäiſche Bauer mit eiſerner Stirn ſich allem widerſetzt, was ihn auch nur einen Zoll breit von der Weiſe ſeiner Vorfaren abbringen ſoll; man hat aber auch Beiſpiele genung, daß er ſich zu nützlichen Abänderungen leiten läſſet, ſobald es Ernſt damit iſt und die Sache gehörig angefangen wird. So bauet er iezt an vielen Orten Futterkräuter, wo ſonſt keine gebauet wurden, weil er den überſchwenglichen Nutzen davon einſieht; ſo ſäet er da nun in die Brache, wo es ſonſt nicht geſchah, weil er ſich dabei wohl befindet. Und ebenſo hat er ſich wohl eher heute der Abſchaffung der Gemeinweide widerſetzt, und nach einigen Jahren, wenn er Beiſpiele davon an den Grenzen ſah, wieder darum angehalten. Der Bauer mag aber wollen, oder nicht; die Hauptſache iſt, — die Fürſten müſſen wollen. Da lehrt nun die Erfahrung, daß auch den wollendſten Fürſten ihre Kammern bei Abſchaffung der Gemeinweide oft im Wege ſind. Dieſe ſchwatzen den Pächtern der herrſchaftlichen Domänen nach und flüſtern den Fürſten ins Ohr, daß die Verpachtung der Gemeinweide mit in den Pachtkontrakten ſtehe. Freilich, ſo lange ſie darinn ſteht, kann ſie

nicht

nicht aufgehoben werden, und auch Für-
ſten müſſen Wort halten, wenn der
Pachter nicht mit Entſchädigung zufrieden
ſein will. Aber wer kann die Kammern be-
hindern, ſie aus dem künftigen neuen Kon-
trakt herauszulaſſen? Das Intereſſe
ihrer Fürſten etwa? O wann werden
die Kammern der Fürſten das Intereſſe ihrer
Herren am rechten Ort ſuchen lernen!
Wann werden ſie begreifen lernen, daß dem
Fürſten nicht mit reichen Pachtern,
ſondern mit wohlhabenden Bauern
gedient ſei! Das kleine Etwas, wel-
ches der Fürſt bei Aufhebung der Gemein-
weide durch Verringerung der Pachtgelder
einbüßt, wird ihm durch das groſſe Viel,
welches im Ganzen entſtehen wird, wenn der
wohlhabendere Bauer ſeine Abgaben richtig
einliefert, zehenfach erſetzt werden. Ganz
geſorgt wäre freilich nur dann erſt für den
Bauer, wenn gar kein Pachter mehr im
Lande wäre und die Domänen in Bauergüter
verwandelt würden, weil der Pachter, wenn
er ſich wohl befinden ſoll, ewig eine Geiſſel
des Bauern bleibt: wenn dis aber nicht ge-
ſchehen ſoll, ſo müſte man ihm doch wenig-
ſtens das Mittel aus den Händen nehmen,

den Bauer ganz zu unterdrücken; — und dis thut er durch übertriebene Vergröſſerung ſeiner Heerden unter allerlei Nahmen und Vorwänden. Hat nicht mehrentheils ein einziger Pachter, wo nicht gar mehr, doch ebenſoviel Vieh, als alle die Dörfer zuſammen, deren Feldmarken er damit betreibt? Bis auf den beſtimmten Tag, mit welchem die Ackerung angeht, liegen ſeine Heerden dem Bauer auf dem Halſe und dieſer kann, wenn er auch mit ſeinem ganzen Dorf darüber einig wäre, ſchlechterdings mit ſeinem Acker nicht thun, wie er will. Und ſo, wie die Erndte vollbracht, überſchwemmt der Pachter wieder mit ſeinem zahlloſen Vieh die Bauerfelder, deren Stoppeln doch auch von Gottes- und Rechtswegen nur dem Bauer gehören. Es kommt alſo nur darauf an, daß in dieſem Fall der Fürſt mehr auf die Stimme der Menſchlichkeit, als auf die Stimme ſeiner Kammer höre und in ſeinen Domänen auf das Recht der Gemeinweide Verzicht thue. Sehr wahrſcheinlich, daß dis ſein wohlthätiges und grosmüthiges Beiſpiel die Bauern allein ſchon vermögen werde, ihm nachzufolgen. Wie geſagt, der Fürſt

wolle nur, ſo kann er. Wenn ſein Domänenbeiſpiel auch noch nicht die gehofte Wirkung thäte, ſo wolle er nur wei⸗ter — er wird können. Er hat den Vater ſeither gemacht, er verſuche es noch einmahl, ihn zu machen. Es werde mit den Bauern geredet! Aber — er laſſe nicht mit ihnen reden; er rede ſelbſt mit ihnen. Er wird er⸗ſtaunen, wenn er ſieht, was ein Fürſt dadurch an Bauern bewirken kön⸗ne, wenn er ſelbſt mit ihnen ſpricht. Er wende ſich zuförderſt an ſeine vernünftigſten Dörfer, oder wenn man lieber will, an dieienigen Dörfer, welche die vernünftigſten Geiſtlichen ha⸗ben. Glückts ihm an dieſen, ſo zeichne er ſie durch Beifall, Gnade, Huld, Aufmun⸗terung und Unterſtützung zum Beiſpiel für die widerſpenſtigen aus. Er wird kön⸗nen, weil er will. Und mislänge es ihm durch und durch, ſo kann er doch, ſo⸗bald er will. Er hat den Vater gemacht; nun mache er den Herrn und — thue einen Machtſpruch!!! Er thut ia dergleichen wohl öfter und es geht alles. Nun, ſo thue er ihn auch hier und ſei ver⸗

 ſichert,

ſichert, daß er bei keinem Macht- und Herrnſpruch ein våterlicheres Anſehen habe, als bei dieſem!

Das Vieh ſtirbt hier, wenn es nicht geſchlachtet, ſondern überalt wird, am Ende freilich ſo gut von ſich ſelbſt, wie in Europa. Auch ſtirbt manches bald klein, bald gros an wirklichen Krankheiten, wie in Europa. Aber — ſogenanntes wirkliches Viehſterben oder Seuchen, welche halbe und ganze Heerden in kurzem wegraffen, gibt es hier nicht. Die Erforſcher der Natur wollen dis durchaus nicht allein vom Klima hergeleitet wiſſen; ſondern ſie glauben, daß die Trakimorianer ſich ſelbſt die Befreiung von dieſer Landplage zu danken håtten. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſie Recht hierinn haben mögen, wenn man folgendes erwågt. Man ſorgt dafür, daß das Vieh nicht nur nie Mangel an ſeinem eigentlichen ihm von der Natur beſtimmten Futter habe, ſondern daß es auch iahrausiahrein reichlich gutes, geſundes und nahrhaftes Futter habe. Dazu trågt nun aber allerdings nicht blos das mildere Klima, ſondern auch die Freiheit, welche hier ieder hat, ſein Feld zu benutzen, wie

er

er will, die Abſchaffung der Gemeinweide und die Stallfütterung unausſprechlichviel bei. Das Vieh läuft nicht Tage lang auf leeren und kahlen Weideplätzen umher, frißt nicht aus Noth, was es bei beſſerm Futter nicht anrühren würde und — ſtillet ſeinen Hunger nicht an Sumpf- und Moraſtgras. Dieſe immerwährende Genüge an gutem Futter iſt ſchon ein wichtiger Umſtand. Dadurch wird nicht nur offenbar allen den Viehkrankheiten vorgebeugt, welche der Hunger ſelbſt, das unnatürlichere Futter oder gar das faule Gras erzeugen; ſondern das Vieh wird auch weit ſtärker und durch dieſe ſeine Stärke dauerhafter und vor Seuchen beſchützter. Ferner — was hier dem Menſchen an zu nichts nützendem Luxus abgeht, das geht dafür dem Vieh an überſchwenglichnützlicher Reinigkeit zu. Auf dieſen Theil der Verpflegung deſſelben verſteht man ſich meiſterlich und der Spruch iſt ſchon alt bei uns — wer geſundes und dauerhaftes Vieh haben will, der halte es reinlich. Dieſe Reinlichkeit erſtreckt ſich auf Vieh und Viehſtall. Die Ställe ſind geräumig, hell und luftig, und werden noch ausdrücklich bei

ieder Auskehr des Miſts durch Oefnung der groſſen Thüren gelüftet. Dieſe Auskehr geſchieht täglich ſechs= bis achtmahl; ſo, daß es in vielen europäiſchen Bauerſtuben ärger ſtinkt, als in einem europäiſchen Kuhſtall. An den Decken hangen nicht zehniährige Spinngewebe, die etwa der chriſtliche Aberglaube aufbehielte, ſondern auch dieſe werden wöchentlich weggeſchaft. Die Krippen werden bei ieder Fütterung gefegt und die Streuen und Lager des Viehes an iedem Abend friſch und ſorgfältig gemacht. Das Vieh ſelbſt wird ſo reinlich gehalten, wie ſein Stall. Eine Kuh wird hier zu Lande ſo gut geſtriegelt und geputzt, wie in Europa ein Reutpferd. Auf den Höfen hat man groſſe Waſſerbehälter, durch welche das Vieh täglich einmahl getrieben wird, und ſeine Tränke beſteht allemahl aus eben dem Waſſer, wovon die Menſchen trinken. Mit Freuden ſieht man daher die Thiere, wie ſie ſo glänzen und ſpiegeln, und unſtreitig iſt dieſe vernünftige und wackere Fürſorge für ihre Reinlichkeit der beſte Ableiter gegen alle Viehſeuche. Allerdings macht ſie viel Mühe und Arbeit, aber theils iſt man einmahl hieran gewöhnt, theils findet man ſich auch durch ſie zu ſehr be-

lohnt, als daß man ſie ie wieder aufgeben ſollte. Man hat durch ſie ſein Vieh nicht nur långer; man ziehet nicht nur, ſo lange man es hat, mehr Nutzen davon; ſondern man iſſet auch ſein Fleiſch hernach mit mehrerm Wohlbehagen, ia man verzehrt ieden Napf voll Milch, den es gibt, um ſo viel ekelloſer und freudiger. — Indem hier keine Gemeinhutung auf dem platten Lande Statt findet, ſo würde daraus allein ſchon folgen, daß das Vieh auch weder über Schindanger getrieben werde, noch in der Nähe derſelben zuweilen weide. Dis erklären die Leute hier, wenn man ihnen davon erzählt, für unverantwortlich und fragen gleich darnach, ob denn da, wo dis Brauch ſei, kein Kenner der thieriſchen Körper auf den Einfall komme, ſeinen Landsleuten zu demonſtriren, daß ſie hierdurch allein ſchon ganze Heerden verpeſten können. Es gibt aber auch hier ganz und gar keinen Schindanger. Unſere Naturforſcher erſchrecken darüber, daß es Länder geben könne, wo man dergleichen ſogar öffentlich anlege. Sie meinen, daß man daran zwar ein noch unbewohntes Land erkenne, wenn das Vieh auf der Stelle, wo es fällt, liegen bleibt und verfault; ſie können aber nicht begreifen,

wie man in bewohnten und aufgeklärten Ländern alles gefallene Vieh ſogar auf einen Platz zuſammenſchleppen, da über der Erde liegen laſſen und ſo die Luft weit umher mit den abſcheulichſten Dünſten anfüllen laſſen könne, die ſchlechterdings für ieden noch lebenden thieriſchen Körper Gift ſein müſſen. Dabei fragen ſie auch wohl — ekelt man ſich denn da nicht wenigſtens vor ieder Fliege, die ſich dem Menſchen auf die Naſe ſetzt und kurz zuvor auf einem Aas geſeſſen haben kann? Ihrer Meinung nach gehört ieder todte thieriſche Körper, der nicht genutzt werden kann, tief unter die Oberfläche der Erde; und ſo wird hier alles Vieh, das ſelbſt fällt, alsbald tief eingegraben, ohne daß man auch einmahl ſeine Haut oder Federn erſt davon nimmt. Das Begrabegeſchäft verrichtet der, dem es gehört, und man würde es höchſtlächerlich finden, ſich das geringſte Bedenken darüber zu machen. Den Ort dazu darf man ſich freilich nicht beim Nachbar, oder gar auf öffentlichen Plätzen, ſondern blos in ſeinem eigenen Revier wählen; und da begräbt man es wenigſtens ſo tief, daß es nie wieder zum Vorſchein kommen könne. Hierdurch wird nicht nur das Reiſen

im

im Lande angenehmer, als in Europa, wo man kein Dorf unterwegs zurücklegen kann, ohne den abſcheulichſten Anblick eines Schindangers zu haben und die ſcheuslichſten Dünſte deſſelben bald in ſtärkern, bald in ſchwächern Doſen zu verſchlucken; ſondern es iſt auch damit für die Geſundheit der Thiere gewis noch weit mehr geſorgt, die, weil ſie beim Freſſen im Freien den Kopf bis zur Erde ſenken müſſen, dergleichen peſtilentialiſche Dünſte recht voll und aus der erſten Hand empfangen. Hie glaubt man, daß gar keiner Krankheit zu trauen ſei, ob ſie nicht wenigſtens durch den an ihr geſtorbenen Körper anſtecke oder nicht. Jndem man alſo iedes gefallene Thier ſogleich und auf immer über die Seite ſchaft, kann es den lebenden Thieren nicht zum Schaden gereichen. — Noch braucht man hier auch die Vorſicht, daß man ein Thier, ſobald es krank wird, ſchlechterdings nicht mehr unter den geſunden ſtehen läſſet; weshalb es ſich nie ereignet, daß man ein verrecktes Vieh etwa des Morgens oder gar mitten am Tage in dem Geſundenſtall finde. Man bringt das krankwerdende Thier ſofort in einen beſonders dazu beſtimmten Stall und pfleget es da noch ſorgfältiger.

Die Erforſcher der Natur haben ſich das Verdienſt um den Fruchtbauer erworben, daß ſie ihn mit den Krankheiten ſeiner nützlichſten Thiere, mit den Urſachen derſelben und mit den beſten Mitteln dagegen bekannter gemacht. Der Werth, welchen für den Landmann ſein Vieh hat, leuchtete ihnen zu ſehr in die Augen; ſie glaubten, die Natur habe die kranken unvernünftigen Thiere an die Vernunft des Menſchen gewieſen, daß dieſe Barmherzigkeit an ihnen ausüben ſolle; ia vieleicht lies ihnen auch die geringere Menge der hieſigen Menſchenkrankheiten mehr Muſe, auf die Krankheiten der Thiere Bedacht zu nehmen. Genung, ohne daß beſondere Akademieen oder auch nur beſondere Fakultäten für die Arzneikunde angelegt worden wären, weis ſich ieder Fruchtbauer in Krankheiten ſeines Viehs ſelbſt zu helfen, oder findet bei ſeinem nächſten Nachbar deshalb guten Rath. Fällt deſſen ungeachtet ein Thier, ſo vergräbt man es, wie geſagt, ſogleich und der Stall wird geräuchert und durch langen Luftzug völlig wieder gereinigt. — Endlich gibt es auch die ſchöne Salze, welche die Erforſcher der Natur den nützlichſten Thierarten ſehr zuträglich gefunden. Dieſe ſind allgemein bekannt

kannt und ieder Fruchtbauer wirft dergleichen ſeinem Vieh zuweilen in die Tränke. Allen dieſen Vorkehrungen und Anſtalten glaubt man es beſonders zu danken zu haben, daß man wenigſtens iezt von keinen Viehſeuchen oder Viehſterben in Trakimor mehr weis.

Die Federviehzucht findet man faſt auf allen Höfen, und die Fruchtbauern bringen überdis noch ihren Ueberflus davon reichlich zu Markte. Alles Gewild aber, oder alle die Thiere, deren Zucht die Natur ſelbſt beſorgt und die die unverbietbare Gemeinweide durch ganz Trakimor ausüben, ſind vogelfrei und gehören am Ende nur demienigen zu der ſich ihrer bemächtigen kann. Es geht hier auf die Jagd, wer will. Ebenſo fiſcht auch in den Flüſſen ſowohl, welche das Land durchſtrömen, als im Meere, ieder, wer kann und will. Vor der groſſen Revolution war es freilich nicht ſo. Da gehörten Jagd und Fiſcherei den Königen, welche mit der erſtren den Landmann plackten und die leztere verpachteten. Reiſſende Thiere gibt es im Lande ſelbſt nicht mehr. Sie haben ſich ienſeits der Gebirge geflüchtet; und läſſet ſich ia ein-

mahl

mahl eins derſelben gelüſten, einen Beſuch bei uns abzulegen, ſo kommt es nur binnen vier und zwanzig Stunden ſein Grab bei uns zu finden. An den mehreſten Orten verſcheucht ſie ſchon am Eingange gleich der Kordon, welchen die Hirten auf den Gipfeln der Berge ziehen. Von Pulver weis man hier, Gotte ſei ewig Dank! nichts. Wenn den Trakimorianern auch gleich durch dieſen Mangel die Jagd erſchwert würde: ſo müſten ſie ſich doch unausſprechlichglücklich ſchätzen, daß ſie dadurch auf der andern Seite vor ienen hölliſchen Verheerungen geſichert ſind, welche dieſes fürchterliche Kunſtprodukt in Europa und allenthalben, wohin es Europäer gebracht haben, angerichtet hat. Aber man verſteht ſich hier auch ohne Pulver gut auf die Jagd. Pfeil und Wurfſpies ſind die Waffen, welcher ſich dieienigen, die eigentlich Gewerbe von ihr machen ſehr geſchickt zu bedienen wiſſen. In den Gärten und überhaupt in iedem Gehege legt ieder Eigenthümer ſeine Schlingen, worinn er kleines Wildpret fängt, das ihm durch die Hecken zuſchleicht. Freilich entſteht hieraus und daß das Land ſo überall bewohnt, bezäunt und behecket iſt, die natürliche Folge, daß

im

im Lande ſelbſt kein Reichthum an Wildpret iſt; aber theils erſetzen dieſen Abgang die Waldungen auf den Gebirgen und die Inſeln; theils weis man hier auch mehr denn zu gut, daß da, wo wahre Menſchenglückſeligkeit ſein ſoll, ſchlechterdings kein Ueberflus an Wildpret ſein dürfe. Die Frage iſt nehmlich immer die, wer es ernähre. Und da lehrt der Augenſchein, daß der Bauer auf ſeinen Saat- und Erndtefeldern das mehreſte dazu hergeben müſſe. Grauſam vollends, wenn er das Thier, das ſich an ſeinem Getraide gemäſtet hat, zwar erlegen, aber — nicht genieſſen darf! Und ganz unmenſchlich, wenn er nicht einmahl Gewalt, es zu erlegen, hat, ſondern auf ſeinem Felde, um es zu verſcheuchen, ewige Wache ſtellen mus! Aber, wenn er auch in der glückſeligſten Freiheit lebt und das erlegte Wild verzehren darf: ſo iſts ihm doch theils ein zu theurer Braten, theils iſt er auch der Mann nicht, welcher Zeit hat, auf die Jagd zu gehen. Von Jagd und Fiſcherei leben hier übrigens ein gut Theil Einwohner; doch von der letztern weit mehr, als von der erſtern.

Wenn

Wenn hier iedem frei ſteht, zu fiſcheu, wie vielmehr wird iedem das Waſſer frei ſein, worinn die Fiſche leben! Europåer, die dis låſen, wůrden vieleicht lachen und ausrufen — ha, ha, Waſſerfreiheit haben auch wir ſogar, ob wir gleich keine Fiſchfreiheit haben. Aber die Sache iſt gar ſo låcherlich nicht, wie ſie klingt, denn man hat hier auf åhnliche Weiſe weiter ſo argumentirt: Ebenſo, wie, wenn die Fiſche gemein ſind, das Waſſer noch weit mehr gemein ſein mus, worinn die Fiſche leben — ebenſo mus auch, wenn das Wildpret gemein iſt, der Wald gemein ſein, worinn das Wildpret lebt. Alſo — auch Holz kann hier ieder aus dem Walde holen, ſo viel er will, ohne ſich erſt Erlaubnis dazu zu bitten oder gar etwas dafůr zu bezahlen. Auch dis war allerdings vor der groſſen Revolution nicht ſo; denn da håtten die Kőnige ſich gar wohl gern die Atmoſphåre zugeeignet, wenn ſie es håtten zwingen kőnnen. Zum Brennen braucht man ohnehin faſt weiter kein Holz, als in der Kůche; zum Bauen aber deſto mehr. Nun mag iemand Brenn- oder Bauholz brauchen,

brauchen, ſo geht er in den Wald und ſucht ſich die Båume dazu aus, welche ihm anſtehen. Kann er ihrer ſelbſt Herr werden, ſo hackt er ſie um; wo nicht, ſo nimmt er Taglöhner an, die ſie ihm fållen. Dieſer ihr Lohn und der Tranſport ſind der ganze Aufwand, welchen ihm die Sache macht. Man darf deswegtn nicht fůrchten, daß ſich hier, wenn es um das Holz holen ſo ſtehe, groſſe Holzhåndler aufwerfen werden, welche hiervon Wucher ziehen. Verboten iſt es zwar nicht, Holzhandel zu treiben; aber es verbietet ſichs ieder ſelbſt, weil nichts dabei heraus kommen wůrde. Vortheil můſte doch der Holzhåndler haben wollen, ſobald er aber mehr fůr ſein Holz foderte, als das Taglöhnerlohn, um es ſelbſt im Wald fållen zu laſſen, ausmachte, wůrde ihm kein Menſch ſein Holz abkaufen, ſondern ieder ginge oder ſchickte nach, wie vor, nach Holz in den Wald. Und was die Ausfuhr etwa anbetråfe, ſo haben die Inſulaner ſammt und ſonders ſelbſt ſo reiche Holzung, daß ſie uns ſo viel Holz, als wir wollten, gern umſonſt gåben, wenn wir nur kåmen und es ausrodeten. Geſetzt aber, Ausfuhr des Holzes wåre wirklich mit Vortheil werkſtellig zu

 machen;

machen; ſo würde vermuthlich ein Geſetz erſcheinen, daß ſo gut, wie das Holz, das im Lande wächſt, den ſämtlichen Einwohnern des Landes gehöre, alſo auch eben dis Holz einzig und allein nur den Einwohnern des Landes gehöre; und zwar eins, wie das ander aus einem und demſelben Grunde — weil es unentbehrliches Bedürfnis iſt und im Lande wächſt. Ein ſolches Geſetz, wenn es uns unſere Obern gäben, hätten wir gar nicht als Beſchränkung unſerer Freiheit anzuſehen; denn wir bauen ia das Holz im Walde nicht, daß wir ganz und gar damit thun könnten, was wir wollten. Die Natur bauets, und dieſe bauets nur für uns. Es iſt unſer, in ſo fern wir in dem Lande wohnen, worinn es wächſt; aber dieſe unſere Gerechtſame daran kann ſich nur ſo weit erſtrecken, daß wir unentgeldlich davon nehmen, ſo viel wir und zwar wir im Lande brauchen.

Sogar die Erze in den Bergen, ſelbſt Gold und Silber gehören iedem, der ſie findet; es verſteht ſich aber, daß er

ſie

ſie nicht auf Grund und Boden ſuche, der ſchon ſeinen rechtmäſſigen Beſitzer hat. In ſeinem eigenen Revier und da, wo noch niemand ſich niedergelaſſen hat, kann ieder graben, wie er will. Iſt er im Stande, das, was er findet, ſelbſt zu reinigen und zu ſchmelzen, ſo wehrt ihm auch dis niemand. Oft aber verkauft man es als rohes Produkt der Natur an den Meiſtbietenden; und ſo findet man häufig, wie iedes andere Erzeugnis der Erde, ſo auch Gold und Silber auf dem Markt zu Trakimor. Unſere Berge gehören unſtreitig zu den reichern des Erdballs; man verſteht ſich aber hier noch nicht darauf, ihre Eingeweide ſo zu durchwühlen, wie in Europa. Man begnügt ſich daran, zu ihren Füſſen und blos an den Seiten einzugraben, und iſt zufrieden mit dem, was ſie da gutwillig und ohne Lebensgefahr reichen. Deſſen ungeachtet ſind ſie an den mehreſten nothwendigen ſowohl, als auch brauchbaren Erzen, hinreichend ergiebig. Unſere Naturforſcher ſchlieſſen mit Recht hieraus auf den unausſprechlichen Reichthum, der in ihren tiefern Abgründen verborgen ſein mag, und horchen nicht wenig auf, wenn man ihnen von den Bergwerken der Europäer erzählt; ſie bezeu-

gen aber kein Verlangen darnach, daß dieſe Kunde hier iemals gleichhoch getrieben werden möchte, weil ſie mit Recht befürchten, daß es alsdann um wahre menſchliche Glückſeligkeit auch hier für die Nachwelt geſchehen ſein möchte. Man gräbt bei uns alſo nur ſo lange, bis das Waſſer alles weitere Nachgraben unmöglich macht, und hält ſich alsdann durch die Natur ſelbſt davon für vertrieben. Solcher natürlichen Schatzgräbereien erblickt man iahrausiahrein an den Gebirgen eine ziemliche Anzahl. Zuweilen glückt es wohl gar Taglöhnern und Holzfällern in den Hölen mit leichter Mühe einen glücklichen Fund zu thun. Manchmahl machen auch mehrere von Leuten, die blos von ihrer Hände Arbeit leben müſſen, in arbeitloſern Wochen gemeinſchaftliche Sache und wühlen weiter und tiefer hinein. Vorzüglich aber befaſſen ſich, da die Sache doch immer Aufwand koſtet und ihr geſegneter Erfolg ungewis iſt, mit dem Erzgraben die wohlhabendſten unter den Kaufleuten und beſchäftigen dadurch bei reichlichern Taglohn viel Menſchen. Dieſe haben theils ſelbſt Anſtalten, die Erze bis zum wirklichen Gebrauch zuzubereiten und handeln alsdann damit, wie mit andern bearbeiteten

rohen

rohen Stoffen der Natur; theils verkaufen ſie ſie wieder an Mitbürger, welche ſich allein vom Schmelzen und Scheiden nähren und ſich dabei oft beſſer ſtehen, als die Erzgräber ſelbſt. Nicht ſelten wird man auch mit den Eigenthümern der bewohnten Berggegenden einig, auf ſo und ſo viel Wochen in einer beſtimmten Weite in ihren Revieren Gräberei anzufangen und überläſſet ihnen dafür den dritten Haufen des gefundenen Erzts dergeſtalt, daß ſie ihn ſelbſt wählen können. Dieſe bringen dann ihren empfangenen Theil zu Markte und ſetzen ihn gut um. Das reine Silber und Gold trägt ieder, wer geprägtes Geld daraus haben will, in die Münze. Dieſe iſt einzig und hat vermöge eines ausdrücklichen Landesgeſetzes einen obrigkeitlichen Aufſeher, welcher aus der Volkskaſſe beſoldet wird, und dafür ſtehen mus, daß iedes Stück, welches geſchlagen wird, vollkommen ſeinen beſtimmten Werth habe. Alle übrigen Koſten aber, welche das Münzen des Geldes verurſacht, mus der tragen, der dazu die Maſſe bringt, ſo, wie ieder, der Zeug dem Schneider zum Kleide bringt, auch dieſem das Macherlohn bezahlen mus. Wir haben achterlei Münzſorten, worunter ſechs Sorten

Scheidemünze ſind. An Goldmünzen haben wir nur eine; die übrigen ſind lauter ſilberne. An Schönheit des Gepräges ſtehen wir freilich den Europäern ſehr nach; an innerm Werth aber nehmen wir es mit ihnen auf. Dieſer ward bei der groſſen Revolution gleichfalls feſtgeſetzt und bleibt nun ewig derſelbe. Auf der einen Seite ieder Münze ſteht, was ſie gilt, und auf der andern die Jahrzahl. Fremde Münze gibt es hier nicht, weil die Inſulaner ſich auch der unſrigen bedienen; falſche Münze eben ſo wenig. Man hat kein Beiſpiel davon, daß ein Bürger ſelbſt Geld geprägt habe; ſo, wie man auch davon kein Beiſpiel hat, daß ein Suma als Suma nach Erz gegraben habe. Es iſt zwar kein eigentliches Geſetz hiergegen da; aber man deutet den einmahl angenommenen Grundſatz — ein Suma mus kein Kaufmann ſein — auch auf dieſen Fall. Statt, daß alſo in andern Ländern kein Bürger, ſondern allein der Suma noch Erz gräbt, darf hier ieder Bürger darnach graben und der Suma iſt der einzige Mann, welcher nicht darnach gräbt.

Die Erzählung aller dieſer iezt erwähnten Sonderbarkeiten und Eigenheiten unſeres

Landes

Landes macht es auf der Stelle ſichtbar, daß es bei uns keine ſogenannte Regalien gebe. Wie unendlich glücklich wir dadurch ſind und wie dis gleichſam die Krone der trakimorſchen Freiheit ſei, bedarf wohl keiner weitern Auseinanderſetzung. Die ganze Natur und Einrichtung des hieſigen Sumaweſens macht dergleichen Sumagerechtſame nicht nur gleich an ſich unmöglich; ſondern iſt ihnen auch auf ewige Zeiten durch ein ſehr ſtrenges Geſetz noch beſonders geſteuert worden, zu welchem ſich folgende Beilage geſellete, unter der die Unterſchrift des ganzen menſchlichen Geſchlechts ſtillſchweigends und ohne Strich und Punkt, wie ein Scheva ſubintellektum befindlich iſt.

„Unſer Suma ſoll der Mann ſein, der den Bürger gegen den Bürger bei ſeinen Erd- und Sonnengerechtſamen ſchützt, aber nicht der, der allen Bürgern ſelbſt ſie nimmt; der Mann ſoll er ſein, unter dem wir gemeinſchaftlich dieſe allgemeinen Menſchengerechtſame deſto zufriedner und herzlicher genieſſen, aber nicht der, der ſich dem Genus derſelben blos für ſeine Perſon zueignet. Widrigenfalls — wie abſcheulich hätten wir uns betrogen!

trogen! Wir hätten ihn zum Schiedsrichter bei unſern Streitigkeiten über die allgemeinen Güter unſeres Landes gewählt, und er machte ihnen nun das unerwartete Ende, daß er uns dieſe Güter nähme, über die wir uns ſtritten! Heute machten wir, wir ihn zu unſerm Suma, und morgen ſpräche er — „Ihr habet ſeither allerwärts, wo keiner von euch ein beſonderes Eigenthum hatte, zugegriffen; ihr habet geiagt, gefiſcht, Holz gefällt, Erz gegraben u. ſ. w. und geglaubt, dis alles komme von euch einem zu, wie dem andern; aber — ihr habt euch darinn gewaltig geirret. Alles Wild im Walde iſt mein; alle Fiſche im Meere ſind mein. Für wen kann ienes anders ſetzen, für wen können dieſe anders roggen, als — für den Suma? Wiſſet, das Holz, das ſeit Jahrhunderten auf den Bergen wuchs, hat die Sonne nur für mich wachſen laſſen! Wiſſet, ienes Erz, das ſeit Jahrtauſenden in den Klüften der Berge gebildet ward, ward nur für mich daſelbſt gebildet! Unbegreiflich wäre es, wenn ihr dis nicht begriffet. Denket doch nur das Wort Suma; — Thiere wäret ihr, wenn ihr nun nicht die Sache einſähet. Es verſteht ſich, daß ich zu viel daran habe. Was für

für einen Magen müßte ich haben, wenn ich alles Wild des Landes und alle Fiſche des Meeres verzehren ſollte! Was ſollte ich mit allem Holz auf den Bergen anfangen? Darum ſollet ihr das, was ich davon nicht brauchen kann oder haben mag — mir abkaufen. Sehet, wie wacker ich es mit euch meine! Ihr theilet mit mir alles, was uns die Sonne freiwillig und ohne daß ich oder ihr das geringſte dabei thun, gibt; nur iſt der Unterſchied dabei, daß ihr euren Antheil daran mit baarem Gelde an mich bezahlet. Eine unbedeutende Kleinigkeit, und die blos daraus folgt, daß ihr ſo gut geweſen ſeid, mich zu eurem Suma zu machen.““ Fürwahr, ſo klänge es, wenn der Suma die allgemeinen Erd- und Sonnengüter zu Sumagerechtſamen machte! Aber, o welch eine Sprache! Wie kann der Suma Gerechtſame haben, die ihm das Volk nicht gab? Freilich — unter Umſtänden mag er ſie wohl nehmen, an ſich ziehen und ſich ihrer mit Gewalt bemächtigen; aber das ſoll eben die Eigenheit unſerer Verfaſſung ſein, daß unſer Suma nie wieder eine Gerecht-

ſame nehmen könne, die wir ihm nicht geben. Wir haben ihm ein reichliches Auskommen beſtimmt; daran laſſe er ſich genügen. Auf ſeinen Gütern iage und fiſche er allein und eigne ſich alles allein zu, was Erde und Sonne da ohne Zuthun des Menſchen erzeugen; wenn er aber im ganzen Lande ſo thun wollte, käme das nicht ſo heraus, als wenn das ganze Land ſein Gut wäre? Das iſt es aber nicht; unſer aller Gut iſt es und ſein iſt nur die Pflege, die Aufſicht, der Schutz deſſelben. — — Wir haben alles, was uns die Erde gibt, nicht dem Suma, ſondern der Sonne zu danken. Dieſe gibt es uns theils mit, theils ohne unſer Zuthun. Wem gehört das, was die Sonne mit menſchlichem Zuthun gibt? Die Antwort iſt leicht; dem, der dabei zuthut. Dieſem allein mus ſolches gehören; es mus ihm ganz gehören und er mus damit machen können, was er will. Wem gehört aber das, was die Sonne ohne menſchliches Zuthun gibt? Die Antwort hierauf iſt eben ſo leicht. Wenn ſie es im Gehege gibt, ſo gehört es dem Eigenthümer des Geheges; gibt ſie es aber in voller Frei-

heit

heit und da, wo noch kein einzelner Bürger beſonderes Eigenthums-recht hat, ſo gehört es dem, der ſich ſeiner bemächtigt. Dis, daß er ſich ſeiner bemächtigt, iſt ſein Zuthun dabei; und ſo gehört ihm ſolches ebenſo zuverläſſig, wie uns alles andere gehört, das uns die Sonne mit unſerm Zuthun gibt. Ich fiſche im Meer; ſo iſt ieder Fiſch da mein, den ich fangen kann. Ich gehe auf die Jagd in den Wald; ſo iſt iedes Wild mein, daß ich daſelbſt erlege. Ich holze auf den Bergen; ſo iſt ieder Baum mein, den ich fällen kann. Freilich darf ich keinen Baum in meines Mitbürgers Garten fällen, und keinen Fiſch in meines Mitbürgers Teichen fangen, und kein Wild in meines Mitbürgers Gehege erlegen; aber im allgemeinen Garten, im allgemeinen Teich, im allgemeinen Gehege mus ich erlegen, fangen und fällen können, wie ich will, und werde dadurch Herr davon, daß ichs erlege, fange und fälle. Wie iſt es möglich, die Wahrheit dieſer Sätze als Menſch nicht zu fühlen? Wie ſollte es möglich ſein, ſie als freier Menſch nicht zu behaupten! Freilich war es ſonſt nicht ſo bei uns; aber

ewige

ewige Nacht bedecke auch das Andenken der vergangenen Zeiten. Trolldidoll — ſeinen Nahmen nennen und den Schorf von einer Wunde reiſſen, die eben heilen will, iſt einerlei — glaubte, die Sonne laſſe alles nur für ihn wachſen, und hätte ſchier geglaubt, die Sonne ſcheine auch nur für ihn. Wenn ein reiſſendes Thier von den Bergen herab kam, da waren wir gut genung, zuſammengerufen zu werden, um es zu erlegen; wenn aber ſein Wildpret unſere Erndten vernichtete, ſo durften wir keinen Stein dagegen aufheben. Wenn es ihm einfiel, auf die Jagd zu gehen, ſo waren wir gut genung, Hundesſtelle bei ihm zu vertreten und hetzen zu helfen; wenn aber einer von uns ohne Hund und Hetze auch nur einen Haſen fieng, ſo lies er uns Sand dafür karren. Wollten wir Holz haben, ſo muſten wir es ihm abkaufen, und er gab uns doch nur, was er wollte, und überſetzte faſt iährlich den Preis. Die Fiſcherei in den Flüſſen und an den Meeresküſten verpachtete er; das Erzgraben belegte er gar mit Todesſtrafe. Wie empört ſich gegen dis alles die Menſchheit! Das Wild ſelbſt widerlegt den Grundſatz, daß es dem Suma unſeres Landes gehöre; denn es

wechſelt

wechſelt über die Berge. Es iſt völlig frei und erkennet keinen Herrn über ſich, als den, von deſſen Hand es endlich fällt. Eins erlegt ia oft ſelbſt das andere; wie? und der Menſch ſollte nicht ſoviel Recht haben, als das Thier? Das Wild iſt die erſte Räuberbande im Lande; und gegen ſie ſollten wir wir uns nicht ſchützen dürfen, wie wir können und wollen? Warum dürfen wir den Wullum tödten, wenn er von ienſeits der Gebirge zu uns kommt? Nicht wahr, deshalb, weil es unſere Heerden anfällt? Nun, fällt denn nicht der Bureang unſere Nagasfelder an? Sind uns dieſe nicht ſo lieb, wie unſere Heerden? Wer thut uns im Grunde gröſſern Schaden; der Wullum, welcher nur ſelten und einzeln herbeiſchleicht und dann und wann ein Thier von der Heerde ſtiehlt, oder der Bureang, wenn er Schaarenweis und unaufhörlich auf unſern Nagasſaaten liegt? Beſtellen wir unſer Feld für ihn, oder für uns, unſere Weiber und Kinder? Kein Bürger darf dem andern eine Garbe nehmen, und — von Thieren ſollten wir uns die halbe Erndte wohl nehmen laſſen? Wie abſcheulich, wenn das Wild gar ſo geſchont werden müſte, daß es ſich ganz über-

mäſſig

mäſſig im Lande vermehrte, damit der Suma nur zu Zeiten, wenn es ihm einfiele, eine recht volle Jagd fände! So wäre ia der Suma gütiger gegen ſeine Bureangs, als gegen ſeine Bürger! Was ſoll in dieſem Fall der arme Fruchtbauer thun? Soll er Tag und Nacht über mit Weib und Kindern und mit allen ſeinen Leuten im Felde liegen und das Wild kehren? Welch eine Plackerei für ihn! Und das müſte er doch warlich, wenn er nicht in Gefahr gerathen wollte, wo nicht ſelbſt Noth zu leiden, doch ſeine eigenen ihm ſo nützlichen Thiere Noth leiden zu ſehen. Und ſo ſauer er ſichs auch mit dem Kehren werden lieſſe, ſo würde es ihm doch nichts helfen. Ein Fruchtbauer triebe ia immer dem andern das Wild in den Nagas, und ie mehr ſie es alle ſcheuchten, deſtomehr würde es im Laufen zernichten. Geſetzt aber auch, das Wild würde eigentlich nicht geſchont, ſondern es ſolltens nur die Jäger des Suma erlegen, in welch eine drückende Abhängigkeit geriethe der Fruchtbauer von dieſen Leuten, in deren Gewalt es nun wäre, durch Faulheit oder durch Liebhaberei oder gar aus Bosheit ſelbiges ſich vermehren zu laſſen, wie ſie wollten! Und wie könnte denn der Suma

glau=

glauben, daß dieſe Leute ſo ehrlich ſein würden, alles, was ſie erlegten, an ihn abzuliefern? Gewis erlegten ſie den gröſten Theil davon nur für ihre eigene Küche. Sollte endlich der Fruchtbauer das Wild, das ihm Schaden thut, zwar erlegen dürfen, aber es hernach dem Suma zur Küche oder zum Verkauf ſchicken müſſen — woher ſchriebe ſich denn das Recht des letztern hierzu? Hat er etwa das Wild erzogen? Hat er es gefüttert? Keins von beiden; er hat es ia nicht einmahl erlegt. Der Fruchtbauer hat es gezogen; der Fruchtbauer hat es gefüttert; der Fruchtbauer hat es erlegt. Nun, bei Sonne, Mond und Sternen, wem kann es anders zukommen, als ihm? Weit entfernt alſo, daß er ein Wilddieb wäre, wenn er einen Bureang erlegt und mit den Seinigen verzehrt; er übt dadurch nur ſein Eigenthumsrecht aus, das er auf ſelbigen, wie auf ſein übriges Zuchtvieh, hat. — Die Fiſche im Flus und im Meer haben wir nun freilich nicht gezogen und gefüttert; aber der Suma hat ſie doch auch weder gezogen, noch gefüttert. Hat er denn etwa dem Flus das Bette gegraben und hernach das Waſſer hinein gegoſſen? Oder hat er gar den Abgrund

des

des Meeres ausgehölt und hernach die Brunnen der Tiefe geöfnet? Nein, das hat Gott gethan; und was Gott thut, das thut er wahrhaftig nicht für den Suma allein; ſondern für uns alle. Gott ſorgt für den Suma nicht als Suma, ſondern als Menſch. Und dis ſind wir alle auch; zum Menſchen hat ihn Gott gemacht, zum Suma haben wir ihn gemacht. Sollten dem Suma allein die Fiſche gehören: ſo müſte er entweder allein nur Fiſche eſſen können, oder ſie müſten ihm allein nur gut bekommen, oder er müſte allein nur die Kraft haben, ſie zu fangen. Er müſte etwa z. B. den ſonderbaren Vorzug vor uns allen haben, daß er, wie der Tunke, ſobald er einen Fiſch ſähe, ins Waſſer ſpringen, ſchwimmen, ſich untertauchen, lange unter dem Waſſer bleiben und den Fiſch mit den Händen haſchen könnte. Nur auf ſolche Arten pflegt Gott beſonders verliehene Gerechſame zu erkennen zu geben. Nun können wir aber ſo gut Fiſche eſſen, wie der Suma; ſie bekommen unſerm Magen auch ebenſo wohl, wie dem ſeinigen, und wenn wir einen Kahn, ein Netz und — Geduld haben, ſo können wir auch alle Fiſche

fangen,

fangen, wie er. Folglich gehören alle die Fiſche, zu deren Zucht und Wachsthum er nicht mehr beiträgt, als wir, uns ſo gut, wie ihm. Sie ſind frei, wie das Wild, und erkennen am Ende nur denienigen für ihren Herrn, der ſie fängt. Hier kommt es blos darauf an, daß man ſie fangen könne. Der groſſe Nillo fängt die kleinen Fiſche, ohne den Suma dazu um Erlaubnis zu bitten. Er fängt ſie, weil er ſie fangen kann. Was dem Nillo Recht iſt, mus auch uns Recht ſein. Wir können den Nillo fangen; ſo fangen wir ihn. Die Flüſſe durchſtrömen unſer Land; was ihre Brücken und Ufer iährlich koſten müſſen wir tragen; ſo mus auch unſer ſein, was ſie einbringen. Und das Meer? O wo iſt der Sterbliche, der den thörichten Stolz im Ernſt haben könnte, zum Meere zu ſagen — du biſt mein! Herr iſt eigentlich ieder darüber, der da wagt, es zu befahren; ſeine Herrſchaft hat aber ein Ende, ſobald er wieder ans Land ſteigt. Wie kann ein vernünftiger Menſch auf den Einfall kommen, ſich Herr vom Meer zu dünken, während daß er auf dem trockenen Lande iſt! — — Waldung würde unſer ganzes Gefilde bedecken, wenn wir ſie nicht ausgerottet hätten.

So, wie Menſchen ſich irgendwo anbauen und mehren, ſuchen ſie ſich Platz zu machen. Unſere Vorfaren rodeten den wüſten Wald aus und ſchufen ihn zu fruchtbaren Nagasfeldern um. Auf den Bergen lieſſen ſie ihn ſtehen. Ihres Nutzens wegen rodeten ſie ihn in den Gründen aus und ihres Nutzens wegen lieſſen ſie ihn auf den Höhen ſtehen. So, wie ſie den erſten groſſen Hau vollbrachten, um Platz zu faſſen, gingen ſie auch hernach von Zeit zu Zeit hin und verrichteten die kleinen Haue zum Brennen und zum Bauen. Wir ſind ihre Nachkommen; wir haben ihre Nagasfelder und ihre Waldungen geerbt. Holz iſt ein nothwendiges Bedürfnis. Denket euch ein Land, das, wie das unſrige, in den Gründen von Menſchen wimmelt und auf ſeinen Gebirgen einen ſchönen Kranz von Holzungen trägt, und dann fraget euch, wenn Holz unentbehrliches Bedürfnis iſt, für wen dieſe da ſind. Ohne daß ihr erſt hinzu denken dürfet, daß ihr die Bewohner der Gründe ſeid, wird euer geſunder Menſchenverſtand ſogleich antworten — wem anders, als den Leuten, die in den Gründen wohnen? Die Erde iſt Mutter; wir ſind ihre Kinder. Was ſie freiwillig in einem Lande wachſen

läſſet,

läſſet, gehört allen ihren Kindern daſelbſt unentgeldlich. Raum und Platz iſt nicht genung; wir müſſen auch ein Haus haben, das uns vor Wind und Wetter ſchützt. Gibt ſie uns Holz dazu — wer kann uns wehren, es nach Nothdurft zu fällen? Weder wir, noch die Suma's haben es angepflanzt; ihr wohlthätiger Mutterſchos ſegnet uns damit; ſo hat ieder ſeinen Antheil daran, wer Kind iſt. Der Vogel ſchläft und niſtet auf den Zweigen des Waldbaums; der Bureang ruhet unter ſeinen Schatten; des Menſchen Recht, ſeinen Schaft zu fällen, um ſich Obdach davon zu bereiten, ſei ebenſo heilig und unverletzlich. — — Der Menſch iſt die Krone der Schöpfung hiernieden. Der, der ihm die Vernunft gab, verlieh ihm dadurch die Allgewalt über die ganze irrdiſche Welt. Die Erde, ſeine Mutter, erkennet in ihm den groſſen Sohn, den ſie an ihm hat, und verpfleget ihn auf das Beſte. Alle Pflanzen, alle Thiere, die ſie erzeugt, überläſſet ſie ihm zum Gebrauch und Genus, und er hat ſich darüber blos mit ſeinem Nachbar Menſch und mit ſeinem Mitbürger Menſch zu vertragen. Wie vielmehr mus dis von ihren Steinen gelten, ſie mögen

heiſſen Kalk oder Gold, Kieſel oder Edelge-ſtein! Nur vertrage ſich der Menſch auch hierüber mit ſeinem Bruder Menſch; das heißt, er komme ihm auch beim Steinſuchen nicht ins Gehege. So-bald iemand als Bürger beſonderes Eigen-thumsrecht auf dieſen oder ienen Strich Lan-des hat, ſo iſt alles, was dieſer Strich Lan-des enthält, es heiſſe Thier, oder Pflanze, oder Stein nur ſein. Wie er nur auf der Oberfläche dieſes Landſtrichs thun kann, was er will, ſo mus er auch nur in dem Innern deſſelben wühlen können, wie er will. An allen andern Orten aber, auf die noch kein einzelner Bürger ein beſon-deres Recht hat, mus es iedem Bürger des Landes ohne Unterſchied frei ſtehen, nicht nur zu holzen, ſondern auch zu graben und zu wühlen, wie er kann und mag. Alle die Schätze, welche die Erde in ihren Eingewei-den bereitet, bereitet ſie ganz ohne unſer Zu-thun. Ihre Pflanzen, ihre Thiere ihr nach-zuziehen, iſt uns gelungen; noch nie aber gelang es einem Menſchen, ihr Gold und Silber nachzuziehen. Es iſt umſonſt, daß wir verſuchen, irgendwo dergleichen anzule-gen und zu bauen, wo ſie ſelbſt es nicht an-

legte

legte und bauet. Seit Jahrtauſenden bereitete ſie ſolche Schätze ſchon, die vieleicht nach Jahrtauſenden erſt gefunden werden. Wie alt mögen die Erze ſein, welche wir ietzt graben! Verborgen liegen dieſe Reichthümer in den Klüften der Erde; wie kann iemand anders ein Eigenthumsrecht auf ſie haben, als der, der ſie ans Licht bringt? Jeder, wer etwas findet, das niemand verlohr, mus Herr vom Gefundenen ſein. Der Finder heiſſe Suma oder Taglöhner; es iſt ſein. Den Suma kleidet aber das Suchen darnach nicht. Hat er denn nicht ſchon genung? Zieht er nicht, ſo lange er den Hut trägt, reichliche Einkünfte von den Gütern des Huts? Findet er nicht, wenn er einſt den Hut ablegt, ein eigenes ſchönes Landgut, womit wir ihn am Abend ſeiner Tage noch lohnen? Schickt ſich aber das Suchen nach Gold und Silber für den Suma nicht einmahl — hilf Sonne, hilf Siebengeſtirn, wie ſollte er gar das Vorrecht haben, einzig und allein der Mann zu ſein, der im ganzen Lande umher nach Gold und Silber nur ſuchen dürfte!!! Das ſind lauter Grundſätze,

die der gewiß ſchlichte Menſchenverſtand auf der Stelle für wahr erkennet. Allgemeine Erd- und Sonnengerechtſame können nie bloſſe Sumagerechtſame werden. Uebergewalt und Anmaſſung ſchaffen ſie dazu um. Wenn dis aber auch geſchieht; ia wenn es auch Jahrhunderte und Jahrtauſende lang geſchähe, ſo gibt die Menſchheit und das Volk dennoch ſeine rechtmäſſigen und heiligen Anſprüche darauf nicht auf. Das Volk behält ſie ſich vor und macht ſie einſt wieder geltend, ſobald es ſich ſtark genung dazu fühlt. Dis iſt geſchehen von uns, ihr Bürger von Trakimor, und der ſeligſte Erfolg davon iſt der, daß alle die angemaßten Sumagerechtſame wieder allgemeine Volksgerechtſame geworden ſind. Nie ſollen, nie können ſie wieder Sumagerechtſame werden. Die geſammte neue und vernünftigere Einrichtung unſeres Sumaweſens iſt der Damm, den wir auf ewig vorgezogen haben. Krone und Land waren bisher in den Augen unſerer Könige eins. Wie die Krone ihr Eigenthum war, ſo ſahen ſie auch das ganze Land für ihr Eigenthum an und betrachteten es als Zubehör der

Krone. Die Krone erbte fort; ſo glaubten ſie — wer die Krone erbe, erbe auch das Land. Unter Land verſtanden ſie, was ſie wollten, und dehnten den Begrif davon von Jahrhundert zu Jahrhundert weiter aus. Trolldidoll rechnete endlich uns ſelbſt mit zum Lande und glaubte auch wir wären ſein Eigenthum und er hätte uns ebenſo mit dem Lande geerbt, wie der Sohn des Fruchtbauers ſeines Vaters Pferde und Kühe mit dem väterlichen Hauſe erbt. Wir haben nun die Begriffe — Hut und Land — wieder getrennt. Den Hut hat der Suma; das Land haben wir. Wenn alſo auch der Hut auf den Sumaſohn forterbte, ſo erbte doch das Land auf ihn nicht fort; denn was der Vater nicht hat, kann der Sohn nicht erben. Aber auch der Hut erbt nicht mehr fort. Wir geben dem Suma den Hut; wir nehmen ihm denſelben wieder, ſobald er ihn verwirkt; und, wird er alt, ſo mus er ihn ſelbſt ablegen. So, wie er eine allgemeine Erd- und Sonnengerechtſame ſich als bloſſe Sumagerechtſame anmaſſen will, werden ihn unſere Weiſen zurechtweiſen; und ſo, wie er ſie als ſolche be-

haupten will, wird man ihm, ſo iung und kräftig er auch noch wäre, den Hut wieder nehmen. Es iſt alſo unmöglich, daß dergleichen gewaltſame Einſchränkungen unſerer menſchlichen Freiheiten, Anſprüche und Gerechtſame iemals wieder gegen uns ausgeübt werden können. So ſegnet euch und die Nachwelt dafür! So blicket freudig zur Sonne auf; nicht blos ihr Strahl ſondern auch alles, was ihre Strahlen erzeugen, iſt euer! So ehret den Suma mit kindlicher Zuverſicht, nicht euer Berauber, euer Beängſtiger und Unterdrücker — euer Vorſteher, euer Schiedsrichter, euer Beſchirmer, Beſchützer und Vater iſt er!“

Taglöhner und Handarbeiter gibt es hier in groſſer Menge. Die Leute haben iahrausiahrein ihr reichliches Brod. Viel ſind auf immer Taglöhner; andere nur anfangs; noch andere nur zu weilen. Ueberhaupt iſt es bei uns keine Schande, auf Taglohn gehen zu müſſen; Schande iſt nur — müſſiggehen. Daher kommt es, daß viel Handwerksleute zu Zeiten, wenn ihr Handwerk nicht geht, taglöhnern; ſo, wie

um-

umgekehrt, wenn junge Leute eine Reihe von Jahren hindurch getaglöhnert und ſich einiges Geld erſpart haben, dieſe oft noch ein Handwerk erlernen oder ſich ein kleines Ackergut kaufen. Das Bauweſen allein beſchäftigt ſchon viel Taglöhner. Als Holzfäller arbeiten gleichfalls viel Menſchen unaufhörlich auf den Bergen; als Erzgräber nicht weniger. Der Landſtraſſenbau endlich ernähret alle die übrigen, welche auf Taglohn ausgehen wollen. Ein Taglöhner kommt mit der Sonne zur Arbeit und geht mit der Sonne wieder von ihr; dafür feiert er aber auch in den drei heiſſeſten Mittagsſtunden.

Bei dieſer Gelegenheit verdienet es, der hieſigen Landſtraſſen ausführlicher gedacht zu werden. — Wer in ein fremdes Land kommt, kann nichts geſchwinder von ſelbigem kennen lernen, als ſeine Polizei. Er darf nur gleich von der Grenze an auf Wege und Straſſen Acht haben, ſo kann er von der Beſchaffenheit derſelben auf die Beſchaffenheit iener den untrüglichſten Schlus machen. Wo ſichs gut reiſet, da wohnt ſichs auch gut. Es iſt ein Hauptgegenſtand der Aufſicht der Obern über alles, was

bürgerliche und öffentliche Ordnung heißt, daß ſie ſich die Wegebeſſerung unausgeſetzt angelegen ſein laſſen. Sie müſſen es nicht etwa unter ihre Prärogatifen rechnen, daß ſie allein nur im Lande ohne Lebensgefahr, gut und gemächlich, und mit Vergnügen, wollen umherreiſen können; ſondern ſie müſſen denken, daß ſicher- kurz- und bequemreiſen zu können die Gerechtſame iedes Reiſenden ſei. Folglich müſſen ſie weder durchgängigſchlechte Landſtraſſen darinn dulden, weil ſie, wenn ſie reiſen, ſo viel Vorſpann, als nöthig, haben mögen; noch weniger müſſen ſie eine eigene ſchöne Straſſe nur für ſich haben wollen, vor welcher allen andern Reiſenden der Schlagbaum zugezogen wird. Suma und Taglöhner müſſen im Lande auf einer Straſſe reiſen; ſo, wie Suma und Taglöhner im Leben auf einer Straſſe zur Ewigkeit wandern. Jeder Fuhrmann, der des Mordwegs wegen auf freiem Felde liegen bleibt, liegt als Schandmahl der Obern deſſelben Landes da, und ieder Unglückliche, der aus derſelben Urſache auf der Landſtraſſe ums Leben kommt, iſt als ein Menſch zu betrach-

ten, an welchem die Obrigkeit daſelbſt mit hoher Hand öffentlichen Straſſenmord ausübte. Laſſen ſich vollends ſolche Obere noch von iedem Reiſenden reichlich Zoll- Damm- und Brückengelder zahlen und ſorgen nicht für Wegebeſſerung: ſo verſündigen ſie ſich an der ganzen thätigern und mühſeligern Menſchheit zwiefachſchwer. — Trakimor gibt auch mit ſeinen Landſtraſſen einen Beweis davon, daß in ſeinem Schoſſe für allgemeines Menſchenwohl geſorgt werde. Die Fettigkeit unſeres Bodens lies freilich die Nothwendigkeit der Wegefürſorge unſerer Obern bald empfinden, weil ſonſt in der Gewitterzeit an vielen Orten auch für den Suma gar kein Fortkommens ſein würde; ihrer Mitbürgerliebe aber haben wir es doch allein zu danken, daß ſie ſelbige bis zur höchſten Vollkommenheit betrieben. Unſer Land hat drei groſſe Haupt- und Landſtraſſen in der Länge und drei dito in der Breite, welche ſich ſämtlich durchkreuzen. Dieſe ſind eine Art Chauſſee, feſt und breit, und — welches ſie vor tauſend andern auszeichnet, ſchnurgerade. Die natürlichſte Urſache hiervon iſt freilich dieſe, daß ſie auſſer den mittlern, welche ſich dicht

bei

bei der Reſidenz durchſchneiden, auf keine beſondere Stadt hinführen, weil es hier dergleichen nicht weiter gibt, ſondern die ganze Nation im Lande zerſtreut umherwohnt. Man würde ſie doch aber gewis, wenn ſie auch auf einzelne groſſe und kleine Städte führten, wenigſtens ſo geradehinführend, als möglich, machen; weil nicht nur nichts beſchwerlicher, ſondern auch nichts lächerlicher ſein kann, als — wenn der Weg nach einem Orte, der rechter Hand liegt, erſt eine groſſe Strecke weit linker Hand geht. Wer ſpazieren geht, der geht wohl oft kreuz und quere, her und hin, im Bogen und im Zirkel, weil es ihm wirklich darum zu thun iſt, ſich den Weg lang zu machen und weil er nur geht, um zu gehen. Dem Reiſenden iſt aber nicht ums Gehen ſondern ums an Ort und Stelle zu kommen zu thun; er wünſcht daher, ſeinen Weg ſo kurz, als möglich, zu machen; nur der geradeſte Weg aber iſt der kürzeſte. Wer in Europa viel umhergereiſet iſt und ſeinen Weg in Gedanken nachgezeichnet hat, mus zwiſchen ſich und einer Ameiſe viel Aehnlichkeit gefunden haben, deren Weg zu ihrem Haufen faſt dieſelbe

Zeich=

Zeichnung enthält. Woher aber in Europa ſo krumme Wege? Daher erſtlich, weil neue Wege machen mühſamer iſt, als es bei den alten laſſen. Würden die Landſtraſſen alle iezt erſt gemacht, ſo iſts wahrſcheinlich, daß ſie gleich gerade angelegt werden würden. Daher zweitens, daß die Obern nicht nur ſelbſt groſſe Marſtälle haben, ſondern auch ſo viel Vorſpann noch kriegen können, als ſie wollen. So kommen ſie mit ſechs Pferden auf dem krummen Wege ſo geſchwind an Ort und Stelle, als mit zwei auf dem geraden. Daher drittens, weil die Groſſen bei der Widerſetzlichkeit des Bauern, der etwa die Landſtraſſe nun auf einem andern Strich ſeines Ackers durchſchneiden laſſen ſoll, als ſonſt, ebenſowenig wohlthätige Machtſprüche thun, als bei ſeiner Widerſetzlichkeit gegen Aufhebung der Gemeinweide. Mehrentheils findet man in Ländern, wo dieſe noch Statt findet, auch die krummſten und unnatürlichſten Landſtraſſen. Daher endlich, daß man noch häufig gefährlichen Tiefen und Löchern, die zur Schande der Väter des Vaterlandes noch nicht ausgehöhet ſind, ausweichen, und ganze groſſe Sümpfe, die gleichfalls zur Schande eben dieſer Väter noch

nicht

nicht ausgetrocknet oder auch nur Stückweiſe noch nicht bedåmmt ſind, noch umfahren mus.

Von unſern natürlichern oder geraden Landſtraſſen gehen auf beiden Seiten viel ſchmale Stiege nach den allenthalben umherliegenden menſchlichen Wohnungen hin. Jeder reiſet ſo lange auf ihnen, bis er an den Fusſteig kommt, der ihn am nächſten zu ſeinem Hauſe bringt. Gefahren wird hie, wie ſchon geſagt, nicht, ſondern alle Laſten, die Menſchen zu ſchwer ſind, tragen die Pferde. Nur zur Fortbringung der ſchwereſten Laſten bedient man ſich eines einfachen Råderwerks bald mit, bald ohne Karren, welches auf der Erde höchſtens eine Elle Platz einnimmt und von hinter einander geſpannten Pferden gezogen wird. Vor der brennenden Sonnenhitze ſchützen den Wanderer auf den Landſtraſſen hohe und dickbelaubte Fruchtbåume, die auf ieder Seite in einer unüberſehbaren Reihe wachſen und unter deren Schatten er luftig fortſchreitet. Der Anblick davon gibt auf den Höhen des Landes einen ſchönen Proſpekt. Die eigentliche volle Erndte dieſer Baume hålt ieder, der der nächſte Gutsbeſitzer iſt und

und für ihre Erhaltung ſorgen mus. Doch iſt es keinem Wanderer verwehrt, ſeine Hand nach einer Frucht auszuſtrecken, die er erreichen kann. Wo eine öffentliche Straſſe auf einen Flus trift, da wird ſie durch eine geräumige und ſichere Brücke unterbrochen; dergleichen es hier viel gibt und die alle in dem treflichſten Stande erhalten werden. Jeder Diſtrikt hat zwei Aufſeher, welche unaufhörlich über die Wegebeſſerung wachen müſſen. Sie berechnen ſich mit dem Suma, und die Koſten, welche dieſer Artickel verurſacht, machen ihn zu einem der wichtigern in den Staatsrechnungen von Trakimor. Die Beſoldungen der vier und zwanzig Wegeaufſeher ſelbſt aber machen dem Staat nicht mehr Aufwand, als in Europa oft ein einziger Hofmarſchall oder Generalinſpektor der ſämtlichen Land- Luſt- Jagd- und Bergſchlöſſer des Suma iährlich koſtet. So, wie nun irgendwo durch ſtarke Paſſage, oder durch Hitze, oder durch Näſſe, oder auch nur durch die Zeit ſelbſt, die die Wege wie die Wanderer, aufreibt, die Straſſe ſchlecht zu werden anfängt, ſind gleich menſchliche Hände in hinreichender Anzahl beſchäftigt, ſie wieder herzuſtellen. Die Weiſen halten bei ihren

Diſtrikt-

Diſtriktreiſen genaue Beſichtigung darüber, und iedem Fruchtbauer ſteht es frei, ſich auf der Stelle darüber zu beſchweren, wenn die Wegeaufſeher nachläſſig oder ſaumſelig in den nöthigen Reparaturen ſind. Dieſen Anſtalten haben wir es zu danken, daß wir nicht den abſchreckenden Anblick von halb unter Waſſer ſtehenden oder von ausgefahrnen Wegen haben; daß wir gehen können, ohne daß wir unſere Beine brechen, und reuten, ohne daß die Pferde die Beine brechen, und uns tragen laſſen, ohne daß Träger und wir zugleich Hals und Beine brechen; und daß wir durch das ganze Land zu ieder Jahreszeit nicht nur ohne Gefahr, ſondern auch mit Vergnügen reiſen mögen. Wir wiſſen dieſes allgemeine Gut auch ſo zu ſchätzen, daß noch gar kein Beiſpiel davon da iſt, daß die Nation gegen den Ausgabeartikel in der Staatsrechnung — zur Wegebeſſerung — und wenn er ſich auch noch ſo hoch belief, die geringſte Einwendung gemacht hätte. Ganze Diſtrikte eilen vielmehr, wenn groſſe Reparaturen auf den ihnen zunächſt gelegenen Landſtraſſenrevieren vorfallen, ungerufen herbei und helfen unentgeldlich arbeiten.

Alle

Alle Handwerker, welche blos für den Luxus in Europa arbeiten, fehlen, wie leicht zu denken iſt, gänzlich bei uns. Die nützlichen und nöthigen hingegen, wie z. E. Schuſter, Schneider, Zimmerleute, Maurer, Tiſcher, Hutmacher, Gerber, Becker, Schmiede und Weber ſind nicht nur hinreichend da, ſondern arbeiten auch wacker, dauerhaft und natürlichſchön. Die Weber ſind die zahlreichſten und mannigfaltigſten zugleich, weil ſie hier den ganzen menſchlichen Körper des Reichen ſowohl, als des Armen, Kopf und Fusſohle abgerechnet, kleiden. Jedem Bürger von Trakimor ſteht es, wie ſchon geſagt, frei, was für ein Handwerk er treiben will, wann und wie lange er es treiben will. Fabriken gibt es bei uns nicht. Wenn ſich auch Reiche fänden, die dergleichen errichten wollten: ſo würden ſie ſelbſt darinn arbeiten müſſen; denn kein Armer gäbe ſich dazu her, ſeinen Arbeitslohn mit ihnen zu theilen, während daß ſie müſſig unter den Lauben lägen. Statt daß dieſer Mangel dem Volkreichthum hinderlich ſein ſollte, hilft er ihm vielmehr auf. Weil ieder Arbeiter den Lohn ſeiner Arbeit ganz genießt, ſo iſt er ia weit eher im Stande, eine Familie zu erbauen und

zu ernähren; da hingegen in Europa die hochgerühmten Fabrikanten ihren Arbeitern oft das Blut ausſaugen, ſie auf das kümmerlichſte bezahlen, ihnen die Luſt, Väter und Mütter zu werden, verleiden, und Kapitalien auf Kapitalien ſammlen, während daß dieſe kaum einen Nothpfennig auf ihr Alter zurücklegen können, bei deſſen Eintritt ſie dann mehrentheils, wenn ſie nicht mehr arbeiten können, für die Ehre, reiche Geizhälſe noch reicher gemacht zu haben, Hunger leiden müſſen. Wenn alſo auch irgend eine Waare von der Beſchaffenheit iſt, daß drei- oder viererlei Handwerker an ihr zu arbeiten haben, ehe ſie zum beſtimmten Zweck brauchbar iſt, unternimmt nicht etwa ein groſſer Kapitaliſt den Handel damit ſolchergeſtalt, daß er ein Handwerk nach dem andern ſein Geſchäft daran verrichten läſſet, ieden derſelben nach dem genaueſten Akkord für ſeine Mühe bezahlt, die fertige Waare hernach noch einmahl ſo hoch verkauft, als ſie ihm ſelbſt zu ſtehen kommt und ſolchergeſtalt den gröſten Theil des Gewinns, den dieſen Handwerker zuſammen haben ſollten, allein einſtreicht; ſondern ieder, wer dergleichen Waare haben will, läſſet ſie ſich nach und nach ſelbſt

machen,

machen, oder ein Handwerker arbeitet dem andern in die Hånde, der zweite kauft dem erſten die Waare ab, ſo weit er ſie fertig zu machen hatte, der dritte wieder dem zweiten, und ſo fort bis auf den, der die letzte Hand daran zu legen hat, daß mithin ieder den Gewinn ſeines Fleiſſes vollkommen davon trågt. Jeder von ihnen iſt ſo der Verkåufer davon; der letzte aber iſt eigentlich alsdann der Verkåufer ans Publikum. Die Handwerker bilden ſich übrigens hier ebenſo immer mehr und mehr aus, wie in Europa, nur betrift ihre Ausbildung nicht etwa bloſſe Aeuſſerlichkeiten, Schnirkeleien und Firlefanz, ſondern innern Werth, wahre Schönheit, richtigeres Verhåltnis der Theile zum Ganzen, höhere Zweckmåſſigkeit, Feſtigkeit und Dauer. Beſonders ſucht man die Handwerksinſtrumente immer vollkommener herbeizuſchaffen, und die Erfinder beſſerer Werkzeuge, dieſe betreffen ein Handwerk, welches es auch ſei, werden mit öffentlicher Werthſchåtzung gelohnt. Die Erforſcher der Natur und ihrer Kråfte haben auch hierinn viel von ieher geleiſtet und ſie nennen dis Anwendung ihrer Naturkenntniſſe. Man findet ſie deshalb ſehr oft auf den Werkſtåten der Handwerker

 und

und Künſtler, wie auf der groſſen Werkſtatt der Natur; und ihr forſchender Blick ſpähet daſelbſt nach iedem Vortheil, den ſie ihren arbeitſamen Mitbürgern bei ihren Arbeiten etwa noch verſchaffen könnten. Sie ſind es, die uns nicht nur geſagt haben, was wir eſſen und trinken ſollen, und die uns nicht nur unterrichteten, welche Kräuter uns und unſern Thieren in Krankheiten und bei äuſſerlichen Verletzungen nützlich wären; ſondern die auch erſt recht den Färber färben, den Müller mahlen, den Zimmermann bauen, den Maurer mauren und den Schmelzer und Scheider ſchmelzen und ſcheiden lehrten. Jede neue und nützliche Entdeckung, welche ſie machen, wird ſofort allgemeinbekannt, damit ihr geſtifteter Segen ſo gros, als möglich werde, und die erſte Piece von iedem verbeſſerten oder neuen Handwerks- und Kunſtwerkzeug, das ſie erfanden, wird zu ihrem ewigen Andenken im Sumahauſe ebenſo als Kind ihres Geiſtes, wie ihre Schriften aufbewahrt.

Handel und Wandel treibt hier im Grunde ieder mit ſeinen verfertigten Arbeiten; doch gibt es auch viel eigentlich ſoge-

nannte

nannte Kaufleute. Dieſe ſind die letzte Zuflucht der Handwerker und Künſtler, welche ihnen die verfertigten Waaren verkaufen, wenn ſie ſie ſonſt nicht abſetzen können. In ihren Läden findet man alſo alles, was man auf der Stelle braucht, auch auf der Stelle gleich fertig; ia, was noch mehr iſt, man hat da das Ausſuchen; woher es dann kommt, daß ſie immer auch im Lande ſelbſt viel Verkehr treiben. Ihnen haben es beſonders iunge angehende Handwerksleute, die nicht bei Mitteln ſind, zu danken, daß ſie ſich durch bloſſe Arbeit für ſie nach und nach ſo aufhelfen, daß ſie ſich ſelbſt rohe Materialien zur Verarbeitung anſchaffen können. Mancher Kaufmann handelt mit allerlei, mancher mit einerlei Waare. So beſchäftigt ſich z. E. eine beträchtliche Anzahl derſelben blos mit dem Erzhandel, und eine noch gröſſere blos mit Debit der Zeuge, die hier von vielerlei Art und Werth gewebt werden. Auſſer dem Handel im Lande iſt auch gutes Kommerz nach den benachbarten Eilanden. Nur Getraide und Holz, als die unentbehrlichſten Bedürfniſſe, ſind die einzigen Artikel unter den trakimorſchen Produkten, die nicht zum auswärtigen Verkauf gehören. Der

ſtärkſte Abſatz dahin geſchieht mit getrockneten Früchten, mit Flachs und Zeugen, mit muſikaliſchen Inſtrumenten und mit den Arbeiten aller ſolcher Handwerker und Künſtler, die dort entweder fehlen oder doch ſelten ſind. Dieſer Seehandel iſt einzig und allein in den Händen der wirklichen Kaufleute, weil die Inſulaner nicht mit baarem Gelde zu bezahlen pflegen. Man tauſcht alſo von ihnen Produkte ihrer Eilande ein, die bei uns nicht in Ueberflus, aber doch unentbehrlich ſind. Hieher gehören z. E. mancherlei Farbeerden und Farbehölzer, Häute und Felle vom Gewild, Wachs und Honig, und einige nidrigere Metalle. Bei dieſem Tauſch finden unſere Kaufleute reichlich ihr Konto; weshalb der Seehandel auch iahrausiahrein, die Gewitterzeit abgerechnet, zu gehen pflegt. In dieſer iſt es unmöglich, in See zu fahren, weil heftige Stürme alsdann auf ihr wüten. Da nun das Meer ohnehin mit Felſenklippen wie beſäet iſt, ſo hat kein Kaufmann ſein eigenes Fahrzeug, ſondern ieder übermacht ſeine Waaren mit wirklichen Schiffern, die faſt unaufhörlich auf dem Waſſer liegen. Dieſe, weil ſie tauſendmahl das Meer befahren haben, kennen die Straſſe, welche ſie zu

halten haben, ſo genau, wie die Landſtraſſen, und wiſſen ſich zwiſchen den gefährlichſten Klippen glücklich durchzuwinden. Deſſen ungeachtet geſchieht doch manch Unglück, wenn ein plötzlicher Sturm entſteht, oder wenn die Schiffer bei zu wenig oder gar bei widrigem Wind die Nacht übereilt. Nur bei Tage iſt das Meer fahrbar; daher, wenn die Fahrt weit geht, die Schiffer bei Zeiten ein näheres Eiland ſuchen müſſen, um daſelbſt den folgenden Morgen zu erwarten. Wer hier zum erſtenmahle ſo eine Seefahrt macht, der mus ſie mit Zittern machen; ſo einen fürchterlichen Anblick gewähren an vielen Orten im Meere die Felſenklippen. Es macht ſie aber auch nicht leicht iemand, wer nicht gut ſchwimmen kann; als worinn die hieſigen Schiffer Meiſter ſind. Die Inſeln geben groſſentheils von weitem einen romantiſchen Proſpekt. Die Berge erheben ſich auf ihnen oft bis in die Wolken; die Mitten derſelben ſind mit ſchönen Waldungen beſetzt; und von ihren Füſſen an bis zum Meeresgeſtade breiten ſich die Felder, Gärten und Wohnungen der Menſchen aus. Je näher an Trakimor, deſto bewohnter ſind dieſe Eilande. Jeder kann dahin reiſen, wer will; nur — der

Suma nicht. Es iſt ein ausdrückliches Landesgeſetz da, welches alſo lautet: der Suma ſoll keinen Tag auſſer Landes ſein. Wenn daher Haiamal hört, daß es Staaten auf dem Erdboden gebe, wo die Suma's oft Jahre lang auſſer Landes leben: ſo erwiedert er ganz auf trakimorſchen Fus -- ſo einen Suma ſollte das Volk, wenn er zurückkäme, nicht wieder über die Grenze laſſen.

Unter den Künſten blühen hier vorzüglich Mahlerei und Bildhauerkunſt. Die hohe Empfindung und die lebhafte Fantaſie, welche unſerer Nation eigen ſind, muſten ſie für die Schönheiten derſelben ebenſo empfänglich machen, wie für die Reitze der Tiſna. Man macht aber von beiden, wie von dieſer, nur die liebenswürdigſte und edelſte Anwendung. Ein Menſch, der ſichs einfallen läſſet, eine obſcöne Geſtalt in Stein zu hauen, oder ein ſchändliches Gemählde zu verfertigen, wird ebenſo öffentlich geſtraft, wie ein Dichter, der ein freches Lied ſingt. Ihre Nahmen kommen nicht nur ſofort auf die ſchwarze Tafel im Sumahauſe, ſondern

ſondern am Fuſſe der heiligſten Gerichtshöhe ragt auch ein Schandbalken für ſie. An dieſem hangen die Federn, Pinſel und Meiſſel, welche Dichter, Mahler und Bildhauer zur Darſtellung ſchändlicher Gegenſtände und zur Erweckung lüderlicher Leidenſchaften gemisbraucht haben, und ieder dieſer Verbrecher gegen Zucht und gute Sitten wird verdammt, ſein Werkzeug mit eigener Hand daran zu befeſtigen und hernach das nidrige Produkt ſeines Geiſtes öffentlich ſelbſt zu vernichten. „Kein Menſch heißt es hier, mus ungeſtraft auf den Einfall kommen dürfen, ſeinen Verſtand und ſeine vorzüglichen Talente zur Empfehlung und Ausbreitung des Laſters anzuwenden. Wer die Tugend untergräbt, der untergräbt die menſchliche Glückſeligkeit. Nur ſie iſt es werth, ein Gegenſtand der Kunſt zu ſein, und nicht nur Schulen und Geſetze müſſen ſie lehren, ſondern alle Künſte müſſen auch dahin arbeiten, den innigſten Trieb zu ihr unter uns immer mehr in Aufnahme zu bringen.“ Vermöge dieſes unwiderlegbaren Grundſatzes findet man auch hier keine abſcheulichen und ſchaudervollen Anblicke,

 welche

welche Pinſel oder Meiſſel bereiten. Und wenn die Darſtellung davon auch noch ſo richtig getroffen wäre, ſo würde man ſie doch nicht ſchön nennen, weil ſie nichts ſchönes darſtellt. Man will hier, wie ſchon bekannt, den Hang zur Tugend nicht durch Schilderung der Scheuslichkeiten des Laſters, ſondern durch Unterricht über ihre eigenen himmliſchen Schönheiten ſelbſt geſtärkt wiſſen. Man hat an den Anblicken des Garſtigen und Häslichen, die ſich in Natura zeigen, genung; und iſt eine ſchlechte That begangen, ſo ſucht man lieber ihr Andenken zu vertilgen, als auf die Nachwelt fortzupflanzen. Ebenſo trift man auch hier keine Karrikaturgemählde, keine lächerliche Gruppen und andere Fiktionen des Pinſels und Meiſſels an, welche die Kunſt bis zur Poſſenſpielerei erniedrigen. Noch weniger mahlt und ätzt man irgend eine Gottheit oder andere überirrdiſche Weſen. Ein Trakimorianer, wenn er in ein chriſtliches Kunſtkabinet oder in einen chriſtlichen Luſtgarten käme, und da die ganze alte heidniſche Götter- und Fabelwelt abgebildet fände, würde auf der Stelle fragen, was für groſſe Männer des Vaterlandes dieſe Gemählde, oder Statüen abbildeten und was für

groſſe Begebenheiten des Vaterlandes ſie vorſtellten; und wenn er dann hörte, daß nichts von allem, was er da ſähe, iemals im Vaterlande gelebt hätte oder im Vaterlande geſchehen sei, ſondern daß es lauter Ideen aus fremden Ländern, aus fremden Jahrtauſenden und aus fremden Religionen wären, und daß noch dazu das meiſte davon nichts, als alten heiligen Lug und Trug vorſtellte, ſo würde er zuverläſſig ausrufen: „Wie? iſt denn euer eigenes Zeitalter und Vaterland an groſſen Menſchen und an groſſen Thaten ſo arm, daß ihr eure Pinſel und Meiſſel nur mit Bildern des Auslandes und des Alterthums beſchäftigen müſſet? Iſt es nicht die erſte Eigenſchaft vernünftig angewendeter Kunſt, daß ſie ſich an Wahrheit macht? Und wie ſtimmt es mit der natürlichen Einfalt und Erhabenheit eurer Religion überein, daß ihr das Andenken iener albernen Göttergeſchichten und Fabellehren ſo ſinnlich zu erhalten ſuchet? Aus euren Tempeln, in die ihr höchſtens wöchentlich nur einmahl kommet, habet ihr die Götzenbilder vertrieben, und in eure Säle und Gärten, wo ihr täglich wandelt, nehmet ihr ſie auf?“ Hier beſchäftigen die bildenden Künſte nur die

ſchöne

ſchöne Natur und der ſchöne Menſch und beide Gegenſtände geben ihnen immer vollauf zu thun. Des Bildhauers Hauptſache iſt, groſſe, gute und geliebte Menſchen wenigſtens in Stein der ſpätern Nachwelt ſichtbar zu erhalten. Der Mahler mahlt vorzüglich ſchöne trakimorſche Gegenden, Proſpekte der Eilande, edle Suma's und edle Bürger, ſeltene hieſige Thiere, Pflanzen und andere Naturprodukte, merkwürdige Landes- Diſtrikt- und Familienbegebenheiten und perſonificirte wichtige Tugenden und Pflichten. Im letztern ſind unſere Mahler ſehr ſtark, und man kann z. E. ein Stück Leinwand, worauf die Eintracht, die Theilnehmung, der Fleis, die höhere Menſchenliebe, die edle Kinderzucht, die Dulderſtärke und das ruhige Erwarten des Todes von trakimorſchen Pinſeln abgebildet ſind, nicht anſehen, ohne den innigſten Drang zum Guten in ſich zu empfinden. Die Nation bezeugt auf das deutlichſte, daß ſie die Nahrung, welche dieſe Künſtler ihrem Schönheitsſinn und Tugendeifer reichen, zu ſchätzen wiſſe. Haiamals Portrait z. E. findet man faſt in iedem Hauſe, und ſeine Büſte ſteht wenigſtens in dem Garten iedes bemittelten Bürgers.

Ebenſo

Ebenſo findet man auch die Bildniſſe aller andern edlern Suma's, welche ſeit der groſſen Revolution den Hut trugen, durch ganz Traſimor. In iedem beſondern Diſtrikt kommen noch dazu die Abbildungen der Beſten unter den Weiſen, welche ihn iemals im höchſten Gericht repräſentirten, und der wackerſten Diſtriktrichter, die ſich eines ewigen Angedenkens würdig machten. Die Familien ſorgen überdis noch für die Erhaltung des Gedächtniſſes ihrer Vorväter, und ſo findet man nicht nur in den Zimmern, ſondern auch in den Gärten der Wohlhabenden mehrentheils den ganzen Klub derſelben bei einander. Unvergesliche Familienbegebenheiten werden nicht weniger durch den Pinſel noch unvergeslicher gemacht, und überall beeifert man ſich, auch durch Pinſel und Meiſſel die Tugenden der Vorwelt auf die Nachwelt fortzupflanzen. Den Kindern werden von Jugend auf die Gemählde, Büſten und Statüen erklärt, und ſo lernen ſie frühzeitig das Verdienſt, ein guter Menſch zu ſein, ſchätzen und zum Erwerb deſſelben thätig zu werden. Selbſt den Erwachſenen iſt es hoher Antrieb zur Tugend ſo immer unter den Anblicken und Erinnerungen der verwandten

ten Vorwelt aus drei, vier Jahrhunderten umherzugehen, ſüſſen, heiligen Schwärmereien dabei nachzuhangen und in ihrer Gegenwart gleichſam noch alles zu thun. Stellen die Steinbilder geliebte Menſchen vor, die man lebend gekannt hat: ſo pflegt man wohl ihre Büſten und Statüen an ihrem wiederkehrenden Sterbetage mit Blumenkränzen zu umwinden. Bei dieſer frommen Todtenfeier leuchten dann den dankbaren Umwindern Glaube an Unſterblichkeit und Freude auf Wiedervereinigtwerden aus den Augen.

Die Baukunſt, ſo weit wir ihrer bedürfen, iſt unter uns ſehr beliebt. Sie ſorgt, daß wir ſicher, bequem, geſund und gut wohnen, arbeitet vorzüglich nur für dieſe Zwecke und geht dabei auf das einfachſte und natürlichſte zu Werke. Auch dann, wenn ſie am ſchönſten arbeitet, bringt ſie ihre Schönheiten nie zum Ueberflus an, ſondern ſtellet ſie blos als ſchönbefriedigtes Bedürfnis hin. Im Waſſerbau iſt die Nation ſehr erfahren. Die Flüſſe ſowohl, welche das Land durchſtrömen, als auch das antobende Meer, deſſen Geſtade die Natur hie und da vernachläſſigt zu haben ſchien, müſſen dieſe Kunde hier

früh=

frühzeitig in Schwung gebracht haben. Ueberhaupt kann man dreuſt behaupten, daß iede nothwendige Kunſt bei uns anzutreffen ſei; ſo wie es an allen andern Künſten, welche nur der Luxus erzeugt, gebricht. Man verſteht ſich z. E. darauf, alle Arten von Erz, die in den Gebirgen gefunden werden, bis zum Gebrauch zuzubereiten; man weis mit Gold und Silber und Edelgeſteinen umzugehen; man macht Glas, herrliche Farben, Steingut; aber alle Anwendung davon gereicht blos zum Nutzen und zur Dauer. So weis man zwar von keinen goldenen oder ſilbernen Tafelſervicen, von keinen goldenen Tabatieren, von keinen goldenen mit Brillanten beſetzten Uhren, Etuits, Halsgeſchmeiden u. ſ. w.; aber dafür ſchreibt man mit Gold, ſobald die Schrift unauslöſchlich ſein ſoll, handelt und verkehrt für Gold, es ſei gemünzt oder ungemünzt, und bringt es, wenn man es haben kann, allenthalben an, wo Unzerſtörbarkeit ſein ſoll. Statt mit Edelgeſteinen ſich zu putzen, ſchmückt man ſich lieber mit Blumen und macht den Diamant blos zum unvergänglichen Knopf. Den gröſten, den man ie hier fand, trägt der Suma am Hut, und er iſt das Zeichen

des

des Obervorſtehers unſeres freien Volks; ieder Bürger trägt aber auch einen Diamant, bald gros, bald klein, zum Zeichen, daß er ein freier Bürger ſei, am Hut. Die Kunſt, muſikaliſche Inſtrumente zu machen, wird ſtark getrieben und gibt ihren Meiſtern nicht nur reichlich Brod, ſondern auch Ehre und Ruhm. Die Nation ſchätzt dieſe durchgängig als Leute, welche die Genüſſe des Lebens veredeln, die Arbeiten des Lebens erleichtern und die Leiden des Lebens verſüſſen helfen. Taſchenuhren gibt es in ganz Trakimor nur zwei, und zwar eine, die noch geht, und eine, die nicht mehr geht. Erſtere trägt Tindal in der Taſche, und letztere liegt unter den Seltenheiten im Sumabibliothekenſaal. Einer unſerer Reiſenden brachte ſie einſt mit und niemand verſteht ſich von uns darauf, ſie zu repariren. Dafür aber hat iedes Haus ſeine allervollkommenſte Sonnenuhr; auch hat man eine Art Wanduhren, die zwar nicht ſonderlich künſtlich ſind, die uns zur Noth aber doch die Zeit ſagen, wenn die Sonne nicht ſcheint.

Alle höhere Wiſſenſchaften, welche wir hier haben, ſind ſamt und ſonders in den

den Händen der Erforſcher der Natur und ihrer Kräfte. Im Umgang mit dieſen werden ſie erlernt und man könnte ſie leicht ſämtlich auch unter den Nahmen, Naturkunde, zuſammenfaſſen, deren eine Theil die erworbene, und der andere die angewendete hieſſe. Es fehlen uns alſo nicht nur die vier ſogenannten Fakultäten der europäiſchen Univerſitäten, ſondern auch die Univerſitäten ſelbſt. Die theologiſche Fakultät wird dadurch unnütz, daß es hier keinen beſondern geiſtlichen Stand gibt, der durch ſie erſt gebildet werden müſte. Unſere Dogmatik beſteht aus wenig Sätzen, welche weder durch Miſtik dunkel, noch durch Scholaſtik ſpitzfündig gemacht werden. Da wir dieſe ohnehin aus der Natur in Trakimor lernen, die keine Hebräiſmen hat, ſo macht uns auch die Exegeſe keine groſſen Schwürigkeiten. Von Kirchengeſchichte wiſſen wir nichts; von Polemik noch weniger. Moral wird in den Schulen wacker gelehrt. Gottesverehrer wird ieder durch die geſamte Erziehung, welche er empfängt. Die wahre Theologie iſt alſo hier eine Allermannswiſſenſchaft; man braucht nicht nach ihr zu reiſen und noch weniger, ſich ihr beſonders zu wid-

men, ſondern kann dabei Schuſter, Schneider, Weber und Holzfäller ſein, und doch ſo viel Wahrheit wiſſen, wie nur ein Doktor und Profeſſor der Theologie in Europa wiſſen mag. Wie es mit der theologiſchen Fakultät beſchaffen iſt, ſo auch mit der iuriſtiſchen. Advokaten gibt es bei uns ſo wenig, als Geiſtliche. Um Richter zu ſein, braucht man nur das Geſetzbuch, einen durchdringenden Verſtand und allgemeines Billigkeitsgefühl zu haben. Vom Korpusiuris, von Pandekten und von Anweiſungen, wie funfzigiährige Proceſſe noch funfzig Jahre länger zu machen ſind, iſt die Rede bei uns nicht. Im eigentlichen Geſetzbuch wird in den Schulen ieder Bürger unterrichtet und kann hernach Lebenslang, ſo oft er will, darinn leſen. Der Nothwendigkeit einer mediciniſchen Fakultät iſt gleichfalls vorgebeugt. Guten Rath gibt hier wohl ein Bürger dem andern zuweilen in Krankheiten; aber eigentliche Aerzte haben wir nicht. Theils drücken uns vermöge unſerer natürlichen Lebensart nicht der zwanzigſte Theil von den Krankheiten, unter welchen man in Europa ſeufzt; theils ſind wir, wie ſchon geſagt, in den übrigen durch Kentnis unſeres Körpers und ſeiner Heil-

Heilmittel unſere eigenen Aerzte. Auch dieſe lernt ieder in der Schule. Die Wundarztkunde allein iſt es, welche bei uns einiges Aufſehen macht und in welcher nur Einige Meiſter ſind. Dis ſind dieienigen unter den Erforſchern der Natur, welche ſich beſonders mit der Anatomie beſchäftigen. Man mus aber nicht denken, daß uns dieſe Männer, wie ihre Afterkollegen in Europa, auch barbiren. Wer hier einen Bart hat, der nimmt ſich ihn auch ſelbſt ab; ſo, wie ſich ieder ſelbſt wäſcht und ſelbſt die Nägel abſchneidet. Auch mus man nicht denken, daß ſie die Leute ſind, welche zur Zeit der Aequinoktien durch ganz Trakimor Aderläſſe verrichten. Hier ſind wir von dem Werth unſeres Bluts zu ſehr überzeugt, als daß wir uns gewaltſame Vergieſſungen deſſelben zum Bedürfnis machen ſollten. Nur im höchſten Nothfall laſſen wir Ader und dann verrichtet die Operation entweder der Patient an ſich ſelbſt oder ein Hausgenoſſe am andern. Ebenſo wenig darf man glauben, daß wir zu dieſen Männern ieder kleinen Wunde wegen laufen. Da wiſſen wir uns mit allerlei Blättern, Kräutern und Salben ebenfalls recht gut ſelbſt zu helfen. Nur in groſſen Unglücksfällen, welche unter

hundert oft kaum einen treffen, und die deſ-
halb auch nicht Gegenſtand allgemeiner Er-
kentnis werden dürfen, oder deren Abhelfung
groſſe Zubereitungen erfordert, nehmen wir
unſere Zuflucht zu ihnen, und zwar ſelten —
vergeblich. Sie werden dafür von der gan-
zen Nation unausſprechlich geſchätzt, und es
iſt dafür geſorgt, daß in iedem Diſtrikt we-
nigſtens einige wohnen, welche vom Staat
öffentlich beſoldet werden, und daher unent-
geldlich ihren Mitbürgern helfen müſſen. In
ſchweren Geburtsfällen machen ſie auch den
Accoucheur. Die zehnte Frau aber bedarf
hier vermöge der ſtarken trakimorſchen Leibes-
konſtitution bei ihrer Niederkunft gar keiner
Hülfe, oder wenn ſie ihrer ia bedarf, ſo lei-
ſtet ſie ihr ihr eigener Mann. Was endlich
die philoſophiſche Fakultät anbetrift,
ſo vertritt die allgemeine Aufklärung, welche
bei uns herrſcht, ihre Stelle. Geſunde,
helle Menſchenvernunft, in deren Beſitz wir,
der Sonne ſei Dank, allzumahl ſind, dient
uns ſtatt der ſpekulatifen Philoſophie. Rich-
tig ſchlieſſen lernen wir von Kindheit an, ohne
daß wir Sillogiſmen machen lernen. Und —
praktiſche Philoſophie blühet durch ganz Tra-
kimor im eigentlichen Sinn des Worts.

Was

Was ſonſt noch die philoſophiſchen Profeſſo- ren in Europa lehren, lehren uns die Erfor- ſcher der Natur.

Unſere Staats- und Landesverfaſſung alſo auf der einen Seite und unſere Schul- einrichtung auf der andern machen uns die ſogenannten Univerſitäten unter allen entbehr- lichen Dingen zu den entbehrlichſten. Ver- möge iener haben wir hier hunderttauſend Sachen und Sächelchen gar nicht nöthig zu lernen, auf deren Erlernung man in Europa noch ganze Jahre verwenden mus, um — im ſchulgerechten Examen damit wohl zu be- ſtehen und ſie hernach gröſtentheils wieder zu vergeſſen. Vermöge dieſer lernen wir das, was zu lernen ſich der Mühe wahrhaftig ver- lohnt in unſern Volksſchulen, und helfen uns, wenn wir hernach noch mehr wiſſen wollen, durch den Umgang mit den Erfor- ſchern der Natur und durch Leſen ihrer Schriften ſelbſt weiter fort. Wenn Tindal in Europa den iungen Theologen, der nun ins Amt gekommen war, klagen hörte, daß er mit allen den Heften, welche er auf Uni- verſitäten voll geſchrieben, nicht im Stande ſei, ſeine Gemeine zu erbauen und daß er ſich

zur wackern Verwaltung ſeines ganzen Amts nun im Amte ſelbſt erſt geſchickt machen müſſe; — wenn er den iungen Juriſten, der drei, vier Jahre lang, wie es hies, die Rechte ſtudirt hatte, um prakticiren zu können, nun tagtäglich noch zu einem ältern Advokaten laufen ſah, der ihm erſt den ganzen Gang des gerichtlichen Schlendrians beibringen muſte; — wenn er endlich den iungen Arzt erſt die Patienten zu Mandeln und halben Schocken an den Todtengräber abliefern ſah, ehe ihm eine Kur glückte: ſo zog er wenigſtens aus dieſem allen den Schlus, daß die Univerſitäten noch nicht zweckmäſſig eingerichtet ſein müſten und daß man auch wohl ohne ſie Geiſtlicher, Advokat und Arzt werden könne. Hier würde man wenigſtens, wenn es ſowohl dergleichen Aemter, als auch Univerſitäten gäbe, die Leute beim Examen nicht fragen, ob ſie auf Univerſitäten geweſen wären. Man würde ſie examiniren, und wenn ſie dann beſtänden, ſo würde man ſich nicht daran kehren, ob ſie das, was ſie könnten, von ſich ſelbſt oder von andern, auf Univerſitäten oder nicht auf Univerſitäten erlernt hätten. Er hat ſtudirt — das mus heiſſen — er hat viel gelernt;

aber nicht — er iſt auf Univerſitäten geweſen. Welch eine Thorheit, daß ein Menſch, der auf einige Jahre nach einem allgemeinanerkannten Siz der Wiſſenſchaften gereiſet iſt, blos darum, daß er dis gethan, vor einem andern öffentlichen Vorzug haben ſoll, der zu Hauſe blieb, das Geld ſparte und ſich durch eigenen ſtillen Fleis und durch Leſen guter Bücher ausbildete! Und doch — iſt dis nicht in Europa noch immer der Fall? Wie lächerlich unterſcheidet man daſelbſt zwiſchen Studirten und Nichtſtudirten, indem man blos unter ienen Leute, die auf Akademieen geweſen ſind, und unter dieſen ſolche, die nicht darauf geweſen ſind, zu verſtehen pflegt. Wie geradezu ſchlieſſet man Männer, die in ſolchem Verſtande keine Studirte ſind, von gewiſſen Aemtern und Bedienungen aus, wenn ſie übrigens noch ſo viel Geſchicklichkeit dazu beſitzen! Wie blähet ſich der Aftergelehrte, der weiter nichts gethan, als nur einige Jahre auf einer wirklichen Univerſität verbracht hat, mit ſeinem vorgeblichen Gelehrtenſtande gegen den wahren Gelehrten, gegen den Mann von dem aufgeklärteſten Verſtande und von den ſchätzbarſten Kentniſſen, ſobald dieſer nicht

einmahl eine akademiſche Matrikul aufzuweiſen hat! Iſt der Fall wohl ſelten, daß dis ſogar wirklichwiſſenſchaftliche Männer, die aber ſogenannte Studirte ſind, gegen Männer, die ebenſo wiſſenſchaftlich, aber ſogenannte Nichtſtudirte ſind, zu äuſſern ſich nicht ſchämen, wenn ſie mit dieſen in gelehrte Fehden gerathen? Wo iſt das europäiſche Land, in welchem es dem Genie, das ſich ſelbſt gebildet hat, gelänge, eine wichtige Stelle in der Kirche oder im Staat zu erſteigen, ſobald es nicht beweiſen kann, daß es den herkömmlichen akademiſchen Kurſus mitgemacht habe? Wie unendlichoft hingegen laufen die gebornen iungen gnädigen Herren auf Univerſitäten, nicht um etwas zu lernen, ſondern nur, um hernach mit Anſtand Miniſter und Biſchöfe werden zu können! Nicht iſt dis ſo gemeint, als müſſe Jeder werden können in der Geſellſchaft, was er will, oder als müſſe gar der Fürſt des Landes iede Stelle in der Kirche und im Staat iedem geben können, ſobald er ihm nur wohl will. Wehe dem Lande, wo dis geſchieht! Ohne Geſchicklichkeit dazu mus kein Bürger irgend einen Poſten in der bürgerlichen Geſellſchaft erhalten. Aber — ob er

dieſe

dieſe Geſchicklichkeit hier oder da, ſo oder anders, auf Univerſitäten oder nicht auf Univerſitäten ſich erworben, dis müſte nicht die Frage ſein. Die einzige natürliche Frage kann nur die ſein — ob er ſie habe; und dis zeige ſich im zweckmäſſigen Examen! Sollten die Fürſten Europens dieſen für die Menſchheit ſo wichtigen Gegenſtand über lang oder kurz — denn endlich wird ia doch die Verletzlichkeit iedes Herkommens eingeſehen — von dieſer Seite ins Auge faſſen: ſo würden ſie der wahren Gelehrſamkeit in ihren Ländern einen auſſerordentlichen Schwung geben und noch nebenbei mannigfaltiges groſſes Gutes ſtiften. Es iſt ia doch ſonnenklar, daß man ſich zu den mehreſten Stellen und Aemtern, zu welchen man ſich noch bei ihnen nur auf der Univerſität geſchickt machen ſoll, zu Hauſe ebenſogut geſchickt machen könne. Und — iſt dis nicht mit geringerm phiſiſchen und moraliſchen Riſiko, ia ſelbſt mit wenigerm Beutelriſiko verbunden? Ein Land, das keine eigene Univerſität hat, welche Summen ſchickt es durch ſeine iungen Studirenden binnen zehen Jahren in das

Ausland! Oder auch nur eine Provinz, eine groſſe Stadt ohne Akademie, wie viel Geld verſendet ſie binnen dieſer Zeit ſolchergeſtalt in eine andere! Und was bringen ihre Söhne dafür zurück? Wiſſenſchaften!!! Ja, wenn es wahr iſt. Doch angenommen, es ſei wahr, ſo wird erlaubt ſein, zu fragen, was für welche? Solche, die ſie hernach wieder vergeſſen mögen, weil ſie ihnen nichts nützen, oder die ſie wohl gar wieder vergeſſen müſſen, wenn ſie wackere Männer im Amt ſein wollen! Solche, die ihnen zwar nützlich ſind, die ſie aber zu Hauſe ebenſogut und weit wohlfeiler hätten lernen können! Und der übrigen wegen, welche nur auf der Akademie erlernt werden konnten, wäre es genung geweſen, wenn derentwegen von zehen von ihnen allemahl nur einer dahin gereiſet wäre. Doch der unnütze Aufwand an Geld iſt unter den traurigen Aufwänden, die das Vorurtheil, daß man auf der Univerſität geweſen ſein müſſe, wenn man ein Studirter oder Gelehrter heiſſen wolle, ſtiftet, nur noch einer der geringern. So, wie europäſche Schulen und Univerſitäten bei Tindals Abreiſe aus ienem Welttheil noch beſchaffen

waren

waren — — alſo die unterdeſſen bewirkten Verbeſſerungen, wenn dergleichen nicht blos gedacht, ſondern auch bewerkſtelligt worden ſind, als zwiſchen welchen beiden Dingen in Europa eine groſſe Kluft von ieher befindlich war, in allen Ehren — — iſt der Tranſitus zu unnatürlich. Auf den Schulen zu viel Zwang; auf den Univerſitäten zu viel Freiheit. Der Tranſitus iſt alſo offenbar ein Sprung. Was für ein ſtarkes Jünglingsherz gehört dazu, um, wenn es dieſen thut, nicht zu ſtürzen! Sind die Beiſpiele nicht zu Tauſenden da, daß der Sprung verunglückte, wo nicht gar den Hals koſtete? Aus voller, unerträglicher Schulennothzucht und Schulenſklaverei, unter der er längſt ſchon ſtöhnte, kommt der elaſtiſche Jüngling mit einemmahle in die volle akademiſche Freiheit. Kann es ihm anders gehen, als einem reichen Mündel, der ſeither keinen Thaler Geld unter Händen hatte, und nun, maiorenn, unumſchränkter Herr von vielen Tauſenden wird? Kann es ihm anders gehen, als dem Durſtenden, der bis iezt ſich, um Waſſer zu ziehen, die Zunge zerbeiſſen muſte, und nun plötzlich an einen Schenktiſch

ge-

gebracht wird, wo mannigfaltiges Getränk in gröſter Menge da ſteht? Er weis nun alle die Freiheit, welche er empfängt, nicht zu gebrauchen; ſeine ganze Seele verlangte nach ihr; ſo genieſst er ſie unerſättlich und unbändig. Er hält ſich für den pedantiſchen Schulenzwang fürchterlich ſchadlos, glaubt ſich an ſeinen gehabten Orbilen zu rächen und — ſchadet ſich ſelbſt. So lange er auf der Schule war, durfte er wohl keinen Tritt aus dem Schulhauſe ohne Erlaubnis der Lehrer thun; und nun auf der Univerſität führt er ſeinen ganzen Wandel, ohne daſs ſich ſeine Lehrer darum bekümmern. Iſt es möglich, hiervon etwas kluges und gutes zu erwarten? Ja, wenn die Profeſſoren auf Akademieen mehr Umgang mit den Studirenden unterhielten, als blos in ihren Hörſälen, wenn ſie die Inſpektion über ſelbige redlich unter ſich theilten, wenn ſie durch Güte und Gefälligkeit ſie an ſich zu ziehen und durch halbväterliches Anſehen ſie ſich ergeben zu erhalten ſuchten! Aber o Wünſche — o Abgeſchmacktheiten! Der eine Profeſſor ein alter grämlicher Mann, den es freilich nicht mehr behagt, iunge Leute um ſich zu haben und bei dem auch iungen Leuten ſelbſt nicht mehr

wohl

wohl iſt; der andere ein geweſener Schulrektor, der durch Pedanterie den Jüngling von ſich ſcheucht; noch ein anderer ein mit Schulden belaſteter Unglücklicher, der froh iſt, wenn die Lehrſtunden vollendet ſind, um nur durch Schriftſtellerei den Buchhändler zur Bezahlung ſeines ausgeſtellten Wechſels zu vermögen; noch ein anderer ein Obriſtgeiſtlicher zugleich, der mit ſeinem untergeordneten Klerus genung zu thun hat, oder ein Staatsmann zugleich, der Sentenzen fällen helfen mus, oder ein praktiſcher Arzt zugleich, der bei ſeinen Patienten umherwankt; noch ein anderer, der auſſer den Lehrſtunden lieber Bier brauet, Recenſionen und Barometer macht oder auf Pfänder leihet; noch ein anderer, der ſelbſt noch iung und roh, den iungen und rohen Jüngling ſogar verführt, u. ſ. w. Allerſeits wohl ſo mäſſig oder gar kärglich beſoldet, daß man kaum mehr von den wahrhaftigweiſen und wackern unter ihnen, woran es nicht gebricht, verlangen kann, als daß ſie iahreiniahraus ihre Publika richtig leſen. Was geſchieht? Was kann geſchehen? Dis, daß die Studenten ſich nun, weil ſie ſich nicht an ihre Lehrer halten können, an ihre Kommilitonen halten. Die

Aus-

Auswahl geſchieht auf gut Glück. So verführt einer den andern bald zur Unluſt zum Studiren, bald zum Spiel, bald zum Trunk, bald zur Wolluſt, bald zum Schuldenmachen, bald zum Raufen. Die Mahlzeichen von dieſem allen bringen ſie dann zurück nach Hauſe, und die Nachwehen davon treffen ſie erſt recht, wenn ſie in Bedienungen und Aemtern des Vaterlandes ſtehen. Durch Ignoranz verächtlich, durch Sittenloſigkeit verhaßt, durch Schwelgerei und Unzucht entnervt, Leibes- und Seelenkrank, in der Ehe unglücklich und Väter verbutteter Kinder, denken ſie dann traurig an ihre akademiſchen Jahre zurück, verfluchen ſie und ſterben früher, als die Holzhacker. O Zeiten — o Sitten! Sollte man nicht vorzüglich darauf ſehen, daß Leute, die die Welt aufklären und veredeln ſollen, ſelbſt aufgeklärt und edel wären? Falls, daß dis traurige Gemählde auch nur noch auf eine europäiſche Univerſität paſſen ſollte, ſo fällt Tindal in dieſen Augenblicken auf ſeine Kniee und bittet den Gott der Götter, daß er, der der Menſchen Herzen leitet, wie die Waſſerbäche, auch das Herz des durchlauchtigen oder allerdurchlauchtigſten

Nu-

Nutritors derſelben in Gnaden leiten und regieren wolle, damit er dieſe groſſe Volksſache dergeſtalt beherzige, daß er erſtlich dem Herkommen ſteure, vermöge deſſen ieder, der ein Studirter heiſſen will, ſchlechterdings auf Univerſitäten gehen müſſe, wodurch die Zahl der ſogenannten Studenten kleiner und folglich auch überſehbarer würde; und daß er zweitens die akademiſchen Bürger mehr unter die ſpeciellere Aufſicht der Profeſſoren bringe, damit ihre Lebensdauer, Geſundheit, Tugend, Sittlichkeit und Nützlichkeit ihnen ſelbſt, ihren Familien und dem Vaterlande mehr geſichert werde!

Unter den Wiſſenſchaften, welche man zur erworbenen Naturkunde rechnet, blühen hier vorzüglich Phiſik, Anatomie, Chemie, Botanik, Mathematik und — Menſchenkunde. Dis ſind gleichſam die Mütter von den Studien, die die angewendete Naturkunde ausmachen, und die als ihre Töchter nahmentlich Diätetik, Heilkunde, Pädagogik, Menſchenrecht, Moral und Religion heiſſen könnten. Genieſſer davon ſind alle unſere Bürger; Kenner in verſchiedenen Graden die mehreſten; Lehrer

im eigentlichen Verſtande die Erforſcher der Natur von welchen auch ſogar die Schullehrer ihren Unterricht darüber erhalten. Die Geſellſchaft der Erforſcher der Natur iſt nicht geſchloſſen; ſie iſt bald gröſſer, bald kleiner; doch übermannet ſie nie das Publikum. Viel von ihren Mitgliedern bekleiden öffentliche Bedienungen und genieſſen dadurch Beſoldungen vom Staat. Viel leben blos von ihrem Vermögen oder ſind dabei durch Unterricht oder ſonſt auf ihr Auskommen bedacht. Es gibt ſogar Fruchtbauern unter ihnen. Der Weg, in ihre Geſellſchaft zu kommen, iſt nicht Schriftſtellerei, ſondern nützliche Entdeckung. Das Werk lobt den Meiſter. Weder der Suma, noch das höchſte Gericht können befehlen, daß iemand unter ſie aufgenommen werde. Ebenſo bietet ſich auch niemand ſelbſt zum Mitgliede an. Man ladet den nützlichen Entdecker alsbald ein, und da iſt der Fall häufig, daß ſich ſelbiger an der Ehre begnügt, eingeladen und in das Verzeichnis der Naturforſcher von Trakimor von der Geſellſchaft eingetragen worden zu ſein. Das Bücherſchreiben iſt, wie oben ſchon gemeldet, bei uns unweit ſeltener, als in Europa. Anwenden und

thun

thun iſt uns mehr Sache, als ſchreiben und leſen. Wenigſtens lebt hier kein Menſch von Schriftſtellerei und könnte auch nicht davon leben, weil er keinen Verleger findet. Dieſer gibts hier eben ſo nicht, wie es keine Buchdrucker gibt. Von den zwei tauſend Büchern, welche etwa exiſtiren, ſind die mehreſten in den erſtern hundert Jahren nach der groſſen Revolution geſchrieben worden. Damals war alles in Gährung noch; da muſten die Anſtalten zum groſſen Volkswerk erſt gemacht und empfohlen werden; da muſte man beſonders durch Schriften auch Aufklärung zu verbreiten ſuchen. Jetzt iſt alles bei uns längſt zum Bodenſatz gekommen; der Staat mit allen ſeinen wohlthätigen Einrichtungen ſteht feſt; die Aufklärung iſt da; — ie näher alſo an unſere Zeiten, deſto weniger ward geſchrieben, und iezt verſtreicht manches Jahr, ohne daß ein neues Buch zum Vorſchein kommt. Alte Dinge, die ſchon geſchrieben ſind tauſendmahl wieder und nur immer mit andern Worten zu ſchreiben, darauf verſteht man ſich bei uns nicht, und der neuen gibt es natürlicher Weiſe ſo viel nicht, daß man ſie dem Publikum immer Bücherweiſe auftiſchen könnte. Von

Lektüre, die blos zum Vergnügen oder gar nur zum Zeitvertreib dienen ſoll, hat der Trakimorianer gar keinen Begrif. Unſere Weiſen ſehen den Grundſatz für ein Axiom an, daß, ſobald hundert Jahre lang in einem Lande viel geſchrieben worden ſei, der Anwachs der Aufklärung darnach geſchätzt werden müſſe, in wie fern des Schreibens nun immer weniger werde. Wer einen groſſen Baumgarten anlegt, ſprechen ſie, der bringt ihn allmählich in Ordnung und bepflanzt ihn allmählich; iſt aber der ganze Garten bepflanzt, ſo geht er in dem Schatten deſſelben umher und ſammlet die Früchte ein. Die Anlage iſt fertig und nun folgt die Erndte. Unſere Vorfaren ſchrieben und bewirkten die Aufklärung; wir wenden ihre Schriften an und genieſſen die Aufklärung. „Wird iemand Autor, ſo nimmt er dabei dieſen Gang. Er reicht ſein Manuſkript dem Suma ein. Dieſer kommunicirt es den zwölf Weiſen und der Geſellſchaft der Erforſcher der Natur. Wird das Buch gemeinnützig befunden, ſo läſſet der Suma zwölf Abſchriften davon verfertigen, welche

an die zwölf Diſtriktgerichte geſendet werden. Jedem Bürger, dem darum zu thun iſt, daß er es beſitze, ſteht es alsdann frei, ſich eine Abſchrift davon machen zu laſſen oder ſie ſich ſelbſt zu machen. Im letztern Fall koſtet ihn das Buch gar nichts; im erſtern blos das Abſchreibelohn. Das Manuſkript des Autors ſelbſt kommt in die Sumabibliothek. Der öffentliche Lohn eines Autors beſteht alſo darinn, daß der Suma ihm die Ehre anthut, ſein Buch abſchreiben zu laſſen. Bleibt dieſer Lohn aus, ſo kommt nicht leicht ein Verfaſſer auf den Einfall, die Verbreitung ſeiner Schrift ſelbſt zu beſorgen. Doch bleibt ihm dieſe Freiheit unbenommen; das Publikum iſt aber einmahl ungeneigt, Bücher aufzunehmen, denen die öffentliche Empfehlung ſeiner Obern fehlt. Durch das Einreichen der Manuſkripte beim Suma wird keineswegs die Schreibefreiheit beſchränkt. Erſtlich iſt keiner zur Einreichung gezwungen; nur fühlt ieder ſelbſt den Werth, welcher dadurch ſeinem Buche abgeht, wenn es der Suma nicht ins Publikum bringt, oder wenn er nicht einmahl wagen dürfte, das Manuſkript dem Suma vorzulegen. Sodann kann auch ieder ſchreiben,

was er will, und es unbeſorgt dem Suma zeigen, wenn er nur keine von den vier unentbehrlichen Glaubenswahrheiten beſtreitet oder bezweifelt. In dieſem Fall, er habe ſein Menſchenheil untergrabendes Buch mit oder ohne Suma ins Publikum zu bringen geſucht, erwartet ihn der Schandbalken. Den Mangel der Buchdruckerei erſetzen die Abſchreiber, deren es in iedem Diſtrikt genung gibt und die dabei ihr gutes Brod machen. Unſer Papier iſt freilich nicht ſonderlich; wie auch der Band der Bücher eben nicht zierlich iſt. Die äuſſerliche Bücherpracht liegt uns aber auch gar nicht am Herzen; wenn wir das Buch nur leſen können und recht viel Gutes darinn zu leſen haben. Der vollkommene Schulunterricht, der hier genoſſen wird, macht allein ſchon das viele Leſen in der Folge des Lebens den mehreſten Bürgern überflüſſig; doch findet man in iedem nur etwas wohlhabenden Hauſe folgende Bücher gewis bei einander: das Geſetzbuch; eine gute Sittenlehre, die ganz aus der Natur des Menſchen geſchöpft iſt; ein Buch, das den ganzen menſchlichen Körper deutlich erklärt; ein Buch über die natürliche Lebensart in Trakimor; ein Buch über die beſten

beſten Heilmittel für Menſchen und Thiere; das Buch über häusliche Glückſeligkeit und — die Chronik des Vaterlandes ſeit der Zeit der Revolution.

Wenn nun nach dieſer Ueberſicht unſere Gelehrſamkeit mit der europäiſchen auch nicht verglichen werden kann: ſo haben wir doch alle die Gelehrſamkeit bei einander, welche den Menſchen wahrhaftigweiſe, gut und froh macht. Wir mögen keine unnütze Wiſſenſchaft; wir mögen nicht über Dinge grübeln, welche hinter Wolken ſind. Wir beobachten und wenden die Beobachtungen zum allgemeinen Beſten an. Wir leſen nicht viel und um blos zu wiſſen; wir thun aber deſto mehr, was wir wiſſen. Wir arbeiten wacker und beten gern. Wahre Aufklärung und Natürlichkeit ſind bei uns vollkommen vereinigt. Wenig glaubend, aber feſt und innig glaubend, genieſſen wir das Leben ganz, genieſſen es lange und ſeufzen ebenſowenig unter den Leiden der Vielwiſſerei, als unter den Leiden der Barbarei.

Uebrigens fehlt in dem Verzeichnis der Gewerbe von Trakimor auch ein gewiſſer

Artikel, von welchem in vielen europäiſchen Staaten die Menſchen noch zu Tauſenden leben, ganz; nehmlich — die Bettelei. . . Nicht, als hätten wir keine Arme; ſondern wir haben nur keine Bettler, und, was noch mehr iſt, auch nicht einmahl Betelvögte, die uns etwa von ihnen erſt befreieten. An Arbeitſamkeit von Kindheit auf gewöhnt, arbeitet ieder, ſo lange er arbeiten kann; wer aber nicht mehr arbeiten kann und dürftig iſt, den ernährt, wenn ſeine Familie kein Brod für ihn hat, der Staat. Gleich nach der groſſen Revolution ward die Armenpflege durch ein ausdrückliches Geſetz ein heiliger Gegenſtand der Fürſorge der Obern. Man ſah nicht nur die abſcheulichen Misbräuche und Folgen der öffentlichen Bettelei ein; ſondern man fühlte auch die Schande, welche der Staat davon habe, wenn der wirkliche Dürftige die Stimme des Hungers auf freier Straſſe erheben müſte. Folgende Grundſätze zeichnen ſich in einer der Beilagen zum Geſetz darüber vorzüglich aus:

„Die Menſchheit empört ſich dagegen, wenn Menſchen mitten unter Menſchen Hunger leiden müſſen. Dazu leben wir

wir ia in Geſellſchaft, daß wir uns von ſolchen Leiden befreien wollten, von welchen ein Menſch den andern wirklich zu befreien im Stande iſt. Und wie wenig gehört dazu, dem Hungerleiden der Armen in einem Lande abzuhelfen, welches ſo viel Nagas iährlich trägt, als das unſrige! Warlich, die wilden Bureangs fraſſen uns ia ſonſt mehr Saat ab, als dazu erforderlich iſt, daß alle unſere Armen auf unſern Feldern auch Erndte halten können. Von ienen werden wir nun bald befreit ſein; ſo laſſet uns das doch gern unſern Mitmenſchen gönnen, was wir ſonſt Thieren gönnen muſten. Aber wie ſoll es an ſie kommen? Die Bureangs holten ſich das Futter Mahlzeitweiſe von unſern Feldern; ſollen die Armen ſich das Brod auch etwa ſtückweiſe von unſern Höfen holen? So behandelten wir ſie ia wie Bureangs! Gott ſchuf ſie aber nicht zu Bureangs, ſondern zu Menſchen, und für das, wozu Gott ieden ſchuf, mus auch ieder gelten."

„Ein Bürger, der nicht mehr für ſich ſorgen kann, wird ein Gegenſtand der Fürſorge ſeiner Obern. Er fällt in die Arme des Staats als ein verlaſſenes Kind deſſelben und

macht die gerechteſten Anſprüche auf öffentliche Pflege. Nun ernährt zwar der Staat auch ſeine Vögel und dieſe fliegen von einem Ragasfeld zum andern; ſo mus der Arme aber nicht, um ernährt zu ſein, von einem Ragasbauer zum andern kriechen dürfen. Es iſt ein greulicher Anblick, Krüppel und Blinde, Greiſe und Waiſen durch einander im Lande umherziehen zu ſehen, wie ſie durch ihren jämmerlichen Anblick erſt Barmherzigkeit erwecken und ſich ihr kümmerliches Brod zuſammenbetteln müſſen. Welche Liebloſigkeit, daß man ihrer vergäſſe, wenn ſie ſich nicht täglich meldeten; daß man ſie verhungern lieſſe, wenn ſie nicht nach Brod ſchrieen! Wie mus dem Verunglückten das Herz bluten, daß er keine andere Unterſtützung bei ſeinen Brüdern finden kann, als die, welche er erpocht und die mit Schimpf und Schmach für ihn begleitet iſt! Wie mus der ehrliche alte Taglöhner ſeufzen, wenn er das zum Lohn eines ganzen arbeitſamen Lebens empfängt, daß er ſeine letzten noch übrigen Kräfte, die ſich kaum noch regen, dazu anwenden mus, daß er ſeinen hungrigen Leib von einem Hauſe zum andern wälze, um nicht die fürchterlichſte Todesart zu leiden! Auch

der Dürftigſte, wenn er ein Rechtſchaffener iſt, verdient Schonung, und die Wohlthaten, welche er empfängt, müſſen ihm ſo gereicht werden, daß noch die Achtung dabei hervorblicke, die man ihm als Menſch ſchuldig iſt.“

„Bettler werden ſchlechte Menſchen, wenn ſie vorher auch noch ſo gut geweſen ſind. Sie müſſen ſich unaufhörlich in Unterdrückung alles Ehrgefühls üben und bringen es am Ende dahin, daß ſie die unverſchämteſten Leute ſind. Man kann nichts ehrbares, nichts geſittetes mehr von ihnen erwarten. Ihre umherſchweifende wilde Lebensart benimmt ihnen die Menſchheit, und immerwährende Tücke gegen ihr Schickſal und gegen den wohlhabendern Theil des Volks wird ihr herrſchender Sinn. Iſt es wohl zu verantworten, daß man durch vernachläſſigte Armenpflege Unglückliche auch noch um die Güte ihres Herzens bringe und den Armen auch ſogar noch ſchlecht mache?“

„Wo Bettelei das letzte Gewerbe iſt, da macht es der wirkliche Nothleidende nicht allein zum letzten, ſondern der raſche lüderliche Müſſiggänger auch oft zum erſten

Gewerbe. Jeder, wer nicht Luſt zur Arbeit hat und über Ehre und Schande weg iſt, legt den Brodſack an, nimmt den Armenſtab in die Hände und bettelt durch das Land. Wer kann es uns Arbeitſamern zur Pflicht machen, den arbeitsunluſtigen Theil unſeres Volks zu ernähren? Und thun wir es nicht, verſagen wir von Rechtswegen dieſen Böſewichtern unſer Mitleid, welcher Unſicherheit ſetzen wir uns aus! Bei Tage ſchlagen wir ihnen dann das Allmoſen ab und die Nacht holen ſie es ſich von unſern Feldern und aus unſern Gärten mit Gewalt. Das Bureangsſcheuchen hätte ein Ende und nun müſten wir gegen dieſe menſchlichen Bureangs Wache ſtellen. Menſchen, die lieber betteln, als arbeiten, ſind ſchon ſchlecht; wenn ſie nun aber das Bettelgewerbe eine Zeitlang getrieben haben, ſo werden ſie fürchterlichſchlecht. Da ſind keine Laſter und Bosheiten zu erſinnen, welche ſie nicht allerſeits mehr oder weniger, gröſſer oder kleiner, früher oder ſpäter wirklich ausüben. Lügen und Trügen, Böllerei und Unzucht ſind die gewöhnlichſten darunter. Ruchloſe Kinder verlaſſen ihre Eltern, weil dieſe ſich Bettelbrod holen können; und ruchloſe Eltern ſchicken ihre Kinder recht vorſätzlich dar-

darnach aus. Welch eine fürchterliche Erziehung, die Kinder hierdurch empfangen! Das werden Abſchaume der Menſchheit, welche auf der Landſtraſſe bettelnd erwachſen. Wer ewige Müſſiggänger, Trunkenbolde, Ehebrecher, Straſſenräuber, Mordbrenner und Meuchelmörder erziehen wollte, der müſte Kinder ohngefähr ſo erziehen. Und das ſollte unter uns erlaubt oder gar Volksſitte ſein? Das wäre ein abſcheuliches Gegenſtück zu den weiſen Anſtalten, welche wir für Volksunterricht und Volksbildung in unſern Schulen treffen wollen! Gewiſſer könnten wir die Abſicht, wenn wir ſie hätten, all das Gute, welches durch dieſe geſtiftet werden ſoll, auf der andern Seite wieder zu zerſtören, nicht erreichen, als ſo."

„Wenn es unſern Obern alſo ein Ernſt iſt, daß wahre Menſchenliebe unter uns ſein und unſer Volk ein **gutes** Volk werden ſoll; ſo mus alles öffentliche Betteln auf ewig ein Ende haben und unſere wirklichen Nothleidenden müſſen der heiligſte Gegenſtand ihrer eigenen immerwährenden Fürſorge ſein."

Dieſen Grundſätzen gemäs wird bei uns nun ſeit Jahrhunderten ſchon in der wichti-

gen

gen Volksſache des Armenweſens alſo verfahren: Für Arbeit iſt beſtändig geſorgt, und, wenn weiter keine da wäre, ſo fände man ſie doch bei den Straſſenaufſehern; daß mithin niemand, wer noch arbeiten kann und will, über Arbeitsmangel — ſo, wie in Europa oft — klagen darf. In den Schulen wird die Pflicht, zu arbeiten, allen Kindern von Jugend auf heilig und ſüs gemacht. Im Sumahauſe nicht nur und auf der ehrwürdigſten Gerichtshöhe etwa iſt es Ton, ſondern im ganzen Lande auch iſt es Volksgeiſt, daß niemand auf öffentliche Achtung rechnen darf, wer vorſätzlich müſſig geht. Die Diſtriktrichter machen es ſich bei ihren Hausbeſuchen zur Hauptangelegenheit, nicht blos die Kinderzucht überhaupt zu prüfen, ſondern auch darüber beſonders Unterſuchung anzuſtellen, ob die Kinder auſſer den Schulſtunden zur Arbeit angehalten werden. Eltern, welche darüber empfangene Zurechtweiſungen nicht achten, werden ſofort öffentlich in ſtrengere Zucht genommen. Erwachſene Müſſiggänger, welche als ſolche in muthwillige Armuth gerathen, werden als Verbrecher angeſehen und den Korrektionsgraden der Reihe nach unterworfen.

worfen. Wirkliche Arme haben nicht nöthig zu betteln; wer alſo bettelt, wird geradezu zur Arbeit gezwungen. Wandernde Handwerksburſche gibt es nicht, und wenn es dergleichen auch gäbe, würden ſie doch nicht fechten dürfen. Man würde den Grundſatz, als natürlich, feſtſetzen, daß, wer kein Reiſegeld hat, nicht auf Reiſen gehen müſſe und daß ieder Handwerker zu Hauſe lernen könne, was er zu Hauſe zu wiſſen braucht; und nimmermehr würde man, wenn es hier Innungen gäbe, von Geſellen, die ſich zu Hauſe gleich beſetzen und Meiſter werden wollen, ſich ſogar die erlaſſenen Wanderiahre bezahlen laſſen, als wodurch die iunge Mannſchaft recht aus dem Lande getrieben und aus den Armen der Eltern, die ſie wacker erzogen, in die Arme fremder Verführung geriſſen, und — der Bettelei in Europa eine ewige Dauer zugeſichert wird. Kinder lernen hier ihre Eltern von Jugend auf zu lieb haben, als daß ſie ſie im Alter verlaſſen ſollten; und gäbe es ſolche Baſtarde der Natur, ſo fallen ſie in die Hände der Diſtriktrichter, welche bei ihren Hausbeſuchen ſich bei ſolchen Alten ſelbſt, derentwegen ſie Verdacht ſchöpfen, über ihr Schickſal ſorgfältig

fältig erkundigen. Aus dieſem allen läſſet ſich ſchon ſchlieſſen, daß die Zahl der wirklichen Nothleidenden, welche unſer Staat zu verſorgen hat, nicht ſehr gros ſein könne. Unſere natürliche Lebensart kommt noch dazu und erleichtert die Verſorgung derſelben dem Staat. Solchen Unglücklichen nun, welche ohne alle Mittel ſich ſelbſt zu erhalten ſind, wird die edelmüthigſte Unterſtützung gereicht. Sie melden ſich beim Diſtriktgericht, oder werden auch wohl bei ſelbigem gemeldet, und empfangen alsdann aus den Händen deſſelben, was ſie brauchen. Voran geht blos eine kurze Unterſuchung, ob ſie es brauchen, und hernach folgt eine deſto längere, ob ſie es gehörig anwenden. Uebrigens zwingt man ſie nicht, in gewiſſe Häuſer zuſammen zu ziehen; denn man hütet ſich hier faſt vor nichts mehr, als viel Menſchen auf einander zu pfropfen, und ſpuckt bei Anhörung einer Schilderung gewöhnlicher europäiſcher Armenhäuſer. Ein einziges Hoſpital exiſtirt hier, aber blos für Arbeiter, welche im Dienſt des Vaterlandes Krüppel geworden ſind und kein Vermögen vor ſich beſitzen. Dieſe ſpeiſen mehrentheils von der Sumatafel und ihr ganzer Zuſtand dient rechtſchaffenen Arbeitern, welche ſich für

das

daſ öffentliche Wohl in Lebensgefahr begeben müſſen, zur Aufmunterung. Die Diſtriktrichter berechnen ſich der ausgezahlten Allmoſen wegen mit dem Suma, der ſichs für eine Ehre anrechnet, auch der Präſident des Armendirektoriums in Trakimor zu ſein und der noch obendrauf die Freiheit hat, im Stillen und nach Gutdünken Wohlthaten auszutheilen; doch ſo, daß er dem höchſten Gericht darüber verantwortlich bleibt. Sämtliche Koſten zur Beſtreitung des ganzen Armenweſens im Lande trägt das Volk in der allgemeinen Jahresabgabe und murret darüber nicht. So iſt Trakimor auch das Land, wo nicht nur kein wirklicher Armer Noth leidet, ſondern wo auch kein Geizhals ſeine Theilnehmung an den Leiden ſeiner Brüder verſagen darf und wo ieder Bürger zur Erhaltung des Armenweſens den proportionirteſten Beitrag leiſtet. Wir freuen uns alle hierüber, und Haiamal kann, wenn man ihm von der traurigen Verfaſſung der Armenpflege in vielen europäiſchen Ländern erzählt, nicht begreifen, wie die daſigen Suma's auch nur eine Nacht dabei ruhig ſchlafen können. . .

So

So verſchieden nun auch unſere Gewerbe ſind, ſo gehen wir doch insgeſamt nur in einerlei Tracht umher. Armer und Reicher, Taglöhner und Suma unterſcheiden ſich nicht in Form und Schnitt ihrer Kleidung, ſondern blos im Zeug dazu, in ſofern dis gröber oder feiner iſt. Die Tracht ſelbſt iſt gleichſam nur ein Umſchlag um den Körper und läſſet den ganzen Umris deſſelben, wie ihn die Natur gebildet hat, ſehen, ohne das geringſte daran zu verändern. Dis muſte von uns gleich erwartet werden, weil wir ſchlechterdings nur das Natürliche lieben, und es darf bei uns kein Schneider auf den Einfall kommen, zur eigenthümlichen Schönheit der menſchlichen Taille noch etwas hinzuſetzen zu wollen. Das Frauenzimmer unterſcheidet ſich blos durch langes Haar, durch einen Halstuch und durch bloſſen Kopf oder Schleier; dahingegen die Mannsperſonen einen Hut haben, mit bloſſem Halſe gehen und das Haar kurzrundgeſchnitten tragen. Das Hemde abgerechnet, beſteht die ganze Kleidung nur in einer einfachen Bedeckung und man trägt hier nicht drei, vier Kleider über einander; dünner oder dicker blos iſt die Decke des

Kör=

Körpers, und im Irrwetter ſchlägt man allenfalls noch einen Mantel um ſich. Das Oberkleid reicht bis an die Lenden, wo es in die Beinkleider eingeknöpft wird, welche bis unter die Kniee gehen, da die Strümpfe anfangen, welche an den Schuhen befeſtigt ſind. Auſſer der Arbeit trägt man dieſe Kleidung ſo, daß ſie allenthalben feſt auf den Leib ſchlieſſet; wodurch der volle Anblick der allervollkommenſten menſchlichen Geſtalt hier zu Lande noch reizender wird. Das Arbeitskleid aber iſt zwar ebenſo geſtaltet iedoch weiter. Goldene und ſilberne Treſſen werden gar nicht getragen; wohl aber goldene und ſilberne Knöpfe. Auf vielerlei Kleider hält man ſo wenig, als auf andere unnütze Pracht; deſto mehr aber auf reinliche Kleidung. Von Budelmützen, Kopfzeugen und Haarfriſuren wiſſen wir nichts. Unſer kraftvolles Volk hat ſtarkes Haar. Es hält dadurch ſeinen Kopf für von der Natur ſchon bedeckt genung, und der Hut der Mannsperſonen iſt mehr Zeichen des vorzüglichern Geſchlechts, als Decke des Haupts. Das lange fliegende Haar kleidet unſere Weiber und Mädgen ſehr ſchön. Bei der Arbeit binden ſie es zuſammen; ſo, wie aber Feier-

abend wird, fließt es wieder aus einander. Die Stelle aller Koeffüren vertritt ein natürliches Blumenband um den Kopf, und man ſpottet darüber, wenn man hört, daß es erleuchtete Nationen gebe, die den Kopf mit Puder, Pomade, Haarnadeln und Wulſten beſacken, um ſchöner dadurch zu laſſen und — ſich tauſenderlei Kopfübel zuzuziehen. Unſere Männer beſonders ſchämen ſich darüber im Nahmen iedes europäiſchen Mannes, der gar auch ſo thun kann. Ein allgemeines Gelächter aber pflegt zu entſtehen, ſo oft Tindal von europäiſchen Perücken erzählt, die man ohne Noth aufſetzt und die zur Ehrwürdigkeit der Perſonen, welche ſie aufſetzen, beitragen ſollen. Vor der Mode, ſich zu zu ſchminken, entſetzt man ſich; wenn dis aber auch nicht wäre, würde man ſich doch ihrer ſchon darum nicht bedienen, weil ſie unnöthig iſt. Geſundheit des Leibes und der Seele bemahlen die Wangen unſerer Frauenzimmer ſo himmliſchſchön mit Roth und Weis, daß keine Schminke in der Welt dagegen gleich kommen könnte. Dem Mangel an Schnürbrüſten haben wir es zu danken, daß iedes Mädgen Mutter werden kann, daß

es

es leicht Mutter wird, als Mutter geſund bleibt und ganz Mutter ſein kann. Von Ammen wiſſen wir nichts. Eine trakimorſche Mutter lieſſe ſich wohl eher das Herz aus dem Leibe reiſſen, als das Kind von der Bruſt nehmen. Auch die Frau des Suma hält es für ihre Pflicht, Ehre und Freude, ihr neugebornes Kind ein halbes Jahr lang ſelbſt mit ihren Säften noch zu ernähren. Der Fall iſt höchſtſelten, daß eine Wöchnerin ſtirbt oder ſich auſſer Stande befindet, ihr Kind ſelbſt zu ſtillen; da dann die nächſte ſäugende Verwandtin demſelben ihre Bruſt mitreicht. Dis geſchieht, und wenn auch das nahrungloſe Kind das Kind einer Fruchtbäuerin und die nächſte Verwandtin die Sumafrau wäre. Man rechnet ſolches einmahl unter die Familienpflichten und findet es noch weit natürlicher, daß ſich Verwandte unter einander mit Muttermilch, als etwa nur mit Geld und Brod unterſtützen. Von hieraus nun, daß die Kinder geſunde Mütter haben und von ihren eigenen Müttern geſäugt werden, ſchreibt ſich — miteingerechnet die übrige natürliche Körpererziehung, welche ſie empfangen, und die Vollkräftigkeit ihrer Väter — die ſeltene Er-

ſcheinung des Erdbodens her, daß hier nur ſehr wenig Kinder ſterben. Mit Schaudern erinnert ſich hierbei Tindal an die fürchterlichhäufigen Kindertode in ſeinem ehemaligen Vaterlande und ruft in weiter Ferne von ſelbigem noch iammernd aus — das ſind die Folgen der Schnürbrüſte, der Onanie und des Luxus!!! Fecher tragen unſere Damen ſo wenig, als hohe Abſätze unter den Schuhen; und unſere Chapeaus ſtellen ſich nicht blind und ſchauen nicht durch geſchliffene Gläſer, riechen auch nicht nach Lavendelöhl. Wir machen weder den ſüſſen Herren, noch den Bramarbas. Kein Menſch trägt ein Mordgewehr an der Seite. Wir haben zwei wackere Arme, welche uns die Natur zur Nothwehr gab; wir kommen aber nicht leicht in den Fall, ſie gegen Menſchen gebrauchen zu müſſen. Unſere Landſtraſſen ſind ſicher, und — um uns zu duelliren, dazu ſind wir zu aufgeklärt. Auf wahre Ehre verſtehen wir uns zu gut, als daß wir ſie in Schlägereien ſuchen ſollten; und unſere Obrigkeit reſpektiren wir zu ſehr, als daß wir ihr den Vorzug rauben ſollten, unſere Streitigkeiten, welche in der Güte unter uns ſelbſt

ſelbſt nicht beigelegt werden möchten, allein zu ſchlichten. Vor der groſſen Revolution raufte man ſich hier auch wacker herum, und nicht ein förmliches Geſetz dagegen etwa, ſondern die bewirkte Volksaufklärung hat dem mörderiſchen Unfug ein Ende gemacht. Haiamal zwar gibt auch noch eine andere Urſache hiervon an, nehmlich — den abgeſchaften Soldatenſtand, und glaubt, daß dieſer allein in Ländern, wo er noch exiſtirt, daran Schuld ſein könne, daß das Duellweſen daſelbſt noch im Gange ſei und daß man in einer Handlung, die doch unter aller Menſchheit iſt, ſogar ſeine Ehre ſuche.

So, wie unſere Tracht nun iezt iſt, iſt ſie ſeit vier Jahrhunderten geweſen und wird auch ewig ſo bleiben. Der erſte Suma und die erſten zwölf Weiſen erſchienen zuerſt in ihr. Ihrem Beiſpiel folgten bald die Aufgeklärtern im Volk, und ſo ward ſie endlich allgemein ohne allen geſetzlichen Zwang. Sobald ſie aber Volkstracht war, ward ſie durch ein feierliches Landesgeſetz als ſolche beſtätigt, und nun iſt es ſchlechterdings verboten, ie wieder von ihr abzugehen und neue Moden einzuführen. Das weſentliche

Gute, welches aus der immerwährenden Beibehaltung einer ſo ſimplen Nationalkleidung entſtehen muſte, leuchtete ſchon dem Verfaſſer einer der Beilagen zum Geſetz darüber ſehr deutlich in die Augen.

„Zur Noth, ſpricht er, könnten wir hier zu Lande den gröſten Theil des Jahres hindurch wohl gar nackend gehen. Das thut aber kein geſitteter Menſch. Wilde und Wahnſinnige laufen nackend umher; aus guten Urſachen aber ſollen unſere Weiber und Töchter ſogar ein Halstuch tragen. Man ſage nicht — wenn der Menſch bedeckt ſein ſollte, ſo würde ihn der Schöpfer ſelbſt bedeckt haben. Ich antworte — der Schöpfer hat ihn darum nicht bedeckt, damit er ſich ſolle bedecken können, wie er will. Er ſoll die Erde unter allen Himmelsſtrichen bewohnen können und ſoll überall auf ihr zu Hauſe ſein. Um dis zu bewerkſtelligen, was für ein Kleid hätte Gott ihm geben ſollen? Einerlei muſte es doch ſein, ſonſt wären aus den verſchiedenen Menſchenarten verſchiedene Weſenarten geworden. Hätte Gott nun dem Menſchen ſo ein dickes Kleid gegeben, als er haben müſte, um in kalten Gegenden

der

der Erde dauern zu können, ſo wären ihm die warmen Erdſtriche unerträglich geworden. Hätte Gott ihn ſo dünne gekleidet, daß er in dieſen leben können, ſo wären ihm iene wieder unzugänglich geblieben. Gott kleidete ihn alſo gar nicht, ſondern ſchenkte ihm die Vernunft, welche ihm tauſend Mittel an die Hand gibt, ſich ſelbſt zu kleiden, wie es die Nothdurft erfordert. Nackend geboren, macht er ſich nun in wärmern Gegenden ſein Kleid dünn und leicht, und begnügt ſich am Pflanzenreich zum Stof dazu. Nackend geboren, hüllet er ſich in kältern Himmelsſtrichen dicker ein, nimmt den Thieren den Pelz und legt ihn ſich um. So ward der Menſch in den Stand geſetzt, die ganze Erde bewohnen zu können und ſo übt er im vollen Verſtande die Herrſchaft über ſie überall einzig und allein dadurch aus, daß er ohne Kleid geboren wird. Geſetzt aber, er könnte irgendwo auf ihr ganz und gar ohne Kleid leben, ſo mus er doch darum ſeine Blöſſe bedecken, weil er — Menſch iſt. Ihm ſoll der Begattungstrieb heiliger ſein, als den Thieren; er ſoll bei dem Gatten ſein und Vater werden ſich etwas denken; ſeine Geſchlechtsfortpflanzung, ſeine Kinder-

erziehung ſind Geſchäfte von gröſter Erheblichkeit und nicht blos Sättigungen ſinnlicher Wolluſt und aus dieſer folgende Triebe. Wie würde dis alles nicht ſo ſein, wie würde ſeine ganze Beſtimmung verrückt werden, wenn er nackend ginge! Seine Vernunft ſagt ihm — kleide dich!“

„Alle Kleidung ſoll alſo nur Decke ſein. Nun deckt man ſich aber entweder aus Noth, weil es kalt iſt, oder aus Scham, weil man Menſch iſt. Im erſtern Fall verhülle und verpelze ſich ieder ſo, wie er mus und wie er kann; wenn er auch noch ſo ungeſtaltet dadurch würde. Im letztern aber wie mus das Kleid geſtaltet ſein? Kann eine andere Antwort hierauf gegeben werden, als die — ſo, wie der Leib geſtaltet iſt? Das Kleid iſt des Leibes wegen da, und nicht der Leib des Kleides wegen. Das Kleid richtet ſich alſo nach dem Leibe und nicht der Leib nach dem Kleide. Folglich kann es keine anſtändigere und vollkommenere Kleidung geben, als die, welche im eigentlichen Verſtande nur Decke iſt und den ganzen Umris des Leibes ſo darſtellt, wie er iſt. Der Menſch hat nicht Urſache, ſeine Ge-

Geſtalt zu verbergen, ſobald er kein Krüppel iſt. Es gibt kein ebenmäſſigeres und vollendeteres Werk der irrdiſchen Schöpfung, als — den menſchlichen Leib. Mit Verachtung mus man ieden geſunden Menſchen anſehen, der ſich anders gewachſen ſcheinend machen will, als er gewachſen iſt; und der Schneider, welcher durch Schnitt und Bau des Kleides, das er macht, Gottes Meiſtergeſchöpfsgeſtalt, den Menſchen, ſeinen Gedanken nach noch verſchönern will, iſt ein Narr, der zu weiter nichts tauglich iſt, als zum Sandkarren auf der Landſtraſſe.“

„So, wie unſere Tracht iezt iſt, iſt ſie die einzigſchickliche und die möglichſtanſtändigſte für uns alle. Sie deckt unſere Blöſſe und beſchützt uns vor allen den kleinen Ungemächlichkeiten unſeres Himmelsſtrichs. Sie ſtellt uns aber auch ganz in der Geſtalt hin, in welcher uns Gott geſchaffen hat. Wären wir nicht Thoren, wenn wir auf Unterſchied in ihr denken wollten? Des Reichen Leib iſt nicht anders gebauet, als des Armen, und des Suma Leib nicht anders, als des Baugefangenen. Wenn alſo der Reiche und der Suma ſich anders

durch ihre Kleidnng geſtalten wollten, als der Arme und der Baugefangene, ſo würden ſie nichts weiter dadurch thun, als ſich nur ſchlechter geſtalten, denn dieſe. Daß iene ſich feiner kleiden als dieſe, dis ſtehe ihnen nicht nur frei, ſondern auch wohl. Die Seidenwollenpflanze iſt da; ſie kleide Reiche und Arme; den Reichen mit der Seidenwolle, die ſie trägt; den Armen mit dem Baſt, welchen ihr Stengel gibt. Aller Uebermuth, aller Prunk, aller alberner Firlefanz und Schnickſchnack an der Decke des ſterblichen Leibes zeugt von Armuth und Dürftigkeit des unſterblichen Geiſtes, der ihn bewohnt und ſeiner eigenthümlichen Würde ſo ganz uneingedenk iſt. Darum ſei die Tracht, welche wir haben, nicht die Tracht Einiger, ſondern Volkstracht. Nicht nur einige, ſondern alle ſollen wie vernünftig über uns und über unſere wahre Beſtimmung denken. Es macht auch mehr Gleichheitsgefühl, mehr herzliche und brüderliche Geſinnung unter uns gegen einander, wenn wir alle gleichgeſtaltet erſcheinen. Wenn der Reiche ſich ſchon in der Ferne durch ein drei- oder viereckigtes Anſehen ankündigte,

wie

wie bange müſte dem Armen werden, in der Nähe deſſelben vollends zu ſein! Wenn der Richter ſpitzer oder runder einherginge, als der bloſſe Bürger, wäre es nicht, als ſollte das Kleid erſt den Mann machen? Wenn hier zehen von uns ſich ſchmal, da zehen andere ſich breit, dort noch zehen andere ſich noch breiter trügen, ſähe das nicht ſo aus, wie ein Markt, wo Leute aus vielerlei Völkern zuſammenkommen? Wir ſind ia aber alle nur ein Volk, und ieder von uns iſt Bürger ſo gut, wie der andere. Sind wir aber Mitbürger, ſo müſſen wir auch ausſehen, wie Mitbürger.“

„Eben darum nun ſchon, weil unſere gegenwärtige Tracht, die ſchicklichſte für uns iſt, welche wir iemals einführen können, mus es auch auf ewige Zeiten bei ihr bleiben. Einen einzigen Fall wollen wir ausnehmen; nehmlich den, wenn in der Folge etwa der Schöpfer ſelbſt die menſchlichen Leiber anders bilden ſollte, als iezt. Alsdann verſtünde ſichs, daß wir auch die Kleidung darnach umändern müſten. So lange aber dis nicht geſchieht, wozu Veränderung unſerer

unſerer Tracht? Sie würde und müſte uns ia verunſtalten. Aus Liebe zum Neuen etwa? O was für kleinliche und kindiſche Seelen ſind das, deren Gedanken nur immer auf das Aeuſſerliche gerichtet ſind und die darinn etwas ſuchen, durch ſtete Abänderungen ihrer Tracht aufzufallen! Und wird dis gar herrſchender Geſchmack, was für ein unmännliches, eitles Volk mus ſo ein Volk dadurch werden! Ehemals war es hier ſo. In iedem Jahre kleidete man ſich anders und oft wohl zehnmahl anders. Bald trug man den Rock lang, bald kurz; bald hatte man an den Ermeln unmäſſiggroſſe, bald gar keine Aufſchläge; bald ging man mit drei Kragen am Halſe, bald ohne Kragen. Mehrentheils fiel man von einem Aeuſſerſten auf das andere, und ehe man ſich deſſen verſah, kamen die alleràlteſten Trachten wieder zum Vorſchein. Am Hofe fing ſich das Unweſen allemahl an und dann äffte man es im Lande nach. Oft war ein liſtiger Schneider die allmächtige Triebfeder der allgemeinen Umſchaffung der Kleidung des ganzen Volks und lachte weidlich drob, wenn er die groſſe Staatserſchütterung vollbracht hatte. Welch ein albernes Volk, das unter der

Both-

Bothmäſſigkeit ſeiner Schneider ſteht! Beſonders trieben unſere Weiber den Trachtveränderungsunfug weit. Dis gab ihrem ganzen Geſchlecht eine rechte Afterſtimmung. Als Mädgen dachten ſie faſt an weiter nichts, als nur immer den allerneueſten Aufzug mitzumachen; als Mütter vernachläſſigten ſie Hausweſen und Kinderzucht darüber. Der geſammte gute und gerade Sinn unſeres Volks verlohr ſich endlich durch Sucht nach Tand und nach Wechſel im Tand. Die Folgen dieſes Unfugs auf den Vermögenszuſtand des Volks konnten nicht weniger traurig ſein. Wenn aus dem langen Rock ein kurzer, aus einem breiten Ermelaufſchlag ein ſchmaler, aus drei Halskragen einer gemacht werden ſollte, ſo ging die Sache noch hin und war wenigſtens nur eine Narrenpoſſe; wenn ſich aber der umgekehrte Fall ereignete, ſo ward es eine koſtbare Narrenpoſſe und man warf das Kleid weg, das man noch lange hätte tragen können. In einer Reihe von Jahren, binnen welchen man an zwei, drei Kleidern genung gehabt haben würde, ſchafte man ſich deren zwanzig, dreiſſig an. Die Narrheit erſtreckte ſich bis auf die Kinder. Auch dieſe muſten den allerneueſten

ſten Aufzug immer mitmachen, damit ihnen ia der Kopf recht frühzeitig verſchraubt würde. Hierdurch richteten ſich die wohlhabendſten Bürgerhäuſer muthwillig zu Grunde. Der Mann konnte oft kaum ſo viel erwerben, als die Frau verkleidete und vertändelte, und wenn der Tag kam, an welchem das Benachrichtigungsblatt von den allerneueſten Trachten ausgegeben ward, geriethen alle weiblichen Hände in Bewegung, das Geld zum Fenſter hinauszuwerfen. Ein paar Narren ſchrieben dieſes Blatt unter dem Titel: Wöchentliche Nachrichten von dem allerneueſten, allerliebenswürdigſten und allernachahmungswertheſten Aufzuge, in welchem man ietzt von Kopf bis zu Fus bei Hofe erſcheint. Dieſe Schmiererei war die allgemeine weibliche Leſeerbauung; auch laſen ſie Männer mit Weiberſeelen begierig, und ein Haus, worinn keine Abſchrift von ihr befindlich war, ward geradezu für ein Haus ohne Geſchmack erklärt. Binnen drei Tagen erſchien alles, was vom Stande ſein wollte, in der beſchriebenen allerneueſten, allerliebenswürdigſten und allernachahmungswertheſten Tracht; und wer kein eigenes Vermögen

dazu

dazu hatte, der betrog ſeine Mitbürger, borgte und bezahlte nicht.“

„O ihr Bürger von Trakimor, die Sonne bewahre uns und unſere Nachkommen auf ewige Zeiten vor dieſem Trachtwechſelgreuel! Laſſet uns das feierliche Landesgeſetz, welches dagegen gegeben iſt, nicht als gewaltſame Beſchränkung unſerer Freiheit anſehen. Es iſt weiſe und wackere Fürſorge der Obern für unſere und der Nachwelt Geradheit, Unſchuld, Tugend und Glückſeligkeit. Unſere ganze hohe Wohlfart, welche wir ietzt genieſſen, beruhet auf dem einzigen Grundſatz, daß wir der Natur getreu bleiben. Unmöglich aber können wir überhaupt natürlich leben, wenn wir nicht beſonders uns auch natürlich kleiden. Schreiten wir iemals auf dieſer Seite erſt wieder aus dem Gleiſe, ſo ſind auch der Uebermaſſe, der Aufwandsſucht und der Eitelkeit auf allen andern Seiten wieder unſere Häuſer geöfnet. Und dann wärs gethan um die liebenswürdige Einfalt unſerer Sitten und unſerer ganzen Lebensart; — gethan um unſere Zufriedenheit, die aus unſerer Genügſamkeit entſteht, um unſere Geſundheit und Stärke, und ſogar

um

um unſere ſo in Anwachs ſtehende Lebensdauer. Jetzt iſt die natürlichſte Tracht, welche iemals für den menſchlichen Leib unter unſerm Himmelsſtrich erſonnen werden kann, Volkstracht; ſo bleibe ſie es auch, und kein Trakimorianer kleide ſich nach tauſend Jahren anders, als wir uns heute kleiden! Die Nachwelt wird einſt erſt den Segen hiervon ganz einerndten. Dadurch, daß dieſe Tracht allgemein unter uns iſt, wird allem Kleiderſtolz, mit welchem ſonſt die Vornehmern den Geringern und die Reichen den Armen kränkten, ein Ende geſchaft. Sie ſehen ſich im gleichen Aufzug, und ſo wird ihnen der Gedanke an die Gleichheit ihres Weſens und ihrer Beſtimmung recht ſinnlich gemacht. Das häsliche alte Sprichwort — Kleider machen Leute — verliehrt zum Beſten der menſchlichen Geſellſchaft ſein Anſehen; niemand ſieht mehr auf das Kleid, ſondern auf den Mann, und wer nun vor andern geehrt ſein will, der kann es nicht mehr durch den Rock erzwingen, ſondern mus ſich Verdienſte erwerben. Wenn das auch nur hundert Jahre hindurch erſt ſo gewähret hat, was für vortrefliche Einflüſſe auf das geſellſchaftliche Leben wird

es

es ſchon äuſſern! Dadurch, daß dieſe Tracht ſo natürlich iſt, wird ſie die ſicherſte Schutzwehr für uns gegen iede andere Art von Unnatürlichem in unſerer ganzen Lebensweiſe werden; weil dis ſonſt gegen iene auf das lächerlichſte abſtäche. Was für Glückſeligkeit können wir aber unſern Nachkommen nicht weiſſagen, wenn ein der Natur durchaus angemeſſenes Leben durch einige Geſchlechter erſt hindurch geführt worden ſein wird! Warlich, unſere noch ſo hochgeſpannte Einbildungskraft würde uns noch viel zu wenig von dem Heil an Leib, Seele, Leben und Lebensgenüſſen ſagen, das hierdurch nach Jahrhunderten der Menſchheit in unſerm Lande zu Theile werden wird. Dadurch endlich, daß dieſe Tracht unabänderlich ſein ſoll, wird unſer Volk erſt ſeinen eigenthümlichen Geiſt bekommen. Dieſer wird nie eher feſt und beſtimmt, bis unveränderliche Volkstracht eingeführt wird. Man denke ſich Menſchen, die bald eine ſehr ernſthafte, bald eine höchſt läppiſche Kleidung anlegen, was für ein Gemiſch und Gewirre von ernſthafter und läppiſcher Denkungs- und Handlungsart mus dadurch in ihnen entſtehen! Solche Menſchen waren wir ſonſt und daher vereinig-

ten ſich die gröſten Widerſprüche in unſern Grundſätzen, Sitten und Thaten. Einerlei Leibestracht aber — einerlei Seelengang auch. Nun iſt unſere Tracht eine ſehr anſtändige, geſetzte und würdige Tracht. Was für ein herrlicher, geſetzter und männlicher Geiſt wird alſo unſer Volksgeiſt werden! Unſere Sitten werden ſich nach unſerm Geſchmack in der Kleidung richten; unſer Glaube nach unſern Sitten; unſer Leben nach unſerm Glauben. Einfachheit und Geradheit werden die Grundzüge unſeres ganzen Weſens werden. Unſer Geiſt wird mehr an ſich und an ſeine Ausbildung denken; ſonſt dachte er warlich faſt nur auf ſeine Hülle, auf den vergänglichen Leib und auf den Putz deſſelben. Unſere Jünglinge, wie unſere Mädchen, werden nur durch wahren Werth zu gefallen ſuchen. Unſere Weiber werden die Pflichten der Hausmütter wieder treuer erfüllen. Unſer Vermögenszuſtand wird nach abgeſchaftem Kleideraufwand in blühende Aufnahme kommen; die wahre Aufklärung wird, nachdem eins ihrer gröſten Hinderniſſe, das die Leute überall ſo ſchwachköpfig macht, gehoben iſt, ſchneller um ſich greifen; und die allervollkommenſte Seligkeit, wie ſie die

Erde

Erde nur irgendwo reicht, wird ſchon uns, und unſern Nachkommen noch weit mehr zu Theile werden. O ſegnet euch, ſegnet die Nachwelt, ſegnet eure Obern für das Geſetz über die Volkstracht; unter allen Schritten, welche iemals in dem groſſen Werk unſerer Ausbildung und Beglückung geſchahen, war dieſer einer der wichtigſten!“

Der alte Weiſe hat richtig geweiſſagt, und könnte er ietzt auch nur auf vier und zwanzig Stunden wieder bei uns ſein, ſo würde er ſich erſt recht darüber freuen, das Prophetenamt einſt übernommen zu haben. In Europa haben nun zwar auch oft genung wackere Patrioten ſeine Sprache geführt, aber man hat ſie doch in den mehreſten Reichen und Ländern daſelbſt blos ſprechen laſſen, und, wenn ſie damit fertig waren, die Achſeln gezuckt. Iſt es möglich, unnatürlichere Trachten zu erdenken, als die meiſten europäiſchen noch ſind? Iſt es möglich, Kleiderluxus, Modethorheit und ewige Veränderungsſucht darinn höher zu treiben, als ſie von dieſen hier gemeinten und ſich ſo kultivirtdünkenden Nationen getrieben werden? Und doch liegen die verderblichſten Folgen da-

von ſchon am Tage und ieder kann und mus ſie ſehen, wer nur noch ein geſundes Auge hat. Welche immer höher ſteigende Unnatürlichkeit auf allen Seiten — welche immer mehr Ueberhand nehmende Vergeſſenheit der wahren Beſtimmung des Menſchen — welche Weiblichkeit — welches Ausarten und Verſchwinden der Nationalkaraktere — welchen Hunger und Kummer in allen Ständen trift ein Reiſender in den meiſten Gegenden Europens an! Entſetzlich mus nach einem Jahrhundert die Lage der dortigen Menſchheit werden, wenn dem Anwachs dieſer fürchterlichen Uebel nicht geſteuert wird. Es kann ihnen aber nicht anders geſteuert werden, als¦— durch Einführung einer allgemeinen, natürlichen und unveränderlichen Volkstracht. O daß die göttliche Providenz iedem Suma Europens, der hieran noch nicht gedacht hat, einen Weiſen zur Seite ſtellte, der ihm die Augen für das Elend ſeines Volks und für die Quelle deſſelben öfnete, der Gewalt über ſein Herz hätte und ihn dahin vermöchte, daß er ſich für dieſen der Menſchheit ſo äuſſerſt wichtigen Gegenſtand in volle Sumabewegung ſetzte! Sein und ſeines Hofes Beiſpiel würde ſchon unausſprech-

ſprechlichviel auf das Volk ausrichten, und ein feierliches Landesgeſetz, das die Nationaltracht auf ewige Zeiten beſtätigte, würde dem Leib und Seele verderbenden Kleider- und Modenluxus das Garaus machen. Wenn die Europäer auch nie von Trakimor etwas hören können, ſind ihnen die ältern Griechen und die Morgenländer unbekannt? Jene, der Schönheit ihrer Geſtalt bewuſt, wie ſimpel und natürlich kleideten ſie ſich, um am ganzen Umris ihres Körpers nichts zu verunſtalten! Ein ſchöner Menſch, wenn er ſich kleidet, pflegt ſich nur zu decken. Dieſe, welche ſeit Jahrtauſenden bei ihren einmahl angenommenen Trachten blieben, wie ſind ſie auch bis iezt bei ihrem eigenthümlichen Nationalkarakter geblieben! Die Kleidung fällt zu ſehr ins Auge und wirkt folglich auch zu ſehr auf den Menſchen. So, wie alſo Veränderlichkeit iener Ueberhand nimmt, wird der ganze Menſch ein unbeſtimmtes, ſchwankendes Geſchöpf. Am meiſten iſt es Schade um die Deutſchen, daß ſie ſich in neuern Zeiten zum geckigten Kleider- und Modeluxus ſo hinreiſſen lieſſen. Dis Volk, das von uralten Zeiten her ſo viel Anlagen zur Natürlichkeit. Geradheit und Männlichkeit hatte

und einen der ehrwürdigſten Nationalkaraktere behauptete, — wie iſt es ietzt ſo verſtimmt! Dis Volk, das durch ſeine ſo einzige und trefliche Staatsverfaſſung eins der glücklichſten Völker des Erdbodens ſein könnte, — wie tief iſt es an Lebensgenüſſen ſeit einem Halbiahrhundert blos durch den heilloſen Luxus geſunken und wie ſeufzen alle ſeine Stände unter dem drückenden Joche der Modethorheiten! Wie kleinlich mus ein Menſch werden, der ſich unaufhörlich anders kleidet und alſo faſt an weiter nichts denken kann, als an ſeine Kleidung! Thut dis aber nicht der Deutſche? Hat man ihn heute geſehen und ſuchet man ihn nach einem Jahre wieder, ſo trägt er ſich vom Hut an bis zu den Schuſchnallen anders. Und wie wirft ſich vollends ein ſo braves und wackeres Volk weg, wenn es in ſeiner Tracht den Ausländern nachäffet, ſich von fremden Völkern, die es deshalb verſpotten, durch die Mode tiranniſiren läſſet, von dem einen derſelben dieſen Theil des Aufzugs und von dem andern ienen borgt und ſolchergeſtalt der Pickelhering von ganz Europa wird! Warlich, die Peſt, wenn ſie aus der Levante durch Italien nach Deutſchland gekommen

wäre,

wäre, hätte nicht ſo viel Verderben daſelbſt anrichten können, als Kleiderluxus und Modeſucht, die über den Rhein hereindringen, angerichtet haben. O ihr Deutſchen, ihr Deutſchen, nennet euch nicht aufgeklärt; Einzelne von euch mögen es ſein, aber euer Volk iſt es nicht. Es gibt keinen läppiſchern Luxus, als den in Kleidern und Kleidermoden; ein Volk, das dieſen liebt, liebt noch weit mehr iede andere Art von Luxus und iſt dadurch noch von aller wahren Aufklärung fern. Dieſe verdrängt allen Luxus und verweiſet blos auf kultivirte Natur, weil ſie den Menſchen glücklich machen will, der Menſch aber wird unglücklich, wenn er ſeine Bedürfniſſe vermehrt; glücklich wird er nur dadurch, daß er ſeine wirklichen menſchlichen Bedürfniſſe menſchlich befriedigen lernt. Jenes lehrt ihn der Luxus; dieſes die Aufklärung. Wie kann ein Volk ſich aufgeklärt nennen, das am Luxus hangt? Wie kann vollends ſo ein Volk ſich ſo nennen, das ſogar dem Kleidungsluxus noch ergeben iſt? Erſt ſchaffet dieſen unter euch ab, Deutſche, und dann ſprecht, daß ihr euch der Aufklärung nähert Nur Vorbote, Anbruch der Aufklä-

rung, erſter Schritt zu ihr iſt Ende der Sucht nach Veränderung der Trachtmoden. Laſſet immerhin den rauhen und ſteifen Aufzug eurer Vorväter fahren; nur vertauſchet ihn nicht gegen einen Miſchmaſch von drei, vier ausländiſchen, der euch ſo widrig ſteht; ſondern wählet euch einen eigenthümlichen natürlichen, der eurer Geſtalt und eurem Klima angemeſſen iſt. Und habet ihr dieſen gefunden, ſo beharret bei ihm auf immerwährende Zeiten. Das deutſche Mädgen verſage dann dem deutſchen Jüngling die Hand, der ſich nicht nach deutſcher Sitte kleidet, und dem deutſchen Jüngling ekle vor dem deutſchen Mädgen, das die Pariſerin macht. Jeder Vater, iede Mutter halte es für Sünde gegen das Vaterland, das Kind nicht von Jugendauf deutſch und national zu kleiden. Achtet aldann nicht auf das Afterpatriotengeſchrei, daß ſolchergeſtalt ganze Stände und Zünfte brodlos und überflüſſig werden. Wozu nützen Stände und Zünfte, die die übrigen alle ausheeren? Laſſet ſie brodlos, laſſet ſie überflüſſig werden! So, wie ſie dis werden, wird ſich niemand mehr aufs neue in ſie begeben, und die, welche ſich ſchon in ihnen nährten, laſſet von allerlei

anderer

anderer Håndearbeit leben; oder, wenn ſie dis nicht können, ſo reichet ihnen den zehnten Theil von dem, was ihr ihnen ſonſt aus Modeſucht gabet, nun aus Barmherzigkeit zum Allmoſen. Weiſet ieden umherſtreichenden Ausländer, der euch neue fremde Moden verkaufen will, mit patriotiſchem Stolz ab und — ſtrafet ieden eurer Schriftſteller mit patriotiſcher Verachtung, der euch mit immerwährenden Beſchreibungen der allerneueſten Londoner und Pariſer Trachten unterhalten will. So wird Vaterlandsliebe wieder eure Herzen erwårmen; euer Nationalkarakter wird ſich wieder fixiren; Geradheit, Biederſinn, Einfalt der Sitten und Natürlichkeit werden wieder zu euch zurückkehren und ihr werdet dadurch ſo glücklich ſein, wie es euch euer Himmelsſtrich nur verſtattet.

So einfach, natürlich und gleich unſere Tracht hier zu Lande iſt, ſind es auch unſere geſammte Lebensart, unſere Sitten und Gebräuche. Erſterer iſt bereits håufig Erwähnung geſchehen; was alſo davon noch zu bemerken iſt, dürfte etwa folgendes ſein. Mit dem erſten Anbruch des Tages pflegen wir aufzuſtehen und mit dem letzten Taglicht oder

mit vollem Anbruch der Nacht legen wir uns wieder zur Ruhe. Wir glauben, daß der Schöpfer uns durch die Länge der Lichtzeit und Dunkelzeit die Länge unſerer Wache- und Schlafzeit ſelbſt beſtimmt habe, und daß wir ohne Noth dieſen Maſsſtab nicht verändern müſſen. Das halten wir ſo in den längſten und auch in den kürzeſten Tagen. Schlafen wir in letztern länger, ſo ſind wir auch aus phiſiſchen Gründen überzeugt, daß wir in ſelbigen länger ſchlafen müſſen. Dieſem natürlichen Gange unſerer Lebensart ſchreibt der Trakimorianer beſonders das hohe und heitere Lebensalter zu, das er erreicht; und Tindal erinnert ſich aus den Erzählungen von Menſchen, welche auch in Europa ungewöhnlich lange gelebt hatten, daß dieſer Umſtand ſich allemahl in ihrer Lebensgeſchichte befand. Sein Bette findet der hieſige Menſch im Grunde allenthalben, wenn es ſein mus. Er iſt nicht verweichlicht und ſchläft oft auf ſeiner Bank unter der Laube weit ſüſſer, als der verzärtelte Europäer auf ſeinem Daunenlager. Von Federbetten halten wir nichts, weil uns die Erforſcher der Natur gezeigt haben, daß ſie der Geſundheit ſchädlich ſind. Gewöhnlicher Weiſe liegen wir in unſerm leichten

Schlaf-

Schlafkleide auf Gurtbetten, über welche Moosſäcke oder einfache Unterbetten von Rohrklappen oder auch von geſottenen Pferdehaaren gebreitet ſind Die Stelle des Kopfkiſſens vertreten ähnliche kleine Säcke oder Bettgen, und mit einer Matratze decken wir uns. Dieſe ſtopft ieder ſo gut aus, wie er kann, und ſieht dabei blos auf die Leichtigkeit. Wer es vermag, der füllet ſie mit den Abgängen der Seidenwollenpflanze; wer hierzu kein Geld hat, der findet an den Eingeweiden vieler andern Pflanzen oder an den Faſern mancherlei Baumrinden und Wurzeln Materialien genung dazu. Nach verrichtetem feierlichen Morgengebet wird gefrühſtückt oder Milch und Brod genoſſen. Alsdann gehen wir an unſere Arbeiten und Geſchäfte, die wir in den heiſſeſten Mittagsſtunden unterbrechen und hernach bis zu Sonnenuntergang fortſetzen. Den Abend bringt ieder im Schoſſe ſeiner Familie ſorgenlos zu. Mittags wird tapfer gegeſſen; Abends weniger. Der Abendtiſch beſteht gröſtentheils aus Früchten und Nagasbrod, welches mit unſerer fetten Butter beſchmiert herrlich ſchmeckt. Die Mittagsmahlzeit macht, wenn kein Fremder dabei iſt, nur ein Gericht aus, das bald kalt, bald

warm

warm aufgetragen wird. Durchgängig wird mehr kalt, als warm, geſpeiſet, und Suppen werden nur von Kranken genoſſen. Unſere Diätetik iſt ganz wider dieſe, weil ſie die Eingeweide ſchwächen. Vegetabilien ſind bei uns in groſſem Werth, beſonders die iungen Gemüſe; alle aber werden ſie friſch vom Lande genoſſen, und in der kurzen Zeit, in welcher dis nicht Statt finden kann, behelfen wir uns nur ſparſam mit Hülſenfrüchten und verzehren deſto mehr unſere getrockneten und wiederaufgewellten Trauben. Alle Klümpe, Breie und übrige Kleiſterſpeiſen ſind von unſern Tiſchen verbannt. Fleiſch von ſchmackhaften Thieren eſſen wir ſo gut, als andere Völker; doch halten wir uns vorzüglich an kalten Braten. Fiſche genieſſen wir nur zur Abwechſelung, Der Nachtiſch kann nirgends ſchöner angetroffen werden, als hier, und beſteht doch gröſtentheils nur aus Früchten; Gebackenes erſcheint ſelten und wir lieben davon nur einige leichte Arten. Unſere Diätetik proteſtirt ſehr gegen den häufigen Kuchengenus und verdammt bis in den Abgrund des Meeres alle erkünſtelte Süſſigkeiten, welche in Europa unter den Nahmen der Konfituren ſo allgemeingeliebt ſind. Obſt wird von uns

in

in groſſer Menge gegeſſen und wir verdanken ihm die milde Flüſſigkeit unſeres Bluts. Unſere Gewürze ſind Küchenſalz und Kräuter, die wir in groſſer Vortreflichkeit beſitzen und alle in unſern Gärten ziehen. In dieſen und im Obſt machen wir die Ausnahme, daß wir ſie auch trocknen. Sonſt iſt die Hauptregel bei allem, was wir eſſen, daß wir es friſch eſſen. Daher wiſſen wir nichts von eingemachten, von eingeſalzenen, eingepökelten und geräucherten Dingen. Heute geſchlachtet und morgen gegeſſen, heißt es; wird alſo ein Thier geſchlachtet, das von einer Familie binnen einigen Tagen höchſtens nicht verzehrt werden kann, ſo treten mehrere Familien zuſammen und nehmen einander davon ab. Unſer Getränk iſt Quellwaſſer, Milch und Früchteſaft. Biere werden nicht gebrauet, weil ſie in unſerm Klima uns zu viel Beſchwerde machen würden. Wein bereiten wir zwar; er wird aber nicht häufig genoſſen und iſt gröſtentheils nur das Getränk der Greiſe. Seine Stelle vertritt in den mehreſten Häuſern der Saft anderer Früchte, der weniger rauſchend iſt und womit uns die Natur auf das reichlichſte beſchenkt hat. Ihn zu bereiten iſt das Geſchäft

ieder

ieder Hausmutter. Auch wird damit häufig gehandelt. Alle Arten von Brantewein und von abgezogenen Waſſern ſind unter uns, dem Vater der Weſen ſei Dank, ganz aus der Mode gekommen. Unſere Weiſen haben uns den groſſen Grundſatz eingeprägt, daß von einem Volke, das lange leben und geſittet und tugendhaft ſein will, ſchlechterdings kein Brantewein getrunken werden müſſe. Hält man die Geſchichte der europäiſchen Völker dagegen, ſo iſt die Richtigkeit ihrer Meinung auch durch die ſchrecklichſte Erfarung und ſonnenklar erwieſen. Die abſcheulichſte Rohheit und Immoralität ſtempelt iedes derſelben noch, deſſen Lieblingsgetränk er ſogar iſt. Durch das ganze nördliche Europa kann man immer von hundert Waſſerſüchtigen, Hektiſchen, Blutſpeiern, Paralitiſchen, Apoplektiſchen und Epileptiſchen neun und neunzig rechnen, die es blos durch den Brantewein wurden. Viele hunderttauſende von Männern und Weibern in der Blüthe ihrer Jahre, von Vätern, Müttern und Jünglingen raft er durch den ganzen kultivirteſten Welttheil iahrausiahrein aus dem Schoſſe ihrer Familien dahin. Jeder einzelne Europäer, der

ein

ein Branteweinsliebhaber iſt, iſt auf der Stelle kenntbar und zeichnet ſich wenigſtens durch Taumel aus. Wie iſt es möglich, daß dieſem Leben und Sitten ſo fürchterlich zerſtörenden Unheil nicht wenigſtens allmählich ein Ende gemacht wird! Wie iſt es möglich, daß der Genus dieſes Tollwaſſers in einer Religion Gewohnheit und Uebertriebenheit ſein könne, die ſogar den mäſſigen Gebrauch des bloſſen Rebenſaftes befiehlt, weil aus dem Gegentheil ein unordentliches Weſen erfolge? Was würde der Mann, der dis ſprach, vollends geſagt haben, wenn er die Europäer bei ihren Branteweinflaſchen in ieder Stunde gefunden hätte! Und doch trift man ſogar europäiſche Aerzte an, die den Brantewein lieben; ia, was noch ärger iſt, europäiſche Philoſophen, die gleich ſpekulatif in der Branteweinsflaſche, als in der Weltweisheit ſind; und, was das allerärgſte iſt, ſogar europäiſche Prieſter, die täglich voll ſolchen unſaubern Geiſtes und als die ärgſten Branteweinsſäufer in der ganzen Gemeine bekannt ſind. O ihr aufgeklärten Europäer, ihr Chriſten — wie könnet ihr darthun, daß ihr das eine oder das andere ſeid, ſo lange ihr euch dieſem be-

täubenden Getränk ergebet! Aufklärung und Brantewein — Chriſtenthum und Brantewein — — gerade ſo zuſammenpaſſend, wie Chriſtus und Belial! Und hättet ihr nur wenigſtens daran noch genung gehabt, daß ihr dis Tollwaſſer hattet und euer Leben und eure Sitten dadurch zerſtörtet; aber ihr nahmet es mit auf eure Schiffe, brachtet es in alle übrigen Welttheile, lehrtet es die unſchuldigſten, natürlichlebendſten Völker kennen und verpeſtetet ſie mit der Sucht darnach. Dis iſts, was ſie euch zu danken haben -- Branteweinsgreuel und veneriſchen Greuel! Das iſt die Aufklärung, die ihr unter ihnen bewirkt habt, und für die euch ihre ſpäteſten Nachkommen noch verfluchen werden. Brüſtet euch ia nicht damit, daß ihr ihnen den Himmel in iener Welt geöfnet habt; ihr habt ihnen die Hölle in dieſer bereitet. Um ihre Vernunft ließſet ihr euch unbekümmert; ihre Tugend untergrubet ihr durch Beiſpiele von Wolluſt, Treuloſigkeit und Schwelgerei; ihrer Glückſeligkeit, die im frohen und vollen Genus ihrer natürlichen Freiheit beſtand, machtet ihr das Garaus. O ihr Aufklärer und Seelenretter! Ihr

ſchiftet

ſchiftet hin in alle Welt und verdarbet alle Heiden; denn getauſt habt ihr ſie zwar wacker im Nahmen des Vaters, des Sohnes und des Geiſtes, aber gelehrt habt ihr ſie, was der Vater nicht will, der Sohn nicht that und der Geiſt nicht vollbringen hilft.

Auf eben die Art, wie unſere Erwachſenen ſich nähren, werden auch unſere Kinder genährt. Man hält es nehmlich für äuſſerſt nothwendig, daß ein Menſch zu den Nahrungsmitteln, welcher er ſich ſeiner ganzen Lebenszeit hindurch bedienen ſoll, gleich von Anfang an gewöhnt werde; weil ihm ſonſt hernach iede Andersgewöhnung ſchädlich ſein müſte. Sobald alſo ein Kind die Mutterbruſt verliehrt, iſt und trinkt es mit ſeinen Eltern bis auf den Artikel Fleiſch. Dieſes bekommt es alsdann erſt, wenn es ſeine vollkommenen Schneidezähne hat; welches man für den Wink der Natur hält, daß es nun erſt, aber auch nicht ſpäter, Fleiſch eſſen lerne. Ebenſo ſchlafen auch die Kinder in ſolchen Betten, wie die Erwachſenen. Man wiegt ſie nicht; man ſingt ſie nicht ein; man bündelt und nothzwingt ſie nicht; aber —

ſehr reinlich hält man ſie. Sie liegen ganz frei mit Armen und Füſſen in kleinen leichten Jacken, und um ſie bequemer tragen zu können, ſchlägt man beim Aufnehmen ein trockenes Fell um ſie.

Thee und Kaffee ſind auch nicht dem Nahmen nach hier bekannt. Ihre Stelle vertritt unſere friſche nahrhafte Milch. Taback iſt ebenfalls nicht da und wird alſo weder geraucht noch geſchnupft. Ein Trakimorianer findet es unnatürlich, daß ein Menſch ſich ſelbſt einräuchere oder die Naſe voll Erde ſtopfe; und wenn man ihm von den Naſen und Schnupftüchern der galanten Herren und Damen in Europa, welche den Schnupftaback nicht ſchnupfen, ſondern verſchlingen, eine Beſchreibung macht, ſo hält er ſich vor dem europäiſchen Naſengreuel beide Ohren zu und erſtaunt, wie Menſchen auf den Einfall kommen können, ſich ſelbſt den fünften Sinn zu rauben, oder wirft die Frage auf, ob es etwa in Europa allerwärts ſo übel rieche, daß man zu dieſem traurigen Beraubungsmittel ſeine Zuflucht zu nehmen gedrungen ſei. Hier wenigſtens würde man in den aromatiſchduftenden Gärten auf den

voll-

vollkommenen Nieſsbrauch ſeiner Naſe um alles in der Welt willen nicht Verzicht thun.

Da wir den gröſten Theil des Jahres in unſern Gärten zubringen, ſo ſind auch unſere Wohnungen ganz darnach eingerichtet. Unüberſetzt, wie ſchon geſagt, iedoch mit einem luftigen Souterrain, worinn wir theils für unſere Perſonen der ärgſten Hitze ausweichen, theils unſere Speiſen und Getränke friſch und ächt erhalten, haben ſie nur zwei Stuben vorn heraus, woran hinten zwei Kammern ſtoſſen. Dazwiſchen iſt eine ſchöne geräumige Hausflur. Stuben und Kammern ſind gros, hoch, hell und lüftig. In der einen Stube wohnt die Familie, welche eigentlich die ietzlebende Generation ausmacht, nebſt der Pflanzſchule der künftigen. In der andern wohnen die Ausſtänder und Ueberbleibſel der vorigen und vorvorigen, wenn dieſe nicht ihre beſondern Häuſer haben; ſo, daß man daſelbſt oft Groseltern, Grosgroseltern und Ureltern bei einander findet. In den Kammern wird geſchlafen; in der Hausflur, wenn man nicht im Garten ſein kann, gegeſſen. Niemand wohnt gern den Tag über an demſelben Ort, wo er die Nacht

über geſchlafen und ausgedünſtet hat, und den ganzen Tag über werden auch die Schlafzimmer offen gehalten. Ebenſo mag auch nicht leicht iemand nach Tiſche ſich da aufhalten, wo er gegeſſen hat; es wäre denn im Freien. Die Hälfte der einen Kammer iſt zur Küche abgelegt. Allenthalben herrſcht die gröſſeſte Reinlichkeit und dieſe iſt der Hauptſchmuck unſerer Häuſer. Der Trakimorianer hält auf viel Fenſter, weil er gern Licht und Luft hat; kein Fenſter aber hat einen Vorhang, weil er es lächerlich findet, durch Fenſter erſt die Wohnung zu erleuchten und hernach durch Vorhänge wieder zu verdunkeln. Unſer ganzes Stubenameublement beſteht aus Tiſchen, Stühlen und Schränken, welche auch nicht häufiger da ſind, als nöthig iſt. Wo die Familie ſtark iſt, findet man ſtatt der Stühle Bänke; denn es iſt hier nichts ſeltenes, daß ein Vater zwanzig Kinder bei einander habe. Alle andere europäiſche Zimmerzierathen fehlen gänzlich; die Gemälde ausgenommen, mit welchen Stuben und Hausflur reichlich bekleidet ſind. Oefen brauchen wir nicht. Wir halten ebenſowenig auf Ueberflus an Wäſche und Geſchirren, als auf Ueberflus an Kleidern; ſondern man trift

in

in iedem Hauſe nur ſo viel davon an, als die Nothdurft erfordert. Unſere Wäſche wird durchgängig auch gebleicht. In thönernen Gefäſſen wird gekocht, und ſchlechterdings nicht in metallenen; gebraten wird am Spies, und gegeſſen von Steingut. Meſſer, Gabeln und Löffel haben wir auch; Servietten aber nicht. Etwas ähnliches davon wird nur Kindern vorgelegt, welche noch nicht mit Anſtand eſſen können. Unſere Tiſche ſind gewöhnlich bedeckt; ſo, wie aber geſpeiſet werden ſoll, wird noch ein beſonderes Tuch darüber gebreitet, welches gleich nach der Mahlzeit wieder durchs Waſſer gezogen und zum morgenden Tage getrocknet wird. Bei allem, was wir für unſer Hausweſen brauchen und verfertigen laſſen, wird vorzüglich auf innere Güte und auf Dauerhaftigkeit geſehen; kann Eleganz der Form damit verbunden werden, ſo iſt es gut. Immer aber bleibt dieſe nur Nebenſache und nie mus ſie die Grenzen der edlen Simplicität überſchreiten. Sobald dis iſt, wirfts der Mann von Trakimor mit Verachtung über die Seite und ſpricht nach ſeiner Art — kikel kakel. Dieſes Wort iſt urſprünglich trakimorianiſch. Tindal wunderte ſich daher nicht wenig, als

er es hier zum erſtenmahle wieder hörte, ſeitdem er Deutſchland verlaſſen hatte. Daraus, daß Deutſche und Trakimorianer, welche doch nie einander beſucht hatten, daſſelbe in ihrer Sprache führten, ſchlos er zweierlei. Einmahl, daß dis Wort unter die natürlichen Töne gehören müſſe; ſodann, daß, weil beide Nationen damit einerlei Sinn, nehmlich Ausdruck der Abneigung gegen alles, was nur Tand iſt, verbänden, der Hauptgrundſatz des deutſchen Nationalkarakters ſo gut, als des trakimorſchen Liebe zum Natürlichen und Reellen ſein müſſe und daß er blos in ienem durch Ausländer verwiſcht worden ſein könne.

Unſere Sitten und Gebräuche ſind im Ganzen genommen blos reiner Ausdruck der menſchlichen Natur; ſo, daß man ſich allenthalben vor zu viel und vor zu wenig hütet, um weder geckenhaft noch plump zu ſein. Die Weiber ſind hier ſchlechterdings nicht Männer, ſondern nur Männinnen; als wofür auch Allurvater Adam — Gott ſegne ihm dafür — ſein Weib nur paſſiren laſſen wollte. Wenn man nun auch gleich hier nicht weis, daß der erſte Mann eher da

ge=

geweſen ſein ſolle, als die erſte Frau, und daß dieſe ganz anfänglich nicht mehr und nicht weniger, als eine Ribbe von ihm, geweſen: ſo fühlt doch iede Frau, daß ſie ſchwächer ſei, als ihr Mann, und geſteht ihm deshalb ſchon den Rang über ſich zu. Der Mann hat alſo das Direktorium überall; doch darf er ſich nicht unterſtehen, ſein Weib zu mishandeln. Dieſer Fall iſt auch wirklich ſelten und bringt allemahl unter obrigkeitliche Ahndung. Die Weiber wiſſen durch ihre natürliche Gefälligkeit, die ihrem Geſchlecht überall und hier vorzüglich eigen iſt, demſelben zuvorzukommen; auch iſt, wie hernach gemeldet werden wird, noch von andern Seiten her durch unſere Staatsverfaſſung dafür geſorgt, daß er ſich nicht oft ereignen könne. Mann und Frau leben daher auf das herzlichſte und vertrauteſte, und wenn iener auch immer Herr im Hauſe bleibt, ſo iſt dieſe doch auch immer ſein erſter Freund, ſein erſter Rathgeber, ſeine erſte Freude und ſein erſter Troſt. Söhne und Töchter ſehen dis von Jugend auf und lernen dadurch nicht nur ihre Eltern gleichlieb haben, ſondern auch einſt ebenſo glückliche Gatten werden. Beiderlei Geſchlechter tragen ſich gleich und

leben von Kindheit an neben einander. Sie ſehen und ſprechen ſich, ſpielen, ſingen und tanzen zuſammen, ehe der Zeugungs-trieb erwacht. Dieſer regt ſich bei der hieſigen natürlichen Lebensart ſpäter, als in Europa, und wird ungeachtet unſeres wärmern Klima's ſelten ſo unmäſſig, wie dort. Eltern und Lehrer gewöhnen Knaben und Mädgen zur Beſcheidenheit gegen einander und nehmen dazu die Gründe aus der Verſchiedenheit der gleichwichtigen Beſtimmung beider Geſchlechter. Je mehr ſie erwachſen, deſto unverletzlicher wird ihnen wegen der Zunahme ihres Verſtandes dieſe Beſcheidenheit gemacht. Ein iunger Menſch, der ſich Ungezogenheiten in Handlungen, Geberden, Worten und Minen gegen ein Mädgen oder auch nur in Gegenwart deſſelben erlaubt, empfängt von dem erſten, beſten, der es bemerkt, ſeinen derben Verweis, und eine freche Dirne wird mit allgemeiner und öffentlicher Verachtung belegt. Unſchuld iſt das höchſte Gut, das man hier kennet, und Keuſchheit die erſte Tugend, auf deren Aufrechthaltung die ganze Staatsverfaſſung abzielt. Deſſen ungeachtet leben beide Geſchlechter ſehr herzlich und vertraut bei einander, und wird aus

der

der Trautheit Liebe, ſo weis man ſich zu helfen. Man heurathet einander; aber — auch nicht eher. Daher kömmt es auf der einen Seite, daß ſich hier nie Perſonen heurathen, die ſich nicht von Herzen gern heurathen, und auf der andern, daß nicht leicht ein Mädgen Mutter wird, ohne Frau zu ſein. Geſchieht dis ia, ſo widerfährt ihr nicht das geringſte Leid; denn ſie iſt ia in keiner Schuld; ſie hat alles gethan, um Frau zu werden, was ein Mädgen thun kann. Es iſt auch nicht zu zweifeln, daß ſie gern werde Frau ſein wollen, ſobald ihr treuloſer Liebhaber nur will. Dieſer alſo allein iſt ſtrafbar, weil er nicht ſogleich, da er Meiſter über ihre Schwachheit geworden war, ſie ehelichte und weil er Vater geworden iſt, ohne Mann ſein zu wollen. Unüberführt und unüberwieſen kann er hier nicht ſo leicht bleiben, wie in Europa; weil das innigere Familienleben in ſolchen Fällen viel Beweiſe wider ihn an die Hand gibt und weil die Diſtriktgerichte gute Kentniſſe von dem haben, was vorgeht. Heurathet er das durch ihn Mutter werdende und klagende Mädgen noch, ſo iſt die Sache mit einem öffentlichen Gerichtsverweis, den er über

ſeine vorgehabte Untreue empfängt, abgethan. Thut er es nicht, ſo wird er dazu angehalten, und im Weigerungsfall wird das Mädgen vom Staat für ſeine Frau anerkannt; ſie erhält ſeinen Nahmen und ſein ganzes Vermögen, und er — kann ſich ein Eiland zum künftigen Wohnort wählen, welches er will; in Trakimor kann er ferner nicht Bürger ſein. Seine Verlaſſene hat übrigens weiter keine Ungemächlichkeiten davon, als die, welche ihr die Natur auflegt, und von hieraus iſt die Erſcheinung erklärbar, daß man kein Beiſpiel davon habe, daß irgend eine ſolche Perſon Kindermörderin geworden ſei. Haiamal, wenn er davon hört, daß in Europa dergleichen betrogene Mädgen noch ſo ein hartes Schickſal haben, daß ſie einen öffentlichen Schandnahmen erhalten und daß ſich von der Obrigkeit an bis zur Kirche alles an ihnen räche, pflegt zu ſagen — eure Geſetze ſind es, welche den Kindermord verſchulden; denn es iſt unmöglich, daß eine Mutter ihres Kindes vergeſſe, wenn Verwandte und Staat nicht ihrer vergeſſen.

So, wie ein paar junge Leute einig werden, ſich zu ehelichen, ſagen ſie es zuförderſt

ihren

ihren Eltern und bitten ſie um Segen und Unterſtützung dazu. Dis iſt ihnen heilige Kindespflicht und wird ſie ſogar in der Schule zuletzt noch als ſchuldigſte Dankbarkeit für die genoſſene Erziehung von ihren Eltern gelehrt. Die Eltern können ihnen zwar, wenn ſie gegen die Heurath etwas haben, Vorſtellungen thun; aber Gewalt, ſie davon abzuhalten, oder ihnen auch nur dabei entgegen zu ſein, haben ſie nicht. Wollten ſie von ihnen verlangen, daß ſie gar nicht heuratheten, oder wenigſtens bei ihrem Leben nicht heuratheten: ſo würde ihnen dis als Unmenſchlichkeit angerechnet werden. Jeder Trakimorianer ſieht aber auch ſchon an ſich ſeine ſpätere Nachkommenſchaft gern. Wollten ſie für ſie wählen: ſo würde man dis als Anmaſſung und Thorheit auslegen. Sie ſind es ia nicht, die heurathen; ihre Kinder ſind es. Zwei Umſtände aber ſind es vorzüglich, welche die Heurathen überhaupt ſowohl, als auch die Zufriedenheit der Eltern damit ſehr befördern. Man weis hier nehmlich nichts von den ſogenannten Ehen unter dem Stande. Ein Stand iſt ſo gut, als der andere, oder vielmehr es gibt keine verſchiedenen Stände, ſondern ieder

iſt

iſt Bürger von Trakimor, und ſo iſts gewöhnlich, daß Kaufleute, Handwerker, Künſtler, Taglöhner und Fruchtbauern durch einander durch heurathen. Sodann iſt auch ieder Menſch, ſobald er zwei geſunde Arme und Luſt damit zu handthieren hat, im Stande, ſich ſelbſt ſein Brod zu verdienen, und es iſt ihm keine Schande, er verdiene es, wie er wolle, wenn er es nur ehrlich verdient. Er kann klein anfangen, und wenn er es darnach macht, es iährlich noch beſſer haben und von Zeit zu Zeit etwas anderes werden. An natürliche Lebensart und Genügſamkeit wird ieder gewöhnt; ein Plätzgen zum Hauſe findet er leicht; Holz und Steine dazu kann er ſich unentgeldlich holen; Theurung entſteht bei uns nie. Folglich fallen nicht nur alle die traurigen Urſachen des Cölibats, welche in andern Ländern Statt finden und aus denen ſo abſcheuliche Immoralität entſteht, hier gänzlich weg; ſondern die Eltern der Heurathenden werden auch weder durch falſchen Ehrgeitz noch durch Sorgen der Nahrung, daß an ihren Kindern ein Paar Bettler zuſammenkommen, dazu verleitet, ihnen ihre Einwilligung zu verſagen. Geſchähe es doch, ſo würde das Diſtriktgericht nicht darauf

achten.

achten. Bei dieſem melden ſich hernach die iungen Leute, und ſo, wie hier kein Verbot geſchieht und die Einſchreibung erfolgt iſt, ziehen ſie völlig zuſammen ohne Sang und Klang, ohne unnützen Hochzeitaufwand und ohne alles, und kopuliren ſich ſelbſt. Da gibt es dann, wenn das erſte Kind zur Welt kommt, keine alte Burgermeiſterin und keinen geizigen Prieſter, welche nachrechnen, ob es auch volle neun Monate nach der Einſchreibung im Diſtriktbuche erſt das Tageslicht erblickt habe. Zur Mitgabe ſind die Eltern zwar nicht verpflichtet; ihr eigenes Herz fordert ſie aber ihren Umſtänden gemäs dazu auf, weil ſie keine gröſſere Freude kennen, als das Glück ihrer Kinder und das Aufblühen der neuen Generation. Die Eltern des Mannes verhelfen gemeiniglich der iungen Familie zum Hauſe, und die Eltern der Tochter zu dem, was ins Haus gehört. Die erſte Mahlzeit Brod, welche die verheyratheten Kinder ihren Eltern in ihrem Hauſe geben, iſt allemahl rührend, und man hütet ſich deshalb wohl, irgend iemand auſſer ihnen dazu zu laden.

Cölibat iſt nicht nach dem Geſchmack der Trakimorianer; und zwar vermuthlich

darum

darum nicht, weil ſie ſich durch frühe Wolluͤſte nicht erſchoͤpfen. Liebe floͤßte die Natur iedem menſchlichen Herzen ein; nur der iſt in maͤnnlichen Jahren ohne ſie, der ſie als Juͤngling ausſchweifend oder gar unnatuͤrlich befriedigte. So, wie unſere Juͤnglinge auf der einen Seite ſtrenge Keuſchheit lieben, ſo ſchaͤtzen unſere Maͤnner auf der andern das Gluͤck, zaͤrtlicher Gatte und gluͤcklicher Vater einer Familie zu ſein, uͤber alles. Alte Jungfern gibt es hier und da; dieſe nehmen aber endlich ihre Zuflucht nach den Inſeln, wozu ſie, wenn alle Stricke reiſſen, Gelegenheit finden. Jeder Mann hat bei uns auch nur eine Frau; und das noch dazu ohne Landesgeſetz. Nicht nur die Unmaͤſſigkeit verleitet hier nicht zur Vielweiberei, ſondern der geſunde Menſchenverſtand ſagts uns auch, daß Familiengluͤck und Vielweiberei nicht zuſammen beſtehen koͤnnen. Die Diſtriktgerichte koͤnnen nur in zwei Faͤllen die Ehe verbieten. Einmahl, wenn iemand einen ſchon Verheuratheten ehelichen will, der noch nicht gerichtlich geſchieden iſt; und dann, wenn die Heurath zu nahe in der Verwandtſchaft iſt. Ueber beides hat das Geſetzbuch ausdruͤcklich entſchieden.

Man

Man könnte hier vieleicht einwenden, daß ein Volk, welches in allen Dingen der Natur folge, auch von keinen verbotenen Graden bei der Heurath etwas wiſſen werde; allein es leuchtet ia aus unſerer ganzen Verfaſſung hervor, daß wir der Natur nicht als Thiere, ſondern als Menſchen folgen. Freilich gibt es des Weſens der verbotenen Grade hier zu Lande nicht ſo viel, als in Europa; aber dafür darf man ſich auch für eine Ehe, die einmahl verboten iſt, keine Diſpenſation verſprechen. Alle unſere Geſetze ſind nicht überſtrenge; aber keins derſelben wird auch durchlöchert. Und wenn hier auch ſolche Diſpenſationen Statt fänden, ſo würde man ſie doch nimmermehr für Geld ertheilen; weil Geld ſchlechterdings nichts erlaubt machen mus, wenn Rechtſchaffenheit die Zierde iedes Bürgers ſein und das ganze Volk gleiche Rechte haben ſoll, und weil man ſonſt dem Reichen eine Art von Herrſchaft über die Geſetze einräumte; als wodurch der abſcheulichſten Immoralität Thür und Thor geöfnet werden würde. Unter dem Nahmen — Blutſchande — iſt keine der verbotenen Ehen verboten. Unſere Denker ſagen geradezu, daß man mit dieſem Me-

dius-

diusterminus nicht durchkomme. Es iſt ihnen wahrſcheinlich, daß ſo, wie ſich alle noch ſo unermeslichlange Reihen mit der Zahl Eins anfangen, auch die Reihe der ganzen Menſchheit, welche ie auf dem Erdboden gelebt hat, ſich mit Eins oder mit einem einzigen Menſchenpaar angehoben haben müſſe; und, dis vorausgeſetzt, meinen ſie, ſtammten wir ia im Grunde insgeſamt aus ſogenannten blutſchänderiſchen Ehen, dergleichen die erſten ſein muſten, her. Auch hat uns Moſes die verbotenen Ehen nicht gelehrt; ſondern abermahls allein die Natur hat ſie uns gelehrt. Wir räſonnirten von ieher ungefähr ſo: „Verhältniſſe, die die Natur ſelbſt machte, müſſen heilig und unverletzlich ſein. Jede Staatsverfaſſung wird um ſo vollkommener und ehrwürdiger, ie mehr es dieſe in Ehren hält und noch mehr in ihren Ehren beſtätigt. Nun iſt unter allen Verhältniſſen, welche die Natur zwiſchen Menſchen und Menſchen bauete, das Verhältnis zwiſchen Anſehen der Eltern und zwiſchen Reſpekt der Kinder gegen ſie das wichtigſte und erſte. Menſchen, unter denen dieſes Verhältnis Statt findet, auch nur auf irgend

einige Weiſe Statt findet, es ſei recht oder ſtief, es ſei durch Blut- oder Schwägerſchaft, müſſen ſich alſo nicht heurathen; denn — Perſonen, welche ſich ehelichen, werden einander völlig gleich. Der eine Theil kommt dadurch um ſein elterliches Anſehen, und der andere gibt ſeinen kindlichen Reſpekt auf. Dadurch wird Grund und Boden der natürlichſten Pflichten umgekehrt, die Familien gerathen in unmoraliſchen Wirwar und das gemeine Weſen verliehrt die ſtärkſte Stütze ſeiner Ordnung, Vollkommenheit und Glückſeligkeit. „Auch ward folgendes Räſonnement von ieher für richtig befunden: „Die Natur beſtäubet die Blume nicht gerade mit dem Samenſtaub der dicht neben ihr ſtehenden Blume. Der Wind führt vielmehr oft von den entfernteſten Blumen ihr den Staub zu. Hierdurch bewirkt ſie die unausſprechlichſte Mannigfaltigkeit und hilft oft Pflanzen, die ſonſt Vergang genommen haben würden, durch ſtarke Nachkommenſchaft wieder auf. Ihre Oekonomie im Pflanzenreich mus auch die Menſchheit im Menſchenreich aufmerkſam machen; denn die Menſchheit ſoll der Natur alles Gute und Nützliche ablernen. Wo nur

eine menſchliche Familie exiſtirte, da müßte ſich freilich aus Noth ein Mitglied derſelben bei der Heurath an das andere halten. Wo aber viel Familien bei einander leben, da wird für Mannifaltigkeit, Stärke und Dauer der Menſchheit beſſer dadurch geſorgt, daß aus einer Familie in die andere geheurathet werde. Man denke ſich eine melancholiſch-pflegmatiſche Familie; wenn dieſe ſich unaufhörlich nur an einander verehlichte, welch eine fürchterliche Nachkommenſchaft im dritten Gliede würde ſie haben! Man denke ſich eine durch Erbkrankheiten ſchon geſchwächte Familie; wenn dieſe es auch immer ſo hielte, würden die Kindeskindeskinder nicht, nur um zu ſterben, geboren werden? Heurathet aber ein choleriſchſanguiniſcher Mann in die erſtere; heyrathet ein geſunder, kraftvoller Mann in die letztere: welche glückliche Temperamentsmiſchung kommt dadurch wieder in iene, und welch neues Leben wird dadurch in dieſer wieder angefacht!“ Nach dieſem zwiefachen Räſonnement, welches uns die Natur lehrte, ſind unſere verbotenen Grade der Verwandſchaft bei den Heurathen beſtimmt worden. Vermöge des letztern dürfen ſich Geſchwiſter, es ſei recht oder ſtief-

ſchlech-

ſchlechterdings nicht heurathen; wohl aber Geſchwiſterkinder aller Art, weil auf dieſe iener Mediusterminus, aus welchem die Geſchwiſterehe unſtatthaft iſt, nicht mehr angewendet werden kann. Vermöge des erſtern iſt es allen Perſonen ohne Unterſchied verboten, ſich zu ehelichen, zwiſchen welchen der Reſpektusparentelá, wie die Europäer ſagen, auf irgend eine Weiſe Statt findet. Alle andere verbotene Ehen in Europa, wie z. E. die Ehe mit der Schweſter Mann, oder mit des Bruders Frau, oder mit der Frauen Schweſter, oder mit des Mannes Bruder ſind ohne Anfrage erlaubt; weil auf dieſe keiner von beiden nur angenommenen natürlichen Mediisterminis anwendbar iſt. Uebrigens wird der Reſpektusparentelá bei uns nicht nach Graden berechnet; ſondern wo er iſt, da iſt er und gilt als ſolcher, er mag gröſſer oder kleiner ſein, und der Vater darf ſeines Weibes Schweſtertochtertochter ſo wenig heurathen, als ſeine eigene leibliche Tochter. Solche Ehen, wie die erſtere der beiden iezt genannten dürfen auch darum hier nicht einmahl buchſtäblich verboten werden, weil niemand auf den unnatürlichen Einfall geräth, eine Perſon

 von

von ſehr ungleichem Alter ehelichen zu wollen. Die höchſte Verſchiedenheit, welche ia Statt findet, beträgt etwa zehen Jahre. Solche Leute alſo, deren Ehe einmahl geſetzwidrig iſt, dürfen ſich nie wirklich heurathen. Wollte man aber fragen, was ihnen alsdann geſchähe, wenn ſie ſich doch die Freuden der ehelichen Liebe einander gewährten und dis endlich bekannt würde: ſo dient zur Ehre der trakimorſchen Heiden hierauf zur Antwort, daß ſo ein Fall noch nicht vorgekommen ſei. Käme er vor, ſo würde es den Thätern vermuthlich ſo gehen, wie es einem iungen Manne geht, der das Mädgen nicht heurathen will, das ſchwanger von ihm iſt. In Trakimor dulden wir ſie nicht länger. Es iſt aber auch zu glauben, daß ſie von ſelbſt gehen würden, denn allgemeine und ewige Verachtung würde ſie drücken. Ueberhaupt aber erlaubt ſich unſere Nation die Uebertretungen aller ihrer Geſetze weit weniger, als irgend eine andere, und dis kommt, den wackern Schulunterricht über die Landesgeſetze miteingerechnet, vermuthlich davon her, daß ſich unſere Obern kein Dispenſationsrecht von den Geſetzen anmaſſen. Da,

wo die Suma's für Geld diſpenſiren, mus der Bürger natürlicher Weiſe auch auf den Einfall kommen, das Geld zu ſparen und ſich im ſtillen ſelbſt zu diſpenſiren. Wie ſoll er ſich überzeugen können, daß Geld eine böſe Sache gut mache und daß er eine Sünde daran thue, wenn er in einer Angelegenheit, die folglich gleichgültig ſein mus, das Geld ſpare? Haiamal ſchüttelt gewaltig den Kopf, wenn er hört, daß auf der einen Seite in chriſtlichen Ländern die Ehe mit der verſtorbenen Frauen Schweſter noch verboten ſei, und daß auf der andern Seite Päbſte das Recht ſich anmaſſen, Ehen, bei welchen der Reſpektusparentelá in hohem Grade Statt findet, zu diſpenſiren.

Die zweiten Ehen ſind bei uns zwar beiden Geſchlechtern erlaubt, kommen aber bei weitem nicht ſo häufig vor, als in Europa. Die natürliche Urſache hiervon iſt unſere im Ganzen längere Lebensdauer und beſonders die gröſſere Feſtigkeit und Dauerhaftigkeit der Weiber. Dieſe laſſen ſich durch zwanzig Niederkünfte nicht leicht etwas an-

 fechten.

fechten. Wenn nun ein Paar Ehegatten funfzig Jahre und drůber beiſammen verlebt haben, ſo heurathet der eine nach dem früher, als gewöhnlich, erfolgten Tode des andern nicht leicht wieder; denn er hatte ſich zu ſehr an dieſen gewöhnt, er war zu ſehr ein Herz und eine Seele mit ihm geworden, als daß es ihm nicht zu weit ausſichtig ſcheinen ſollte, ehe er ſich wieder ſo an einen zweiten Menſchen gewöhnte und wieder ſo mit ihm ein Herz und eine Seele würde. Ohnedis aber, oder wenigſtens die ganze lange Zeit über, ehe er es ſo weit brächte, würde er ſich durch den Kontraſt ſeines gegenwärtigen Zuſtandes mit ſeinem vorigen unglücklich fühlen. Die ſogenannten goldenen Eheiubiläums, welche in Europa ſo etwas ſeltenes ſind, gehören alſo in Trakimor unter die Alltäglichkeiten; ia, was noch mehr iſt, die diamantnen Eheiubiläums ſind hier lange nicht ſo ſelten, wie dort die goldenen. Es iſt ein häufiger Fall, daß Leute eine hundertiährige Ehe führen. Hierbei dürfte wohl mancher kultivirte Europäer, wenn er es hörte, die Hände über den Kopf heben und ausrufen: „Hundert Jahre? Vor dem Glück bewahre mich der

Him=

Himmel!“ Ja, hundert Jahre und drüber, und zwar — ie länger, desto herzlicher. Das alles iſt Natur. Wie ein wahrer Freund mit dem andern immer vertrauter wird, ie älter ihre Freundſchaft wird, ſo wird auch das Beiſammenleben unſerer Ehegatten immer inniger, ie länger es wird. So ein Paar Gatten, welche ein ganzes Jahrhundert hindurch iede Freude, iede Noth, die ſie traf, gemeinſchaftlich theilten, bei einander zu ſehen, iſt einer der ſeligſten Anblicke, die die Menſchheit reichen kann. Und — dabei zu ſein, wenn endlich der Tod ſie trennet, iſt auf Gottes ganzer Erdenwelt der rührendſten Auftritte einer. O könntet ihr das einmahl mitanſehen, ihr aufgeklärten und verfeinerten Europäer, wie würde vielen von euch das Herz unter Schmachempfindungen klopfen, und wie würden viele von euch ihren tiefen Abſtand unter unverdorbener Natur und hoher Menſchengüte und Menſchentreue in Trakimor ſo ſchaudernd fühlen! Mit dem liebevolleſten Dank gegen einander, mit vereinigten Preis gegen Gott für alle die zahlloſen Segnungen, mit welchen er ihren langen Eheſtand beglückte, umringt von Kindern

und Kindeskindeskindern, und lebendig überzeugt davon, daß ſie bald wieder werden beiſammen ſein, ſagen Mann und Frau einander das letzte Lebewohl, und der hinterbleibende Gatte hat dann weiter keinen Wunſch und kein Gebet zu Gott, als ſeinem vorangegangenen Lieben in die beſſere Welt bald nachzufolgen.

Dieſe Erzählung von hundertjährigen Ehen erwirbt alsdann erſt der hieſigen Nation eine vollkommene Achtung, wenn hinzugeſetzt wird, daß hier die Scheidungen weit leichter ſind, als in Europa. Wir betrachten nehmlich die Ehe als einen Kontrakt, den Mann und Frau unter ſich machen und der nur ſie angeht, und ſchlieſſen daraus, daß ſo, wie es ihnen frei ſtand, denſelben zu machen, es ihnen auch frei ſtehen müſte, denſelben wieder aufzuheben. Das einzige Erfordernis zur Scheidung iſt blos, daß beide Theile darein willigen. Sobald dis iſt, gehen ſie vor das Diſtriktgericht und zeigen ihre vorhabende Trennung an. Da ſind dann die Richter viel zu klug, als daß ſie auch nur

ein Wort darüber verliehren, oder gar ganze Termine zur gütlichen Ausſöhnung beraumen ſollten; denn wie ſollten ſie bei dem natürlichen Gang, den hier alle Angelegenheiten des Menſchen behalten, auf den Einfall kommen, zu Leuten, die ſich nicht lieben können, zu ſagen, ihr ſollet und müſſet euch lieben. Liebe, ſpricht unſer weiſes Geſetzbuch mit dürren Worten, kann nicht befohlen werden. Das iſt aber Gerechtſame der Gerichte, daß ſolche Perſonen ihnen von ihrem Trennungsvorhaben Voranzeige thun müſſen; ſo, wie ſie ſich nicht heurathen konnten, ohne dergleichen erſt zu thun. Haben ſie ſich ſchon mit ihrem Vermögen aus einander geſetzt, ſo zeigen ſie auch dis blos an. Können ſie aber nicht darüber einig werden, ſo ſetzen ſie die Richter aus einander. Das ſämtliche Vermögen, wie es zur Zeit iſt, wird unter Mann und Frau getheilt; ſind Kinder da, ſo gehören dieſe dem Vater. Jeder Theil kann ſofort wieder heurathen und die Scheidung ſelbſt macht ihnen nicht den geringſten öffentlichen Schimpf oder Vorwurf. Man kann die Grundſätze, aus welchen die wichtige Sache der Ehen hier auf

 dieſen

dieſen Fus geſetzt ward, noch ausführlicher in der Beilage zum Geſetz darüber leſen.

„Wenn keine Ausſicht da wäre, daß Ehegatten wieder ſich trennen könnten, welcher iunge Mann, welches Mädgen bei geſundem Menſchenverſtande könnte es wagen, zu heurathen! Wie? Retten wir nicht gern ieden Unglücklichen? Und — die Ruhe und das Glück eines ganzen Lebens zu verliehren im Begrif ſtehen, dafür ſollte es keine Rettung geben? Es iſt ia doch bei aller Vorſichtigkeit möglich, daß auch der klügſte und beſte Menſch zuweilen falſch wähle. Wenn ihm nun der Gatte, den er wählte, die Wahl zurückgibt — wen geht es weiter etwas an? Die Kinder behalten ia ihren Vater, der ſie ernährt und erzieht, er mag Mann dieſer oder Mann iener Frau ſein. Fürwahr die Unzertrennlichkeit der Ehen würde den eheloſen Stand befördern. Darf es aber wohl Sitte ſein, irgend eine Staatseinrichtung zu treffen, wodurch Menſchen von dem Genus der reineſten und menſchlichſten Freuden, von den Freuden, Gatte und Vater und Haupt einer Familie

zu

zu ſein, zurückgeſcheucht werden? Würde eine ſolche Einrichtung dadurch nicht vollends ſchrecklich, wenn man erwägt, daß ſie die vom Schöpfer gemachten Anlagen zu allen folgenden Geſchlechtern zerſtört? Und was würde geſchehen müſſen, wenn der eheloſe Stand aus Furcht vor der Unzertrennbarkeit der Ehen um ſich griffe? Jedes menſchliche Herz hat ſeine Augenblicke, in welchen die Liebe es allgewaltig bewegt. Nun, ſo würden dieſe Augenblicke, welche der Gott der Liebe zu den heiligſten für die Menſchheit beſtimmt hat, zu den ſchändlichſten Wollüſten leiten. Ausſchweifungen und Lüderlichkeiten aller Art und eine immer unnatürlicher, als die andere, würden Ueberhand nehmen und alle Ausbildung und Veredlung unſeres Volks unmöglich machen.“

„Die Ehe ſoll durch Einigung der Gemüther die ſüſſeſten Freuden des Lebens denen gewähren, welche ſie führen. Denn um die Laſten der Erde noch zu vermehren, dürften wir doch warlich nicht gar noch ausdrücklich einen beſondern Stand für uns ſtiften.

ten. So hättens die Thiere beſſer, als wir, welche zur Paarzeit zuſammenkommen und noch Erziehung ihrer Jungen wieder aus einander gehen. Gottes Wille aber iſt, daß wir es auf Erden beſſer haben ſollen, als ſie. Jede Ehe alſo, welche durch unzuvereinigende Zwietracht der Gemüther das Gegentheil ſtiftet und dem Leben ſogar auch alle die Freuden raubt, die es noch hat, iſt ein Widerſpruch, hört auf vernünftig zu ſein und mus daher auch ganz aufhören zu ſein.“

„Was ſollen Eheleute beiſammen, die ſich nicht lieben? Sollen ſie noch Kinder zeugen? Verabſcheuungswürdige Geſchöpfe wären ſie, wenn ſie bis alsdann noch thäten! Ich bitte euch, Mitbürger — was für ein viehiſcher Sinn gehörte dazu, ein Geſchäft der Natur ohne Liebe zu verrichten, welches für Menſchen einzig und allein nur durch die innigſte Liebe und durch die ſanfteſte Zärtlichkeit anſtändig wird!!! Vater von neuem durch ein Weib werden, dem man gram iſt — im Brauſen und Toben der Leidenſchaft

ſchaft und als Thier ſich in Arme werfen, aus welchen man ſich in ruhigern Augenblicken und als Menſch windet — — welch ein abſcheulicher Gedanke! Nur höchſter, unverwerflichſter Beweis für die inbrünſtigſte Herzlichkeit ſeiner Eltern gegen einander ſoll jedes Kind durch ſein Daſein werden. Warlich, dieſer Gedanke iſt ſo wichtig, daß er allein ſchon im Stande ſein ſollte, alle Geſetzgeber und Staatengründer dahin zu beſtimmen, daß ſie weder Unzertrennbarkeit der Ehen einführten noch auch die Scheidung nur erſchwerten, damit kein Kind, als nur von Eltern, gezeugt würde, die ſich wahrhaftig lieben. Im Gegenfall wird aus der Liebe Geilheit und — der Menſch ſinkt unter den Affen herab. Und denket euch ſo ein Kind, das ſolche zwieträchtige Eltern blos im thieriſchen Vergeſſen ihrer Zwietracht erzeugten; wie traurig mus ſein Schickſal ſein! Der Vater ſieht es mit Unwillen darauf an, daß es Zeuge wider ihn von den höchſten Empfindungen für ein Weib ſein ſoll,

für welches er nichts empfindet; die Mutter nimmt es mit Verdrus darüber auf ihren Schos, daß ein Menſch ſein Vater ward, den ſie nicht leiden konnte. Wie beſſer wäre dem Wurm, wenn es nie geboren ward! Ja, ſollte es auch wohl, da Liebe nicht ſeine Schöpferin ward, iemals ſo ein geſunder, ſtarker, dauerhafter, heiterer, geiſtvoller und glücklicher Menſch werden, als es im Gegentheil hätte werden können? Dieſe Frage iſt wichtig und der Ueberlegung aller unſerer Denker werth. Fiele die Antwort darauf ſo aus, wie zu erwarten ſteht, ſo würde die Nothwendigkeit der Trennung mislungener Ehen gar nicht weiter zu beweiſen ſein, und unſere Obern müſten nicht nur dergleichen Scheidungen bewilligen, ſondern ſie müſten ſie auch veranſtalten, ſelbſt anrathen, befehlen, bewirken.“

„Was ſollen Eheleute beiſammen, die ſich nicht lieben? Sollen ſie etwa die erzeugten Kinder erziehen? Das können ſie nicht mehr gemeinſchaftlich. Sie ſtimmen nicht überein; ſie haben nicht einerlei Grundſätze. Liebe vermag ſie

ſie nicht mehr über die Verſchiedenheit ihrer Meinungen zum Beſten der Kinder zu vereinigen. Jeder ſucht nun vielmehr die ſeinige durchzuſetzen und iſt wohl recht dem andern zum Poſſen anderer Meinung. So erzieht der eine von ihnen die Kinder ſo, der andere ſo. Was dem Vater am Kinde wohlgefällt, das misfällt der Mutter; was iener befiehlt, verbietet dieſe; wenn der Vater eine Ungezogenheit am Kinde ſtrafen will, nimmt es die Mutter in Schutz. Welch eine verkehrte Erziehung; wie kann ſie anders, als ganz verſchraubte Menſchen bilden? Zwiſchen zwieträchtigen Eltern ſtehen die Kinder recht zu ihrem Unglück in der Mitte. Unaufhörlich müſſen ſie die Zänkereien derſelben unſchuldigſt büſſen; weil ſie allemahl die erſten Menſchen ſind, welche ihnen dann in den Weg kommen. Das Kind, das die meiſte Aehnlichkeit mit dem Vater hat, wird von der Mutter ebenſo gehaſſet, wie der Vater; ein anderes, welches der Mutter Bild iſt, kann der Vater wieder ſo wenig leiden, wie dieſe. Jedes von den Kindern ſchließt ſich an den von ſeinen Eltern an, der es lieb hat und lernt in derſelben Maſſe den andern haſſen. Unter den Kindern ſelbſt entſteht frühzeitig

eine Feindſchaft gegen einander, wie zwiſchen den Eltern, die ſich hernach auf Lebenszeit nicht wieder verliehrt. Und — was für boshafte, tückiſche und ruchloſe Seelen müſſen das werden, die täglich Zeugen von den ärgſten Mishandlungen werden, welche die Eltern gegen einander ausüben, und die unaufhörlich böſe Beiſpiele von den beiden Menſchen ſehen, die ihren Nachahmungstrieb am meiſten reitzen! Zwieträchtige Eltern können durchaus nicht mehr ihre Kinder gemeinſchaftlich gehörig erziehen. Alſo ſchon der Kinder wegen müſſen ſie aus einander. Nur einer von ihnen mus ſie erziehen, und das iſt der Vater. Dem Vater gehören ſie; er hat ihnen das Leben gegeben.“

„Ehegatten, welche ſich nicht lieben, kommen in ihrem Vermögenszuſtande zurück und verarmen. Wenn ſie auch arbeiten, ſo iſt doch kein Segen dabei. Nur Eintracht ſegnet. Sie überlegen nicht mehr gemeinſchaftlich, ſondern ieder machts, wie er will. Sie werden nachläſſig, träge. Sie fangen an das auſſerhäusliche Leben zu lieben, weil ihnen im Hauſe alles zum Ekel iſt. Haben ſie

Ge-

Geſinde, ſo wird auch dieſes durch ihr Beiſpiel und durch ihre Unaufmerkſamkeit faul und lüderlich. Wenn ſie auch beide arbeiten, ſo läſſets oft nur ſo, als arbeiteten zwei. Im Grunde arbeitet gar keiner; denn ieder von ihnen arbeitet dem andern entgegen und zerſtört wieder, was der andere ſchaft. Nur durch Scheidung ſolcher Menſchen, bei denen der Zweck der Ehe, die gemeinſchaftliche Arbeit und Führung des Hausweſens wegfällt, wird dem Unheil vorgebeugt, daß das Land nicht endlich von Bettlern wimmle.“

„Ehegatten, welche ſich nicht lieben, ſitzen unter einem Dach und unter einer Laube wie ein Paar Henker zuſammen, die bei ieder Gelegenheit einander quälen und kerkern. Man kann ſie wie gegenſeitige Mörder betrachten, die den Todſchlag an einander allmählich ausüben und erwiedern. Ja, ſie zerſtören nicht nur einer dem andern den Leib, ſondern auch die Seele. Täglich werden ſie ſchlechtere Menſchen und erſticken einer in des andern Herzen endlich iedes gute Gefühl und iede menſchliche Geſinnung. Wie ſchändlich vorbereitet werden ſie einſt in iene Welt über-

 gehen!

gehen! Wie mus ihnen ietzt ſchon ſein, als bebte der Bethügel unter ihnen, ſo oft ſie es noch wagen, gemeinſchaftlich auf ihm hinzuknieen! Wie? und wir ſollten nicht dazu beitragen, daß Leute von einander kämen, welche ſich an Leib und Seele verderben? Wir ſollten ſie zwingen, ferner beiſammen zu leben, damit ſie einander ganz um das Heil iener Welt brächten und dort noch den Tag verfluchten, an welchem ſie hier ſich unzertrennbar ehelichten? Eine ſolche Geſetzgebung und Staatsverfaſſung wäre die menſchenfeindlichſte und grauſamſte. Jede gute Staatsverfaſſung ſoll auf Erden ſchon den Bürger ſo glücklich machen, als möglich; das wäre alſo die allerſchlechteſte welche ihre Bürger nicht allein hier, ſondern auch ſogar in iener Welt noch ſo unglücklich machte, als möglich. Unſere irrdiſchen Staatsverfaſſungen müſſen dem groſſen Zweck des allgemeinen Staats Gottes ienſeits des Grabes, der höchſte Glückſeligkeit des ganzen Menſchengeſchlechts iſt, nicht entgegen= ſondern vorarbeiten. Alſo weg mit Unzertrennbarkeit der Ehen! Es ſei nicht nur Menſchen erlaubt,

ins

ins Gericht zu gehen und zu ſagen — wir hoffen uns glücklich zu machen; darum wollen wir Ehegatten werden; ſondern — es ſei auch eben dieſen Menſchen erlaubt, in daſſelbe zurückzukehren und zu ſprechen — unſere Hofnung hat uns getäuſcht und wir werden unglücklich; darum wollen wir aufhören Ehegatten zu ſein!!!“

Statt, daß alſo in Europa, wenn beide Ehegatten die Scheidung wünſchen, manche Konſiſtorien erſt Termine zur Güte anſtellen und die Scheidung wo nicht ganz verſagen, doch erſchweren, treten hier ſogar, wenn z. E. der Mann zwar geſchieden ſein will, aber die Frau nicht, die Familien beider zuſammen und bereden die leztere zur Einwilligung. Und ſtatt, daß in Europa die unnützen Termine zur gütlichen Ausſöhnung ſtrittigen Ehegatten ſo viel Geldkoſten verurſachen, daß ſie endlich aufhören einander zu verklagen und — ſich lieber im Stillen fortzanken und im Stillen ie-

der, wer am beſten kann, den andern zu Tode ärgere, koſtet hier die augenblicklicherfolgende wirkliche Scheidung derſelben gar nichts. Eine Scheidung blos von Tiſch und Bette vollends rechnen die natürlichen Trakimorianer für den hundertſten zu den übrigen neunundneunzig europäiſchen Widerſprüchen. Wenn übrigens Verlobte ihr Vorhaben nicht vollziehen, ſondern eine andere Heurath treffen: ſo bekümmern ſich hierum die Gerichte nicht einmahl. Es iſt ia ſehr klug, ſpricht man vielmehr, daß Leute, welche durch irgend einen Zufall die Entdeckung machen, daß ſie ſich nicht zu einander ſchicken, noch zu rechter Zeit und lieber gar von einander bleiben. Geſetzt aber, daß es Sitte wäre, daß unſere Richter auch die Verlobten trennen müſten, ſo iſt doch kein Zweifel, daß ſie ſich ſchämen würden, auf ihre Mahlſchätze Jagd zu machen.

Die Hochgelehrten und tiefſportulirenden unter den europäiſchen Herren Konſiſtorialen würden, wenn ſie dis läſen, vieleicht ausrufen — Nun, ſo werden die

Diſtrikt=

Diſtriktrichter in Trakimor wohl den ganzen Tag über nichts weiter zu thun haben, als leichtſinnige Eheleute zu ſcheiden! Die Herren machen aber, mit ihrer Erlaubnis geſagt, einen ſehr falſchen Schlus, deſſen Unrichtigkeit nun ſchon die Erfahrung ganzer Jahrhunderte widerlegt. Nicht das iſt der Erfolg davon, daß die Scheidung hier ſo leicht iſt, daß die Scheidungen häufig wären, ſondern das iſt der Erfolg, daß die unglücklichen Ehen ſelten ſind. Freilich, wenn man in Europa hundert Menſchenpaare, die zehen Jahre im Eheſtande zugebracht haben, hinſtellte und ſie der Reihe nach fragte, ob ſie wohl, wenn ſie noch nicht Paare wären, nun heute noch Paare werden wollten: ſo könnte der Fall immer ſein, daß neunundneunzig ſo deutlich nein ſprächen, wie ſie vor zehen Jahren am Altare ia geſagt haben; und ſo könnts dann allerdings geſchehen, daß dieſe neunundneunzig, wenn Scheidung leicht wäre, ſich wirklich ſcheiden lieſſen. Allein — wir ſind hier, welches wohl zu merken iſt, der groſſen Sache der Menſchheit der Eheſtands-

ſtandsſache nicht blos von einer Seite, ſondern von allen, nicht blos von der letzten, ſondern auch von den erſtern zu Hülfe gekommen. Die Eltern haben erſtlich bei uns kein Recht und dürfen es ſich auch nicht anmaſſen, ihre Kinder von gewiſſen Heurathen abzuhalten oder zu andern zu zwingen. Jeder, wer hier heurathet, heurathet im ganzen Verſtande ſelbſt und ſein eigenes Herz ſucht ſich den Gatten aus. Das iſt ein wichtiger Punkt; man unterſuche die unglücklichen Ehen der Europäer, ſo wird man ſehen, daß die Hälfte derſelben daher entſtanden ſei, weil die Eltern ſie ſtifteten. Wo dieſer ihr Stolz, oder ihr Eigenſinn, oder ihr abgeſtumpftes Gefühl, oder gar ihre Habſucht in dieſer Sache nicht nur mitſprechen ſondern ſogar Machtſprüche thun dürfen, da kann es ſelten anders, als ſchief, gehen. Welch eine Tirannei aber und wie entgegen allen Grundſätzen und Empfindungen der Natur, vermöge welcher der Menſch ſogar Vater und Mutter verlaſſen und an ſeinem Weibe hangen ſoll! Ferner begünſtigt auch hier der Mangel an Verſchiedenheit der Stände und die Gleichheit der

Bür-

Bürger die freie Herzenswahl bei der Heurath. Jedem iungen Manne in Trakimor ſteht die ganze weibliche Welt daſelbſt offen; iedem Mädgen die ganze männliche. Niemand ſieht ſich genöthigt, dieſe oder iene Perſon darum zu heurathen, weil ſein Gatte ſchlechterdings von ſeinem Stande ſein ſoll und er keine andere Perſon ſeines Standes dazu finden kann. Wie wichtig auch dieſer Umſtand ſei, beweiſen beſonders ſo viel Ehen der Groſſen in Europa. Waren nicht von ieher daſelbſt die glücklichſten Ehemänner unter den Suma's dieienigen, welche ſich unter ihrem Stande vermählten und ſich dabei über das Gerede einer ganzen Welt wegſetzten? Wie ging es hingegen oft den Grafen, welche ſichs zur Ehre rechnen muſten, eine Fürſtentochter, und den Fürſten, welche ſichs zur noch gröſſern Ehre ſchätzen muſten, eine Königstochter als Gattin umarmen zu dürfen? Wie ging es den Suma's gröſtentheils, welche nicht einmahl das Glück hatten, das der Taglöhner hat, ſich eine Mitbürgerin zum Weibe zu nehmen, weil ſie ſelbſt nur die einzige Familie ihres Standes

 im

im Lande ausmachten und ihre Gemahlin doch einmahl ihres Standes ſein ſollte; — wie ging es ihnen, wenn ſie ſich, durch Verſchiedenheit der Kirche wohl noch obendrauf in der ausländiſchen Wahl beſchränkt, eine Prinzentochter aus den fernſten Gegenden erſchrieben und ſie, ſtatt daß ihr ärmſter Unterthan ſich doch wenigſtens ſeine Frau auf ihr eigenes ehrliches Geſicht nehmen kann, auf ihr falſches Portrait zur Gattin nahmen? — Ferner plagt uns auch der Luxus nicht. Hieraus entſteht nicht nur das Gute, daß das Cölibat hier nicht einreißt, wie in Europa, wo den jungen Mann oft einzig und allein die Koſten vom Heurathen abhalten, welche eine Frau von Welt iahrausiahrein macht; ſondern es ſtiftet auch den groſſen Vortheil, daß die Heurathen aus Geitz wegfallen, welche ienſeits des Grabens ſo gewöhnlich ſind und allerſeits den Grund zu unglücklichen Ehen legen. Wer hier heurathet, der heurathet das Mädgen und nicht ihr Geld oder ihr Haus. Zu einem Hauſe kann er doch wohl kommen, und Geld, ſo viel er deſſen mit der Frau, um zu leben, braucht, kann er mit ihr, wenn ſie auch noch ſo arm iſt, verdienen.

Das

Das Sprichwort der nach Geld heurathenden Europäer und Europäerinnen, oder ihrer Eltern und Schwiegereltern — die Liebe finde ſich noch wohl nach der Hochzeit — würde bei uns, wo doch ſogar Scheidung nicht ſchwer iſt, für die Sprache eines Raſenden ausgegeben werden. Wir ſprechen nicht — Hochzeit macht Liebe, ſondern — Liebe macht Hochzeit; und auch dieſe richtigere Sprache lehrt uns die Natur. Am allerwenigſten würde iemand von uns ſo toll ſein und eine Perſon, die ſein Vater oder ſeine Mutter ſein könnte, ihres Hauſes, ihres Ackers oder ihrer Kapitalien wegen heurathen. Wir können uns nichts ſchändlicheres vorſtellen, als — daß Leute, ohne die geringſte Herzlichkeit von Empfindung und Liebe für einander zu haben, Handlungen an einander verichten ſollen, welche einzig und allein die allerherzlichſte Liebe und Gegenliebe an Menſchen rechtfertigt. Dieſer Grundſatz iſt einer von denen, welche allen unſern iungen Leuten, wenn ſie die Schule verlaſſen,

 noch

noch zulezt ans Herz gelegt und mit auf den Weg gegeben werden.

Hieraus erhellet, daß Simpathie und Liebe allein die Stifterinnen der Heurathen in Trakimor ſind; und, wo die Sache der Ehe auf dieſem Fus ſteht, da müſſen an ſich ſchon wenig Scheidungen vorfallen können. Man hat aber auch endlich noch, um alles zu thun, das Herkommen eingeführt, daß Perſonen, die ſich heurathen wollen, erſt eine Zeitlang, zuweilen ein halbes, zuweilen ein ganzes Jahr lang, beiſammen unter den Augen ihrer Eltern leben können. Hierdurch gelangen ſie zu der vollkommenſten Kentnis ihrer gegenſeitigen Karaktere und wiſſen am Tage der Einſchreibung in das Buch der Ehen von Trakimor ganz, wen ſie an einander haben. Der Zuſaz — unter den Augen ihrer Eltern — kommt iedem böſen Herzensleumund, den Europäer, wenn ſie dis läſen, ſich erlauben könnten, allein ſchon zuvor; man mus dabei aber auch erwägen, daß überhaupt bei unſerer natürlichen Lebensart der Zeugungstrieb hier um ein gut Theil mehr unter der Herrſchaft der Vernunft ſtehe, als in Europa. Wenn dann

nun aber alle dieſe Vorkehrungen nicht hinreichend geweſen ſind, zu verhindern!, daß eine unglückliche Ehe anfange: ſo iſt die Scheidung dasienige Mittel, welches wenigſtens verhindert, daß ſie fortdaure. — Und — ſo iſt auch auf dieſer Seite alles geſchehen, menſchliches Elend zu vermindern. Die Scheidungen ſind übrigens hier gerade ſo ſelten, als es in Europa die wahrhaftig-glücklichen Ehen ſein mögen.

Getauft wird, wie ſchon geſagt, bei uns nicht; auch wird der Geburt eines Kindes wegen nicht geſchmauſet. Alles, was geſchieht, iſt dis, daß der neugeborne Menſch beim Diſtriktgericht als wirklichangekommen gemeldet und daſelbſt eingeſchrieben wird. Statt des europäiſchen Geräuſches in Kindtaufenhäuſern herrſcht aber bei der Niederkunft einer trakimorſchen Mutter ganz iener Geiſt der innigſten und ſtillen Elternfreude, welchen der trefliche Chriſtenthumsſtifter ſo heilig und ſo ſelig pries, — der Freude, daß ein Menſch zur Welt geboren iſt. Die Augenblicke, in welchen Vater und Mutter ihr Kind zum erſtenmahle ſehen, und ſehen, daß es ein ganzes

und geſundes Menſchenkind iſt, ſind für ſie die entzückendſten ihres Lebens. Wenn irgendwo das Elternwerden, Elternſein und Elternweſen eine ernſthafte, ehrwürdige und heilige Angelegenheit iſt, ſo iſt es bei uns. Man kennet kein gröſſeres Glück und keine gröſſere Ehre, welcher der groſſe Menſchenſchöpfer Menſchen würdigt, als das Glück und die Ehre — Vater oder Mutter eines Menſchen wieder zu werden. Uebrigens gehen in dem Hauſe, wo ein Kind geboren wird, alle Geſchäfte ihren Gang ununterbrochen fort. Nach wenig Tagen iſt die Mutter wieder nach, wie vor, bei der Hand, und — wenn ſie zum erſtenmahle mit ihrer Familie wieder am Bethügel knieet, hat ſie das neugeborne Kind im Arm.

Nicht ieder, wer hier geboren wird, ſtirbt auch hier. Manche alte Jungfer, wie bereits gemeldet worden, findet die Eilandsluft für ſich beſſer, als die Luft in Trakimor. Auch ſteht es iedem Bürger frei, dahin auszuwandern; denn man hält es für unnatürlich einen Menſchen wie einen Baum, der an ſein Vaterland

an=

angewachſen iſt, zu behandeln und ihm nicht Freiheit zu laſſen, zu gehen, wohin er will. Aber freilich fühlen wir uns hier zu glücklich, als daß wir ohne die äuſſerſte Noth wandern ſollten, und wer einmahl nach den Inſeln gezogen iſt, darf ſich hier ebenſowenig wieder niederlaſſen, als die gebornen Inſulaner ſelbſt ſich bei uns wohnhaft machen dürfen. Dieſe Vorſicht iſt der Reinigkeit der Sitten und der Unveränderlichkeit unſerer Lebensart wegen ausdrücklich in den Geſetzen vorgeſchrieben. Die Inſulaner ſind Abkömmlinge von Koloniſten, welche aus unſerm Lande von Zeit zu Zeit ausgewandert ſind. In iedem Jahrhundert geſchehen ſeit der Revolution zwei ſolcher groſſen Auswanderungen, welche unſer Volkreichthum hervorbringt. Die Zahl der noch unbewohnten Inſeln iſt noch gros, daß uns alſo nicht bange werden darf. Die Koloniſten haben ſich freilich die beſten unter allen ausgeſucht, leben unabhängig von uns und haben auf iedem Eiland beſonders unſere ganze Staatsverfaſſung im Kleinen nachgeahmt. Wir begehen aber nicht die Sünde an ihnen, daß wir ihnen unſere Verbrecher zuſchicken, welche ſie auch

uns

uns zurückzuſchicken wohl klug genung ſein würden. Unſer Staat hat nicht die Maxime ergriffen, ſich blos ſeiner ſchlechten Bürger zu entledigen; ſondern er ſucht ſie zu beſſern. Nur ſolche Menſchen müſſen flüchten, die nicht Mann eines Mädgens werden wollen, daß durch ſie Mutter ward; weil es uns darum zu thun iſt, daß ſolcher Kinder bei uns nicht viel werden, die keinen Vater haben. Dergleichen Treuloſe haben aber mehrentheils das Schickſal, daß ſie von Eiland zu Eiland wandern müſſen, ehe ſie aufgenommen werden; da ſind ſie wohl Einſiedler auf einer wüſten Inſel worden, welcher der adäquateſte Lohn für ihre treuloſe Verlaſſung iſt.

Unſere gröſſern Auswanderungen ſind alſo ebenſo natürlich, als alles andere bei uns iſt. Wir verſenden zu Zeiten einen Theil unſerer iungen Leute blos aus der Urſache, aus welcher alle ältere Völker des Erdbodens, die ſich vermöge ihrer natürlichen Lebensart für ihr Vaterland zu ſtark vermehrten, Kolonieen in fremden Ländern ausſetzten. Unſere Geſetzgeber hielten es gleich anfangs bei ihren groſſen Anſtalten zur Ver-

meh-

mehrung des Völkerreichthums für möglich, daß dergleichen Fälle in ſpätern Zeiten eintreten könnten, und tröſteten ſich ſchon damals mit den benachbarten noch unbewohnten Eilanden. Alsdann vereinigen ſich alle, denen es in Trakimor zu enge iſt, und ſuchen das Weite; und ſo iſt auf ein Halbiahrhundert wieder Luft gemacht. Man glaubt hier feſt, daß kein Menſch auf den Einfall kommen könne, ſein Vaterland zu verlaſſen, als — wenn es ihm daſelbſt zu enge wird. Nur Mangel an Platz, ſpricht man, mus im Stande ſein, den Bürger zu vertreiben. Die Beiſpiele Europens, wo die Menſchen oft aus Verzweiflung über den Druck des Deſpotiſmus aus einem Lande ins andere ziehen, erregen daher hier allgemeines Entſetzen; und wenn man noch dazu hört, daß dergleichen Auswanderer die auf der einen Seite gleichſam mit Gewalt aus dem Lande getrieben werden, auf der andern wieder mit Gewalt ins Land zurückgezwungen werden: ſo zittert man vor der greulichen Tirannei. Haiamal ſprach einſt über dieſes Kapitel alſo: „Es gibt keine

gröſſere Schande für einen Suma, als die — wenn ſeine Bürger ihm häufig aus dem Lande wandern, ohne daß es ihnen an Raum daſelbſt fehlt. Iſt es nicht, als ſprächen ſie auf der Grenze noch zu ihm — Du wareſt kein guter Suma, ſondern belaſteteſt uns ſchrecklich; wenn deine Placker uns quälten, ſo saheſt du ihnen nach, und ſchrieen wir über ihre Unterdrückungen zu dir, ſo fanden wir bei deinen Felſen eher Gehör, als bei dir; dieſe nahmen doch unſer Geſchrei auf und hallten es wieder, du aber ſchlieſeſt dabei den Landesvaterſchlaf; Unnatürlicher, darum verlaſſen wir dich! Warlich die ärgſte Schmähſprache wider einen Suma, die ſeine Bürger durch wirkliche That, durch überhandnehmendes weltkundiges Auswandern, gegen ihn führen! Wenn er nun aber gar auf den Einfall kommen kann, den auf der Flucht begriffenen Bürger gewaltſam zurückzuhalten und ihn zu zwingen, daß er in einem Lande bleiben ſoll, wo er ſich zum Ueberdrus und zum Elend lebt — wird er alsdann nicht ein Doppeltgrauſamer? Das Wild, wenn es geſcheucht wird, tritt über die Grenze; die

Zug=

Zugvögel fliegen, wenn ſie kein Futter mehr finden, aus einem Lande ins andere; und — dem Menſchen ſoll es nicht frei ſtehen, eine Gegend zu verlaſſen, die weder Ruhe noch Brod für ihn hat? O des Fürchterlichen; was bildet er ſich ein? Glaubt er, ſeine Bürger wären ſein? Der Sonne gehören ſie; Kinder der Sonne ſind ſie. Wo die Sonne ſcheint, da ſind ſie zu Hauſe. Nicht die Sonne, ſondern die Suma's haben die Grenzen beſonderer Länder gezogen. Der Suma ſei Vater ſeines Volks, er ahme der Sonne nach und mache ſein Volk glücklich; er ſorge für Freiheit, Gewerbe und Lebensgenus in ſeinem Lande, ſo wird kein Bürger auf den Gedanken gerathen, über ſeine Grenze zu wandern! Dis iſt die einzige Art, Bürger zurückzuhalten, die ſich für einen Suma ſchickt; alle andere machen ihn vor der ganzen Welt zum Spott."

So lange, bis ſo eine groſſe Auswanderung aus Mangel des Raums bei uns erfolgt, läſſet ſich alles, was ſich neu beſetzt, ruhig neben einander nieder. Junge

Leute bauen ſich entweder ein Häusgen im Revier ihrer Eltern, oder kaufen ſich einen Platz dazu im Revier eines Mitbürgers. Niemand darf ohne Erlaubnis der Obern ſein Revier erweitern, wenn etwa noch Platz daneben wäre, worauf noch keiner ein Eigenthumsrecht hat. Auf ſolchen Plätzen, oder auch an den Bergen und am Meere bauen ſich dann die neuen Familien unentgeldlich an. Sie ſuchen dazu die Erlaubnis bei den Diſtriktgerichten und leiſten blos von der Zeit an ihren verhältnismäſſigen Beitrag zur allgemeinen Jahresabgabe des Volks.

So, wie nun durch unſere geſammte Staatsverfaſſung dafür geſorgt iſt, das Leben des Bürgers ſo glücklich, als möglich, zu machen und ihn von aller Noth, Sorge und Furcht zu befreien: ſo iſt auch dafür geſorgt, daß er ruhig ſterben könne, und daß ihm auch die letzte und ſchrecklichſte Furcht benommen werde, nehmlich die Furcht — lebendig begraben zu werden. Dieſer Punkt allein ſchon müſte Trakimor in den Augen iedes Menſchen, der iemals über das fürchterliche Schickſal, in Gräbern und Gewöl-

dern wiederaufzuleben und dann an ſeinem eigenen Fleiſch ſich erſt todt zu nagen, lebhaft nachgedacht hat, zu dem vorzüglichſten und wünſchenswertheſten Lande machen. Und wenn von allen den Fällen, welche man in Europa von Lebendigbegrabenen und von Gerippen, die man nach langen Jahren in alten Gewölbern auſſer den Särgen daſelbſt gefunden, erzählt, auch nur der zehnte Wahrheit iſt, wen ſchaudert die Haut nicht davor? Solchen bis zur Entſetzlichkeit fürchterlichen Ereigniſſen iſt bei uns auf folgende Art vorgebeugt worden. Jeder, wer hier ſtirbt, ſtirbt zwar im eigentlichen Verſtande in den Armen ſeiner Familie; aber ſein Tod mus ſofort beim Diſtriktrichter angezeigt werden. Alsdann erſcheinen die Todtenunterſucher, welche öffentlich beſoldet werden und allemahl zu der Geſellſchaft der Erforſcher der Natur gehören, und ſprechen das Urtheil über ihn. Bis dahin bleibt der Todte auf dem Lager, wo er ſtarb, liegen. Finden ſie ſeinen Tod zweifelhaft, ſo ſtellen ſie allerlei Verſuche durch Umwenden des Leichnams auf alle Seiten, durch Lufteinblaſen, durch Reiben u. ſ. w. an; und ſo vergeht kein Jahr

 bei

bei uns, daß nicht ſcheinbare Todte unter ihren Händen wiedererwachten. Nach vierundzwanzig Stunden erſt und nie ohne ihre Erlaubnis wird der Todte auf ſeinem Sterbelager mit dem ſimpelſten Gewande des Todes, mit einem bloſſen Sterbehemd bekleidet und — in das allgemeine Todtenhaus gebracht, dergleichen auf iedem Diſtriktgottesacker in der Mitte befindlich iſt. Dis Haus beſteht aus einem bloſſen Dache, deſſen Stuhl auf Säulen ruhet, und iſt unten her völligfrei und offen. Da wird der Todte entweder in ſeinen eigenen offenen Sarg, oder auf ein bloſſes Lager gelegt, ie nachdem ſeine Beſtimmung iſt, und ſeine Familie geht ſo lange ab und zu bei ihm, bis die Todtenunterſucher ſeine Verweſung ankündigen. Alsdann geſchieht mit dem Todten, wie er befohlen hat, und ſeine Vorſchrift wird treulich gehalten. Man begräbt ihn entweder in ſeinem Sarge, oder man verbrennet ihn. Im letztern Fall wird ſein Aſchenkrug bald auf dem Gottesacker neben dem zuletzt eingeſenkten verſenkt, bald von ſeiner Familie mit nach Hauſe genommen, da er dann ſeine Stäte im Bethügel des Gartens findet. Dis iſt die geſetzliche Vor-

Vorſchrift, nach welcher wir unſere Todten behandeln. Wer einen Leichnam begraben oder verbrennen wollte, ohne die Todtenunterſucher erſt herzugerufen zu haben, der würde geradezu in den Verdacht eines an ihm begangenen Mordes genommen. Solchergeſtalt iſt es bei uns ebenſo unmöglich, einen Menſchen heimlich über die Seite zu ſchaffen, als es unmöglich iſt, lebendig begraben zu werden.

Beide Handlungen, das Begraben ſowohl, als das Verbrennen, geſchehen mit Aufgang der Sonne und ohne weitere Cerimonie und Geräuſch. Die nächſten Verwandten des Verſtorbenen thun an ihm alles; ſie pflegen ihn auf ſeinem Sterbebette, drücken ihm die Augen zu, ziehen ihm das Sterbehemde an, ſchlagen ihm den Sarg zuſammen und begraben ihn, oder verbrennen ihn und füllen ſeinen Aſchenkrug und ſetzen dieſen bei. Man ſieht dis alles für Familienpflichten und für Familiengeſchäfte an und verrichtet es alſo auch nur in Familie. Doch ereignet es ſich zuweilen, daß, wenn ſehr geſchätzte Todte in das Todtenhaus gebracht werden, viel Rechtſchaffene, die blos ſeine Mitbürger wa-

ren, ihn dahin begleiten. Während dieſer allerletzten Handlungen herrſcht in den Seelen und auf den Geſichtern derer, welche ſie verrichten, eine feierliche und fromme Stille. Man denkt dabei wirklich an Tod und Sterben und hat nicht etwa blos mit Todten und Verſtorbenen zu thun. Man verbrennt und begräbt den Leib ſeiner Freunde und Lieben mit dem lebhafteſten Glauben an die Unſterblichkeit ihres Geiſtes, der weder mit verbrannt noch mitbegraben wird, und ſchickt dieſem noch bei der Einſenkung ſeines Körpers oder ſeiner Aſche die zärtlichſten Segnungen in das Land der Geiſter nach. Den Aſchenkrug verſenkt allemahl der Gatte, oder das älteſte Kind, oder der nächſte Verwandte, und die Beiſetzung deſſelben, beſonders wenn ſie auf dem Bethügel des Familiengartens geſchieht, iſt nächſt dem Gebet die andächtigſte Handlung in Trakimor. Dennoch geht bald nachher die ganze Familie wieder an ihre Berufsgeſchäfte und verrichtet ſie ſo brav, als wenn der Todte noch dabei wäre. Abends laſſen ſich dann wohl die Flöten im Garten nur traurig hören und man ſtimmt in der Nähe des Bethügels ein Lied von Unſterblichkeit und Wiederzuſammenkommen an. Uebrigens

gens ſind die Trakimorianer über den Verluſt ihrer Todten nicht untröſtbar; die feſte Ueberzeugung, daß dem Verſtorbenen nun wohl und beſſer noch zu Muthe ſei, als ihm hier auf Erden war, verſüßt ihnen die Schmerzen der Trennung.

O wie kontraſtiren wir ſimplen Heiden in Trakimor auch ſogar noch in dieſer letzten menſchlichen Angelegenheit gegen ſo viele der aufgeklärten Chriſten Europens! Unter dieſen auch im Tode, auch auf der Bahre, auch im Grabe oft noch Luxus!!! Welche unverantwortliche Thorheit, einen Todten noch zu putzen, oder gar noch zu koeffiren und zu friſiren! Man denke einmahl — ein friſcher Todtenkopf — ein Todtenkopf mit einem Kopfzeug oder gar ein Todtenkopf mit einer Stutzperücke! Man denke einmahl — ein Paar Todtenhände mit weiſſen glaſirten Handſchuhen — ein Paar Todtenbeine mit Schuhen und Schuſchnallen! Man denke einmahl — ein ganzer Leichnam eines Geiſtlichen in ſeinem vollen Ornat, als wenn

 er

er predigen ſollte — ein ganzer Leichnam eines todten Soldaten in ſeiner vollen Uniform, als wenn er Schildwache ſtehen ſollte — — Iſt es möglich!!! Sollte man nicht lieber die Koſten des unnützen Todtenputzes nehmen und arme Lebendige damit kleiden? Und dieſen natürlichen Gedanken finden Chriſten nicht, denen doch geſagt iſt, daß ſie nichts aus der Welt hinaus bringen ſollen, wie ſie nichts in ſie herein gebracht haben? Den Todten gehört ein Sterbehemde, und das nicht einmahl ſeinetwegen, ſondern derer, die ihn ſehen, wegen. So gehört ihm auch nur, wenn man ihn nicht in die pure Erde legen will, ein Kaſten von Bret, und damit gut. Welcher zügelloſe Aufwand unter vielen Europäern an Särgen, deren Koſtbarkeit man noch nach Ranges= oder Standesgebühr abmißt, und an welchen man wohl noch — o Thorheit aller Thorheiten — die hochanſehnlichen Geſchlechtswapen ſiehet! Welche fühlloſe Eſſerei und Trinkerei der Leichenbegleiter hier und da am Begräbnisabend, die dazu in langen Trauermänteln ſitzen und in der einen Hand den Florhut und in der an=

dern

dern das Weinglas halten und an nichts weniger, als an den Todten denken! Welcher üppige Staat bei der Leiche ſelbſt; welche unnütze Menge von Licht, welch ſtolzes Karoſſengeraſſel; oder welcher fade Singſang und welch abergläubiſches Glockengeläute; und welch ein Kondukt von Leuten, von denen nicht der zehnte Mann an der Traurigkeit der Leidtragenden Antheil nimmt! Und dann bei allen dieſen Gotte und dem Todten zu Ehren angeſtellten Exequien ein Auflauf von Menſchen, der an den Feuerlerm grenzt; ein Toben, wie ſich die blindeſten Heiden bei ihren ärgſten Poſſenſpielen nicht erlauben; ein Gewirre vom Pöbel aus allen Ständen, in deſſen Seele kein ſimpathiſirender und frommer Gedanke kommt, ſondern der ſich die gröbeſten Ungezogenheiten oder wohl gar Ausſchweifungen in denſelben Augenblicken erlaubt! O Chriſten, Chriſten, wie ſchändet ihr mit allen dieſen Todtengreueln euch häufig noch ſo! Und ihr wäret Gläubige an den, der aus einem Leichenhauſe die Pfeifer und das Getümmel austrieb? Gläubige an den, dem am Grabe ſeines Freundes ſo ganz ſtill die Augen übergingen? Ihr

wäret Aufgeklärte? Aufgeklärte? O das Volk mache nicht den geringſten Anſpruch auf wahre Aufklärung, das mit ſeinen Todten noch Luxus treibt! Eitelkeitsprunk und Tod — Todesſtille und übermäſſiges Geräuſch — Die Unvereinbarkeit zwiſchen beiden einzuſehen, dazu gehört auch nur der unterſte Menſchenverſtand. Wie iſt es möglich, daß ihr, von tauſend Abgaben und Laſten gedrückt, euch dieſe freiwilligen Laſten noch aufbürden könnet? Wie iſt es möglich, daß eure Weiſen dazu ſchweigen? Aber — dieſe höret ihr vieleicht nicht. Wie iſt es möglich, daß eure Suma's dem Unweſen kein Ende machen? Aber — dieſe laſſen bei ihren eigenen Leichen zuweilen ſelbſt den allerübertriebenſten Luxus treiben. In Trakimor wird der todte Suma nicht anders behandelt, als der todte Fruchtbauer. Er liegt ebenſo im Sterbehemde im Todtenhauſe, wie dieſer, und wird ebenſo verbrannt, wie ieder anderer, der verbrannt ſein will. Seinen Aſchenkrug trägt ſein Nachfolger zu den Aſchenkrügen der übrigen Suma's, wo er der ſpäteſten Nachwelt noch einen heiligen und thränenerweckenden Anblick gewährt.

So

So wird mit keinem Todten bei uns der geringſte Unſinn getrieben. Wir folgen auch hierinn der Natur, welche dem Tode die höchſte Stille beigeſellet hat. Unſere Gottesäcker ſind Gärten gleich, durch welche kreutz und queer breite Blumengänge führen. Auf den Rabatten liegt die Vorwelt von Trakimor und ſtaubt. Dieſe werden beſtändig rein gehalten und ſehen einem Saatfelde ähnlich, das eben erſt beſtellt iſt. Auf unſern Bethügeln, die voll Urnen ſind, blühen iahrausiahrein Kräuter und Staudengewächſe. Die Bilder unſerer Todten haben wir gern; Leichenſteine aber, Kreuze und andere vergängliche Denkmähler ſetzen wir ihnen nicht. Wir ſuchen uns einander lieber durch die edelſten Handlungen des Lebens unvergeslich zu machen. Und zur niedrigſten unter allen Todtenthorheiten, zur Anlegung einer äuſſerlichen Trauertracht, gäbe ſich vollends kein einziger vernünftiger und guter Mensch unter uns her. Wie? Wir ſollten etwas zum Zeichen und Beweis unſerer Rührung über den Tod unſerer Lieben machen, das ieder Heuchler, ohne im geringſten gerührt zu ſein, nachmachen kann? Und was ſollten

wir dann thun, wenn die Trauerzeit um wäre? Aufhören für ſie zu empfinden? Wie könnten wir das! So, wie wir nun nach Jahr und Tag durch ihr Andenken noch gerührt werden, ohne ſchwarz zu gehen, ſo würden wir uns vorzuwerfen glauben, wenn wir in den erſten Tagen nach ihrem Tode zur Trauerkleidung griffen, um unſere innere Trauer auszudrücken Wir halten lieber unſere Verſprechungen recht heilig, die wir unſern Todten gethan und erfüllen ihre letzten Bitten recht redlich, welche ſie an uns noch hatten. Legen wir einen Flor ihrentwegen an, ſo binden wir ihn nicht nach europäiſcher Art um den Arm, ſondern auf bravtrakimorſch ums Herz.

Unſtreitig iſt dieſe ganze Geräuſch- und Aufwandloſigkeit und Simplicität, mit der wir unſere Todten zur Erde beſtatten, dadurch zur allgemeinen Volksſitte geworden, daß wir uns von dem, was wir von ihnen wirklich einſcharren oder verſenken, die Vorſtellung machen, daß es kein weſentlicher Theil von ihnen, ſondern nur ihre geweſene irrdiſche Hülle ſei, welche nun nicht weiter zu ihnen ge-

gehört und die ſie auf ewig abgelegt haben. Wir glauben, daß der eigentliche Menſch, oder der Geiſt des Menſchen, der im Tode ſein gröberes Gewand verliehrt, auch durch den Tod gleich ſein feineres empfange, in welchem er dann den Wechſel der Welten antritt, und wozu die Grundſtoffe ſich ſchon in ſeinem irrdiſchen Körper ausbildeten. Daher erzeigen wir dieſem, ſobald er entſeelt iſt auch nicht mehr Ehre, als ihm gebührt, und die Aſche unſerer Freunde gewährt uns blos das ſinnlichſte Andenken an die, denen ſie einſt gehörte. Wir ſehen, daß die Natur aus iedem menſchlichen Körper, wenn wir ihn auch nicht verbrennen, endlich doch Aſche mache; dieienigen, welche alſo die Verbrennung ihres Körpers nach dem Tode anordnen, laſſen von ihren Freunden der Natur bei dieſer ihrer letzten Anſtalt gleichſam nur Handreichung thun; und ſo könnte man auch dis noch kultivirte Natur in Trakimor nennen. Noch iſt das Verbrennen der Körper nicht allgemeine Volksſitte; man will dem Volke auch darüber kein Geſetz geben; unſere Weiſen halten aber alsdann das groſſe Werk der Volksaufklärung für vollendet,

wenn

wenn es einſt dieſe geworden ſein wird. — Die Entfernung alles Geräuſches und Gepränges von unſern Leichenanſtalten ſtiftet zugleich den groſſen Nebenvortheil, daß wir dadurch keine unnatürliche Todes- und Todtenſcheue für uns erwecken. Es iſt begreiflich, daß die Menge von Anſtalten, welche eines menſchlichen Vorfalls wegen getroffen werden, ihn erſt auffallend machen; wenn nun gar dieſe Menge von Anſtalten dabei eine Menge von lauter traurigen, fürchterlichen und Schaudererregenden iſt, wie kann es anders ſein, als daß dadurch der Vorgang ſelbſt, deſſentwegen ſie getroffen werden, erſt recht traurig, ia fürchterlich und ſchaudererregend werden müſſe. Warlich, die Europäer ſind an der unnatürlichen Todesſcheue, die ſie zur Schande ihrer Religion, welche davon durchaus nichts wiſſen will, noch immer unterhalten, durch ihre Todten- und Leichenanſtalten ſelbſt Schuld. Man führe einen Menſchen, der von Todesfurcht nicht das geringſte weis, in ein europäiſches Leichenhaus, laſſe ihn da in der Hausthür die ſchwarzbehangenen Wände und den ſchwarzbehangenen Sarg ſehen, und

in der einen Stube die ſchwarze Leichenbeglei- tung, und in der andern die ſchwarzvermumte Familie; — er müſte kein ſinnliches Geſchöpf ſein, wenn er beim Wiederheraus- gehen aus dieſem Hauſe nun nicht ein Gefühl, das er noch nie empfand, Todes- und Todtenſcheue, empfände. Der Sonne ſei Dank, hiervon wiſſen wir nichts, und wir ſind weder ſo thöricht, noch ſo grauſam gegen uns ſelbſt, dergleichen fürchterliche Gefühle und Gemüthsbewegungen uns muth- willig zu bereiten. Wir betrachten den Tod als das allernatürlichſte, was iedem Menſchen, wie iedem Bureang und iedem Sandosbaum und ieder Malia endlich wieder- fahren mus. Wir ſehen freilich lieber leben, als ſterben, ſo, wie wir iede Blume lieber blühen, als abblühen ſehen. Wir leben ſelbſt lieber, als wir ſter- ben. Sobald es aber ſein mus, können wir auch ſterben ſehen und ſelbſt ſterben. Wir drücken den Glauben an eine ſeligere Zukunft feſt an unſer Herz; wir rufen uns zu — in Trakimor wars ſchön, dort wirds noch ſchöner ſein; und ſo gehen wir ruhig aus dem goldenen Lande

der

der Erde in das diamantene Land der Geiſter über.

Jeder, wer dis Buch iemals bis hieher mit Aufmerkſamkeit geleſen haben wird, mus ſich auch den trakimorſchen Volkskarakter nun ſelbſt entwerfen können. Er iſt, kurz geſagt, iener Karakter, den der Groſſe von Nazaret mit den Worten beſchrieb — es ſei denn, daß ihr wieder werdet, wie die Kinder, ſo werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Er iſt, noch kürzer geſagt, kultivirte Natürlichkeit. Tauſendmahl geneigter zum Guten, als zum Böſen, iſt unſere Nation gerade, offen, bieder, treuherzig, wohlwollend, theilnehmend, heiter, mäſſig, männlich, biegſam, verträglich, verſöhnlich, bürgerlich, geſellſchaftlich ohne Komplimente, ehrerbietig gegen die Obern, folgſam gegen die Geſetze, wahrhaftigreligiös, unermüdet in Arbeiten, brav in Gefahren, ausharrend in Leiden und geſetzt im Tode. Unter einem ſolchen Volke zu leben — wer kann den Werth und die Glückſeligkeit beſchreiben, welche das Leben dadurch empfängt!

pfängt! Unſerer Staats- und Landes-verfaſſung haben wir dis alles zu verdanken; dieſe hat den treflichen Volkskarakter erzeugt und fixirt ihn nun noch immer mehr und mehr auf alle ewige Ewigkeiten von Trakimor. Sollte denn aber der Weſen Vater nur unſer einziges Völklein zu dieſer Stufe von Ausbildung und Glückſeligkeit beſtimmt haben? Nein, nein, er hat gewis die ganze Menſchheit dazu beſtimmt. Nun, ſo wird er auch ſein groſſes Werk einſt vollführen und — ſein Reich wird endlich zu allen Völkern kommen. Aber o ihr armen und vieleicht zahlreichen Generationen, die ihr unterdeſſen noch troſtlos geboren werdet und hinſterbet, wie verdiente euer Schickſal die Thränen der Gottheit, wenn ſie weinen könnte! Und welche Revolutionen werden unter euren Nachkommen noch vorhergehen müſſen, ehe ſie die Glückſeligkeitshöhe erklimmen, auf der wir in Trakimor ſchon feſtſtehen! Himmel und Erde werden erſt vergehen müſſen, alles, alles wird in Grund und Boden in euren Staaten erſt umgekehrt werden müſſen; aber dann, dann werden ſeine Worte auch bleiben, die Worte,

welche der Ewige ſprach — ich habe das ganze Menſchengeſchlecht zur Glückſeligkeit beſtimmt. . . Das Chriſtenthum ſollte einſt dieſe allgemeinen Revolutionen zum Beſten der Menſchheit im Stillen bewirken helfen. Das ſollte die Erlöſung ſein, welche durch Jeſum Chriſtum geſchähe. Sein Reich ſollte allerdings nicht von dieſer Welt ſein; ſondern — dieſe Welt ſollte von ſeinem Reiche werden. Aber wie iſt der weitumfaſſende Plan dieſes Edlen bei der an ihn gläubigen Nachwelt verunglückt! Sein Reich iſt warlich von dieſer Welt geworden; oder unter ſeinen Gläubigen herrſchen Pfaffenthum, Deſpotismus, Krieg, Unnatur und Luxus, und alles daher entſpringende menſchliche phiſikaliſche und moraliſche Elend und Verderben ſo gut, als unter andern Völkern. O Chriſten, Chriſten, wie habt ihr ſeine Erlöſung vereitelt! Wie hat er euch ſo vergeblich vorgearbeitet! Wir Naturchriſten, die wir nicht auf Jeſum getauft ſind, werden durch Jeſum ſeliger als ihr; oder — ſeine Grundſätze, welche uns die Natur lehrt, werden von uns herzlicher geglaubt

und redlicher ausgeübt, und ſind die Baſis unſerer Staatsverfaſſung und unſeres bürgerlichen und häuslichen Lebens geworden; und hierdurch haben wir den Weg zur höchſten menſchlichen Glückſeligkeit auf Erden gefunden. Ach, lieſſe euch Gott dieſen Weg auch bald finden, den eure Religion euch ſo deutlich vorzeichnet! — Gerührt bei dieſem Gedanken, wie einſt auf dem St. Gotthardsberg, als er die Sonne aufgehen ſah, ſitzt Tindal in dieſen Augenblicken in Damuls Garten unter einer balſamiſchen Laube, und blickt erſt nach Damuls Bethügel, in deſſen Gründen ſeine Urne einſt ſtehen wird, und dann zur eben auch aufgehenden Sonne hin und betet:

„Ewiges Urweſen — Vater der Sonne — allbarmherzige Liebe — — ſei den Millionen meines verlaſſenen Vaterlandes bald gnädig! Verwandle ihre Religion aus Mönchs- und Pfaffengeſchwätz wieder in die urſprüngliche, reine, natürliche und ſeligmachende Lehre, die der, wie alle Edlen, welche für das Heil der Menſchheit arbeiteten, ſprachen und litten, von dir geliebte Jeſus lehrte! Bringe die armen Europäer auf allen

Seiten zur Einfalt der Natur zurück und gebeut der Peſtilenz des Luxus, daß ſie von ihnen weiche! Mache alle ihre Könige und Kaiſer innigſt glaubend, daß Krieg das Unchriſtlichſte und Himmelſchreiendſte ſei, was ſie unternehmen können! Und — verleihe iedem europäiſchen Manne auch Mannesmuths genung, daß er zu iedem grauſamen Suma ſpreche — du Tiger — wie Jeſus zum argliſtigen Suma Herodes ſprach — du Fuchs! Schaffe dis alles unter ihnen ſo bald, als möglich, durch Jeſum Chriſtum! Amen.“

Ende des zweiten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Warren, George Edward

Trakimor, oder das goldene Land Aus dem Englischen übersetzt

Bd.: 2

Leipzig (1788)

P.o.angl. 448-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10750703-9
VD18 1544693X-001